Blätter aus dem Frauenleben.

Erster Theil.

Blätter aus dem Frauenleben.

Eine Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

August Kretzschmar.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Erstes Kapitel.

An einem schönen Maiabend des Jahres 18 . . schien die Sonne klar und herrlich herab auf Stockholm und dessen schöne Umgebungen. Sie spiegelte ihr glühendes Antlitz in den Fluten des Mälar, und schien mit ihren schrägen Strahlen Hoffnung und Freude der neuerwachten Natur zuzuflüstern, welche grün, knospend, fröhlich und lächelnd bekräftigte und theilweise erfüllte, was die Sonne während des Tages versprochen.

Es war ein Abend, lieblich und still wie das Abendgebet eines Kindes. Man fühlte das Herz von Ruhe erfüllt, und das Auge hob sich unwillkürlich zu dem unermeßlichen blauen Himmelsgewölbe empor, um dem allgütigen Geber zu danken. Es war als ob der Frieden Gottes auf der ganzen Welt ruhte, und Gottes Liebe sich in jedem Windhauche offenbarte.

An dem offenen Fenster in einem stattlichen Hause mit der entzückendsten Aussicht saß an diesem Abend eine Frau von edeln, ernsten und schönen Gesichtszügen. Die Freuden und Illusionen der Jugend lagen bereits hinter ihr. Sie konnte ungefähr vierzig Jahre zählen.

Mit einem Ausdruck von Wehmuth und Bewunderung

betrachtete sie das Gemälde, welches vor ihr ausgebreitet lag, und folgte dann mit träumerischem Blick einem Segel, welches an der sogenannten Blockhausspitze sichtbar ward, und sich unbemerkbar der Stadt näherte.

An der wechselnden Bewegung von Hoffnung und Unruhe in ihren Zügen sah man, daß sie mit den wärmsten Wünschen ihres Herzens an diesem Schiffe hing; aber, gleichsam als ob sie aus einem Traume erwacht wäre, fuhr sie sich mit der Hand über die Stirn, seufzte und wendete ihren Blick nach einer andern Richtung.

Auf einem Schemel zu ihren Füßen saß ein Mädchen von sechzehn Jahren. Sie hielt mit ihren beiden Händen eine der Mutter umschlossen, und ihre Augen waren mit bekümmertem und liebevollem Blick auf das Antlitz derselben geheftet. Es lag in ihrer Haltung, in dem Ausdruck ihrer Züge etwas fast Bittendes, und gleichwol blieb sie stumm, als ob sie gefürchtet hätte, auch nur durch ihrem Athemzug die Mutter in ihren Träumen zu stören.

Und nun, mein lieber Leser, mußt du mir erlauben, das Aeußere des jungen Mädchens ein wenig näher zu beschreiben. Sie ist bestimmt, in dieser kleinen Erzählung die Hauptrolle zu spielen, und was noch mehr ist, ihre äußere Erscheinung und ihr Charakter sind keine Frucht der Einbildungskraft, sondern nur die unvollkommene Copie eines lebenden Originals.

Jeder Zug ihres Gemüths ist treu nachgezeichnet; aber dennoch wird die Schilderung desselben, wie jeder Versuch, die Natur nachzuahmen, unvollständig werden. Ein Bildniß, sei es auch noch so ähnlich, ist und bleibt doch immer nur das todte Bild eines lebenden Wesens.

So ist es auch mit allen Beschreibungen. Das kalte Wort kann die von Leben, Gefühl und Begeisterung glühende Seele nicht vollkommen wiedergeben.

Das junge Mädchen war groß und von junonischer Gestalt. Ihr Wuchs war ebenmäßig und so untadelhaft,

als ob er aus der Hand eines Künstlers hervorgegangen wäre, nachdem dieser alles Schöne in der Form vereinigt, um daraus ein Ganzes zu bilden. Die Hände waren nicht klein, aber schön; Arme und Schultern blendend weiß und von seltener Schönheit. Der schöne, beinahe stolze Hals trug ein Haupt, welches durch seine phrenologisch schöne Form einen klaren Verstand in Verbindung mit sittlicher Würde und Gefühl verrieth. Das von Natur langgelockte dunkelbraune Haar war mit geschmackvoller Einfachheit über der hohen weißen Stirn getheilt, die es umschloß, und fiel dann in Locken auf Nacken und Schultern herab.

Die Züge des Gesichts waren nicht schön, zeichneten sich aber durch harmonische Reinheit aus. Die großen, tiefblauen und etwas hervorstehenden Augen hatten einen so seelenvollen, offenen, klaren und biedern Ausdruck, daß man deutlich darin ein Herz las, warm wie die Sonne, rein wie der Himmel, keusch wie die Morgenröthe, ein für alles Gute nnd Edle offenes Gemüth, eine der Begeisterung für alles Schöne und Gute fähige Seele.

Die Nase war gerade, ermangelte aber der Form, welche dazu gehört, um sie schön nennen zu können. Der Mund hatte einen Zug von Lebensfrische, welcher den purpurrothen schwellenden Lippen, die einer blühenden Rose glichen, etwas Bezauberndes verlieh, und der Ausdruck um dieselben herum athmete Liebe, Ernst und Entschlossenheit. Dazwischen hindurch schlich sich auch ein stolzes Lächeln, und dieser Mund schien niemals einen unreinen Gedanken oder ein gedankenloses Wort stammeln zu können, sondern nur für Aeußerungen der Liebe, der Güte und der Wahrheit geschaffen zu sein.

Die Form des Gesichts war länglichrund, und die Farbe zart und munter. Die rosigen Wangen verriethen ein Blut, welches bei jedem Gemüthseindruck schnell durch die Adern eilte; und doch fehlte dem Wesen des jungen Mädchens jene muthwillige Lebendigkeit, welche sonst durch

ein rasches Blut erzeugt wird. Sie hatte im Gegentheil etwas Ruhiges und Stolzes in ihrem äußern Gebaren, welches deutlich zu erkennen gab, daß ihre Gefühle ihr viel zu heilig wären, als daß sie dieselben den Blicken anderer preisgegeben hätte.

Es lag in ihrer ganzen Art und Weise ein hoher Grad von Selbstbeherrschung, der ihr auf den ersten Anblick einen Anstrich von Unzugänglichkeit und Kälte gab. Als sie aber jetzt so mit ihrem Blick auf die Mutter gerichtet dasaß, war es, als ob ihre ganze Seele im Auge läge, und als ob alle Gedanken an ihr eigenes Ich vor der Liebe und Unruhe in den Hintergrund getreten wären. In ihren Zügen stand die reine leidenschaftslose Zärtlichkeit des Kindes geschrieben, und sie konnte wegen dieses zauberischen Ausdrucks ohne Widerspruch schön genannt werden, als sie so, mit einer Thräne tiefen Gefühls an den Augenwimpern zitternd, dasaß.

Endlich, nach einer langen Weile, wendete die Mutter das Gesicht nach der Tochter herum, und heftete ihre sanften braunen Augen auf sie, indem sie mit liebevoller ernster Stimme, und während sie mit der freien Hand liebkosend über das glänzende seidenweiche Haar des jungen Mädchens fuhr, sagte:

„Glaube nicht, Emy, daß ich bös auf dich sei. Ach nein, mein Kind; es war mir nur schmerzlich zu bedenken, daß du wegen eines unbedeutenden Vergnügens mich vergaßest und deinetwegen in Unruhe ließest."

„O, Mama, sprich nicht so", bat Emy, und Thränen rannen ihr die Wangen herab, während sie ungestüm die Hand ihrer Mutter an ihre Lippen drückte. „Ich hatte dich nicht vergessen. Es war nicht das Vergnügen, was mich bewog, die bestimmte Zeit zu überschreiten. Nein, geliebte Mama, ich brannte vor Sehnsucht, wieder zu dir nach Hause zu kommen; du weißt ja, daß es für mich keinen liebern Platz, kein größeres Vergnügen gibt, als zu deinen Füßen sitzen zu dürfen.

Sag', daß du dies weißt, daß du dies fühlst!" bat Emy und drückte ihr mit Thränen benetztes Antlitz an die Brust ihrer Mutter.

„Das habe ich auch stets geglaubt, und bin von deiner zartesten Kindheit an in dieser meiner Ueberzeugung glücklich gewesen; heute aber, mein geliebtes Kind, als ich zwei Stunden lang vergebens und mit Unruhe auf dich wartete, heute bezweifelte ich, daß ich deinem jungen Herzen genug sei."

Die Mutter drückte, indem sie dies sagte, das Haupt des Mädchens mit Wärme an ihre Brust.

„Aber ich war nicht daran schuld, sondern die Tante, welche mich zwang zu bleiben, bis Helmina fort war. Du weißt nicht, Mama, wie mir das Herz vor Unruhe schlug, wie meine Gedanken und Gefühle sich um dich drehten, wie betrübt ich war, wie schmerzlich ich mich nach dir sehnte."

Die Mutter küßte das Mädchen auf die Stirn, während sie mit rührender Güte antwortete:

„Wir wollen nicht mehr an diesen unbedeutenden Umstand denken. Ich habe dir Unrecht gethan, und du wirst es mir verzeihen. Aber du weißt, meine Emy, wie viel du mir bist. Du weißt, daß mein Herz während der langen Seereise deines Vaters sich mit einer vielleicht allzu großen Schwäche an mein Kind gehängt hat. Du hast mir Gatten und Aeltern ersetzt. Wenn dein Vater nicht da ist, bist ja du meine ganze Welt."

Emy schlang ihre Arme um den Leib der Mutter, und sie hielten einander eine lange Weile fest umschlossen. Beide waren zu aufgeregt, um sprechen zu können.

Endlich machte die Mutter sich aus den Armen des Mädchens los, streckte die Hand nach dem draußen auf den Wogen schaukelnden Schiff aus, und hob mit schwacher Stimme wieder an:

„Siehst du dort jenes Segel? Bei dem Anblick desselben verdoppelten sich die Schläge meines Herzens

und ich bildete mir ein, es sei das Schiff deines Vaters, welches heimkehrte. Ach, ich vergaß, daß es mir erst in zwei Monaten vergönnt sein wird, ihn nach dreijähriger Abwesenheit wiederzusehen. Es bemächtigte sich eine wehmüthige Ahnung meines Herzens bei dem Gedanken, daß eine noch so lange Zeit in dieser unruhigen Erwartung verlebt werden muß."

Sie ergriff die Hand der Tochter und legte sie auf ihr Herz, indem sie mit tiefer Bewegung hinzusetzte:

„O, wenn du wüßtest, wie diese langen und unaufhörlichen Trennungen mich geschmerzt, was ich durch diese ewige Unruhe wegen seines Lebens gelitten, dann würdest du auch begreifen, wie grenzenlos ich dich lieben muß, dich, das einzige lebende Band, welches es zwischen ihm und mir gibt, wenn Land und Meer uns trennen."

Sie schwieg und weinte still, das Haupt auf die Tochter herabneigend.

„Geliebte Mama", hob diese an, „bin ich es, die durch ihren Mangel an Pünktlichkeit diese bekümmerte Gemüthsstimmung in deiner sonst so starken Seele hervorgerufen? Das würde mich trostlos machen; denn mit meinem Leben wäre ich bereit, dir jeden Kummer, jeden Schmerz zu ersparen."

„Nein, Emy, nicht dein Mangel an Pünktlichkeit ist schuld, sondern einer jener Augenblicke, welche jeder Mensch einmal erfährt, wenn er in Gedanken die Vergangenheit überschaut, und mit banger Ahnung der Zukunft entgegensieht. Als ich nach deiner Zurückkunft in den schönen Frühlingsabend hinausschaute, stellte sich meinem innern Gesicht mein ganzes verflossenes Leben dar mit seiner reinen, ungetrübten Freude, aber auch mit seinen stummen Schmerzen und seiner marternden Angst und Unruhe. Es war als ob eine Stimme in meinem Innern mir zuflüsterte, daß dieser Rückblick nothwendig sei, weil meine Lebensbahn sich ihrem Ende nahe. Sieh nicht so bekümmert aus, mein Mädchen, sondern laß mich dir

mein Herz erschließen. Diese Ahnung kann ein Geschöpf meiner Phantasie sein; aber es kann auch eine Wahrheit darin liegen, und deshalb laß uns diesen Augenblick benutzen, um die Vergangenheit und Zukunft zu überdenken. Siehe, die letzten Strahlen der Sonne fallen auf dein Haupt; es ist ein Abschiedsgruß, den der Tag dir gibt; wer weiß, was der Morgen in seinem Schoße führt? Sieh, wie still und heilig die Natur vor uns ausgebreitet liegt. Sie spricht ihr Abendgebet, mein Kind."

Die Mutter faltete ihre Hände auf dem Scheitel der Tochter, neigte sich über sie und betete still. Auch Emy's Lippen bewegten sich im stillen Gebet. Als sie die gesenkten Häupter wieder emporrichteten, begegneten sich ihre Blicke; und wenn du, lieber Leser, jemals einen Himmel reinen und unaussprechlichen Gefühls in den Blicken eines Menschen gesehen, so lag er in denen, welche Mutter und Tochter jetzt wechselten. Es lag viel darin; denn es lag alles darin, was das Herz von unbegrenzter und heiliger Zärtlichkeit fühlen kann. Worte, wären sie auch noch so warm, würden diese Sprache nur unvollkommen dolmetschen.

„Sag' mir, Emy", begann die Mutter dann, „findest du, daß ich in allen meinen Handlungen eine liebreiche Mutter gewesen bin, welche ihre Pflichten recht erfüllt hat? Leg' die Hand aufs Herz und denke reiflich nach, ehe du antwortest. Hat meine Liebe mich zu schwach gemacht, oder habe ich vielleicht nicht so, wie ich gesollt hätte, dir zum Vorbild gedient?"

Es lag etwas so Sanftes, beinahe Demüthiges in der Stimme, daß sie mit ihrem vibrirenden Ausdruck in alle Saiten des Herzens griff.

„O Mutter, Mutter, wie kannst du so fragen?" rief Emy, und warf sich vor ihr auf die Knie nieder. „Du, so liebevoll, so erhaben, so mild, so engelrein — wie solltest du deine Pflichten nicht erfüllt haben? Du bist mir mehr als Mutter gewesen. Du bist mir ein

Schutzengel, von dessen Lippen ich nur gottselige Lehren gehört, und dessen Handlungen mir ein stetes Vorbild weiblicher Tugenden gewesen sind. Vor meiner Seele wirst du stets als das Wesen stehen, zu welchem ich mit Bewunderung aufschaue, und mein ganzes Leben soll ein stetes Bemühen sein, dir zu gleichen."

Emy bedeckte die Hände ihrer Mutter mit Küssen und Thränen.

„In diesem Augenblick", begann die Mutter wieder, „kommt es mir gleichwol vor, als ob ich in meiner Liebe zu dir einseitig gewesen wäre. Durch das Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden, welches mein eigenes Herz gehabt, habe ich mich vielleicht allzu ausschließlich an dich angeschlossen. Du bist mein alles gewesen, und ich habe mich auch zu allem für dich gemacht. Unsere Herzen haben sich gleichsam verschmolzen und schlagen nun gemeinschaftlich. Habe ich darin recht oder unrecht gehandelt? Dies war die Frage, die ich mir heute Abend vorlegte. Ich habe in dir jenen Schatz von Zärtlichkeit genährt und entwickelt, infolge dessen du nicht leben kannst, ohne jemand zu haben, den du liebst und von dem du geliebt wirst. Dieses Gefühl, mein Kind, wird sicherlich sich durch dein ganzes Leben hindurchziehen und den Grundton deiner Seele ausmachen. Habe ich, indem ich dieses Bedürfniß in dir hervorrief, mit gebührender Rücksicht auf dein künftiges Glück gehandelt, oder nur den Grund zu Gefühlen gelegt, welche dir Leiden verursachen werden?"

„Aber, Mama, wie oft hast du gesagt: «Das Leben und die Bestimmung des Weibes ist die Welt der Gefühle. Sie ist geschaffen, um darin ihr Glück zu finden, um dadurch Glück zu verbreiten.» Solltest du also im Widerspruch mit deiner Pflicht und meinem Glück gehandelt haben, als du meinen Gefühlen eine Nahrung gabst, welche dieselben zu einem schönen und edeln Ziel entwickelt hat? Lieben ist ja die Bestimmung des Weibes. Wohlan, meine Mutter, du hast ja die-

ser Bestimmung eine reine und heilige Richtung gegeben. O hat nicht die Liebe, welche du an mich verschwendet, die Liebe, welche ich für dich gehegt, mein Leben verschönt und in meiner Seele die Erinnerung an die glücklichste Kindheit zurückgelassen? Welche Kümmernisse das Leben auch bringen kann, so werden doch deine Liebe und die schönen Tage meiner Kindheit als Schutzengel mir zur Seite stehen, und mir die Erinnerung an mein Glück zuflüstern, welches durch nichts getrübt werden kann."

„Aber, wenn ich nun nicht mehr wäre? Wenn der Tod mich von dir trennte?"

Die Stimme der Mutter bebte.

„Der Tod!" wiederholte Emy und betrachtete ihre Mutter mit verzweifeltem, angstvollem Blick. „Nein, nein, das kann nicht geschehen!"

Sie umschlang ihre Mutter ungestüm und setzte hinzu:

„Ich würde mit dir sterben, denn mein Herz bräche zugleich mit dem deinigen."

„Siehst du, mein Kind, ich habe dich durch meine Liebe so an mich gefesselt, daß du dir die Möglichkeit einer Trennung nicht denken kannst. Besäßest du eine Freundin von gleichen Jahren, so wäre dein Gefühl getheilt, und mein Verlust würde dir nicht so undenkbar erscheinen; indem ich aber von deinen zartesten Kindesjahren an dein Gemüth an die Heimat zu fesseln suchte, glaubte ich ebenfalls meine Pflicht gegen dich zu erfüllen, weil ich deinen Sinn ausschließlich dem Glück zuwenden wollte, welches Häuslichkeit und Liebe schenken. Ich wollte dich in der heiligsten und reinsten Bedeutung des Wortes zum Weibe bilden, und deshalb deine Seele nur auf die reinen Freuden des häuslichen Lebens richten. Ich bin aber vielleicht in diesem meinem Bemühen zu einseitig gewesen, und habe allzu ausschließlich geglaubt, daß die häuslichen Tugenden und ein tiefes religiöses Gefühl das wahre Glück und der wahre Frieden des Weibes auf

Erden sind. Ich hätte vielleicht dein Herz mehr auf die äußere Welt lenken und dir auch für diese Interesse einflößen sollen. So aber ist es möglich, daß du dem ersten Kummer erliegst, welcher dich trifft."

„Mama, ich werde zu Gott fliehen, wie du mich gelehrt", flüsterte Emy mit sanfter tiefbewegter Stimme.

„Dank, o Dank für diese Worte —"

In diesem Augenblick ward die Thür aufgerissen, und ein stattlicher, hochgewachsener Mann stand auf der Schwelle. Mutter und Tochter wendeten sich nach ihm herum und riefen:

„Mein Gustav!"

„Mein Vater!"

Im nächsten Augenblick wurden sie beide fest an eine laut pochende männliche Brust geschlossen, und Thränen der Freude strömten ihre Wangen herab. Auch in den Augen des unerschrockenen Seemanns glänzten ein paar helle Perlen, welche rasch in seinen vollen starken Bart herabfielen.

Wir wollen nicht versuchen, den nun folgenden Auftritt zu schildern, sondern statt dessen dem Leser Auskunft über die Lebensstellung der handelnden Personen geben.

Zweites Kapitel.

Der Eintretende war der Seekapitän Kreuzer, die beiden Frauen die Gattin des Kapitäns und seine Tochter. Der Kapitän, welcher einen Ostindienfahrer führte, hatte während der siebzehn Jahre, wo er verheirathet war, seine meiste Zeit auf dem Meere, und nur ganz kurze Zwischenzeiten bei seiner Gattin zugebracht.

Diese war eine in jeder Hinsicht reichbegabte Frau, welche sich aus Liebe vermählt, und die den fast stets abwesenden Gatten mit derselben schwärmerischen und hingebenden Zärtlichkeit liebte, welche sonst nur die erste Jugend der Gefühle zu kennzeichnen pflegt. Ihre Liebe hatte ihre ganze poetische Frische bewahrt, während die langen Trennungen ihrer Seele einen wehmüthigen Hauch mitgetheilt hatten.

Mit einem liebenden und warmen Herzen begabt, verschwendete sie ihre Zärtlichkeit an ihre Tochter, und lebte nur für die Entwickelung ihrer Anlagen nach einer edeln und guten Richtung. Mutter und Tochter hatten sich so innig, so fest aneinander angeschlossen, daß es keinen Gedanken und kein Gefühl gab, welches sie nicht ausgetauscht hätten. In Emy's Herzen erwachte niemals

der Gedanke, daß sie auf Erden noch sonst jemand so innig lieben könnte wie ihre Mutter.

Und nun, lieber Leser, kehren wir zu den handelnden Personen zurück.

Einige Stunden später sehen wir sie alle drei bei der fast feierlichen Abendmahlzeit versammelt. Glück und Freude standen in ihren Gesichtern zu lesen. Es war einer jener Augenblicke, wo der Mensch wünschen möchte, daß die Zeit stillstünde, damit er mit vollen Zügen die Glückseligkeit des gegenwärtigen Moments genießen könnte.

Am tiefsten aber fühlte Ebba, die Gattin des Kapitäns, ihr Glück. Sie saß zwischen diesen beiden Wesen, den einzigen, welche sie liebte; sie las Liebe und Freude in ihren Blicken, und empfand inniges Dankgefühl gegen den höchsten Geber für ihr und deren Glück.

Dennoch aber war ein neidischer Dämon thätig, und umspann sie mit seinen Unglücksfäden. Er fand wahrscheinlich ihr Glück zu groß für unsere Erde, wo der Schmerz ein treuer Bundesgenosse des Lebens ist. An ihrer Thür lauerte ein unheimlicher, tückischer Gast, der bei seinem Eintritt das Lächeln von ihren Lippen verscheuchen sollte.

„Ach, wie unaussprechlich glücklich bin ich doch, da ich dich, mein Gustav, ganze sechs Monate daheim behalten soll!“ sagte Ebba. „Es ist mir, als dürfte ich gar nicht wagen, an diese meine Seligkeit zu glauben.“

Sie reichte mit tiefinnigem Blicke ihrem Gatten die Hand.

„Siehst du, geliebte Mama“, hob Emy an, „alle deine traurigen Ahnungen haben sich in Freude verwandelt. Du weißt gar nicht, Papa, wie meine arme Mama sich sehnt und hinausblickt auf das weite Meer, wenn du fort bist; wie sie mit athemloser Verzweiflung lauscht und horcht, wenn es draußen tobt und stürmt“, setzte sie mit einem gleichzeitig ernsten und scherzenden Ausdruck in Blick und Stimme hinzu.

„Ebendeshalb weil ich weiß, wie das Herz meiner Ebba vor Unruhe bebt, ebendeshalb habe ich meine Reise beschleunigt, sodaß ich zwei Monate eher angelangt bin, als ihr mich erwartetet", antwortete der Kapitän, und betrachtete seine Gattin mit zärtlichem Blick. „Ihr wißt nicht, wie auch mein Herz da draußen auf dem Meere vor Sehnsucht nach euch schlägt. Ihr wißt nicht, wie es stürmt, wenn ich den Fuß auf den Boden meiner Väter setze, und mich beeile, euch beide zu umarmen, deren Bilder mich auf Land und Meer, in Sturm und Stille begleiten. Nun aber, nun, meine Ebba, wollen wir das Glück, wieder vereint zu sein, mit vollen Zügen genießen."

Der Kapitän schloß seine Gattin und seine Tochter an seine Brust und erhob sich vom Tische.

In demselben Augenblick fuhr Ebba sich mit der Hand nach dem Kopfe, und stammelte mit kaum hörbarer Stimme:

„O Gott, ich sterbe!"

Ohnmächtig sank sie in die Arme ihres Gatten.

Emy stürzte hinaus, um einen Arzt rufen zu lassen worauf sie mit Verzweiflung und Entschlossenheit die geliebte Mutter wieder zur Besinnung zu bringen suchte.

Ebba erwachte auch wirklich wieder zum Leben, aber Besinnung und Vernunft schienen entflohen zu sein; denn ein gewaltsames Fieber, von Irreden begleitet, tobte in ihren Adern.

Der Arzt kam und erklärte, Frau Kreuzer habe sich eine heftige Erkältung zugezogen, die sich aufs Gehirn geworfen und wahrscheinlich mit Nervenfieber enden würde.

Tage kamen und Tage vergingen. Die Maisonne schien eben noch so klar und herrlich, die Natur lächelte noch immer in ihrer Pracht; aber nicht ein einziger Strahl der Hoffnung drang in Kreuzer's Haus, wo er und Emy mit Verzweiflung im Herzen und nagendem Kummer in den Blicken an Ebba's Krankenlager wachten.

So waren neun endlos lange Tage vergangen, ohne daß der heftige Fieberwahnsinn sie auch nur ein einziges mal verlassen hätte, und ohne daß der Arzt Hoffnung gab.

Emy glich einer Bildsäule, während sie, den geängsteten Blick auf die theuern Züge heftend, dasaß. Keine Thräne linderte ihren Schmerz. Von Zeit zu Zeit durchzuckte eine krampfhafte Bewegung ihren Körper, und sie ergriff dann mit convulsivischer Heftigkeit die Hand ihrer Mutter, und drückte sie mit namenloser Angst an ihre Lippen.

Der neunte Tag hatte soeben begonnen. Es war ein Samstagabend. Vergebens hatte der Kapitän seine Tochter zu bewegen gesucht, sich einige Ruhe zu gönnen. Sie weigerte sich entschieden, ihre Mutter zu verlassen. Er war selbst von Nachtwachen und Aufregung so ermüdet, daß er sich in dem äußern Zimmer auf ein Sofa warf, um in einigen Stunden Schlaf seinen Kummer zu vergessen zu suchen und neue Kräfte zu sammeln.

Ebba hatte den ganzen Nachmittag in eine stille Erstarrung versenkt dagelegen, welche der Arzt als einen Vorboten des Todes betrachtete; jetzt saß Emy allein und lauschte auf den Athemzug der Schlummernden. Es war so ruhig, so still um sie herum, und nur das einförmige Ticken der Uhr unterbrach das Schweigen.

Emy neigte ihr Haupt zu dem der Mutter herab, und während sie so die Kranke betrachtete, dachte sie an die Freuden ihrer Kindheit, an die grenzenlose Liebe ihrer Mutter, an ihre sanften und ernsten Lehren, und ihr Herz drohte zu brechen bei dem Gedanken, daß diese Lippen niemals wieder zu ihr die Sprache der Liebe reden, daß sie niemals wieder die Augen ihrer Mutter sie zärtlich anlächeln sehen würde.

Im Uebermaß ihres Schmerzes sank das junge Mädchen auf die Knie nieder und betete, während ihr ganzer Körper von gewaltsamem Schluchzen erschüttert ward. Thränen der Verzweiflung bahnten sich den Weg über

ihre bleichen Wangen. Diese Thränen waren die ersten, welche dem Kummer, der in der Brust des armen Kindes wohnte, einigermaßen Luft machten.

Emy betete; sie betete, daß Gott sich ihrer erbarmen, daß er noch einmal die Stimme ihrer Mutter ihr Muth und Trost zusprechen lassen möge. Ach, Emy wäre so gern gestorben, wenn sie zuvor hätte in die Augen der Mutter schauen, ihr Haupt an ihre Brust drücken und ihren grenzenlosen Schmerz an ihrem Herzen hätte ausweinen können. Und als ob der Allgütige mit der Armen, die jetzt von ihrer ersten schweren Prüfung heimgesucht ward, Mitleid gefühlt hätte, ließ in diesem Augenblick die Stimme der Kranken, obschon schwach und mild wie Abendsäuseln, sich vernehmen.

„Emy, mein unaussprechlich geliebtes Kind, weine nicht, sondern setze dich zu mir. Ich habe dir soviel zu sagen, ehe wir einen langen, sehr langen Abschied voneinander nehmen."

Mit matter Bewegung streckte sie ihre Hand aus.

Emy hob ihr von Thränen benetztes Antlitz empor, und ergriff mit einem fast wahnsinnigen Ausdruck von Freude und Angst die Hand ihrer Mutter, während sie stammelte:

„O, Mama, Mama, du wirst nicht sterben! Du wirst leben! Gott wird Erbarmen mit mir haben."

„Ja, Gott wird Erbarmen mit dir haben, Liebling meines Herzens. Komm und setze dich her zu mir, und weine nicht mehr. Deine Thränen fallen wie Feuer auf mein Herz und brennen mich. Du wirst mir meine letzten Augenblicke nicht verbittern."

„Nein, nein!" stammelte Emy, und machte eine gewaltsame Anstrengung, um ihr Schluchzen zu ersticken und ihre Thränen zurückzuhalten.

Sie erhob sich von ihrer knienden Stellung, und setzte sich auf den Rand des Bettes, indem sie die Hände ihrer Mutter mit den beiden ihrigen umschlossen hielt.

„Ich fühle, daß meine Stunden gezählt sind, daß ich dich bald allein in der Welt lassen werde."

Emy's Körper ward bei diesen Worten von einer schmerzlichen Erschütterung ergriffen, und ein Seufzer, der einem Schluchzen glich, entrang sich ihrer beklommenen Brust.

„Nicht diese Heftigkeit, mein Kind", fuhr die Mutter fort. „Du mußt mich mit Ruhe anhören; denn ich wünsche meine Worte deinem Herzen unauslöschlich einzugraben."

„O, meine Mutter, meine geliebte Mutter", schluchzte Emy, die nicht im Stande war, ihre Thränen zurückzuhalten, oder ihren Schmerz zu unterdrücken, „du mußt mich mitnehmen; denn ich kann nicht mehr leben, wenn du nicht mehr bist."

„Du kannst nicht, sagst du? Ach, du wirst es, wenn du mich jemals geliebt hast", entgegnete Ebba mit schwacher sanfter Stimme; „aber du mußt mich hören, denn ich fühle, daß der Tod mir mit immer schnellerm Schritte naht. Emy, willst du mir meine letzten Augenblicke versüßen?"

Emy war nicht im Stande zu antworten; sie neigte das Haupt und drückte ihre Lippen auf die Hand der Mutter, worauf sie mit Gewalt ihren Schmerz unterdrückte, um den Worten der Sterbenden zu lauschen.

„Du wirst nun einsam durch das Leben wandeln", hob diese wieder an; „denn die langen Seereisen deines Vaters werden dich so gut wie vater- und mutterlos machen. Die Welt, mein Kind, welche du jetzt nicht kennst, wird sich dir bald in ihrer ganzen wirklichen Gestalt zeigen, und um deine Bahn recht gehen zu können, mußt du aller der Lehren eingedenk sein, welche ich deinem Herzen einzuprägen bemüht gewesen bin. Für das Weib, meine geliebte Emy, gibt es blos eine Stütze im Leben, welche niemals wankend wird, blos eins, zu welchem sie stets mit voller Sicherheit, Trost und Muth zu finden,

fliehen kann, und dieses einzige, mein Kind, ist Gott und die Religion. Wenn dich der Kummer heimsucht, so nimm deine Zuflucht zu Gott und du wirst Trost finden. Wenn die Augenblicke der Versuchung kommen, so fliehe zu Gott und denke stets, daß wenn auch kein menschliches Auge, doch das seine dich sieht; bete zu ihm um Kraft, um deine Pflichten recht zu erfüllen, und glaube niemals, daß es eine Entschuldigung für dich ist, deine Pflichten zu vernachlässigen, wenn auch andere im Widerspruch mit den ihrigen gegen dich handeln. Wenn du zweifelhaft bist, was recht oder unrecht ist, wenn das Gefühl dich hinreißen, wenn der Schmerz deinen Verstand verwirren will, dann denke an Gott, denke an deine Mutter, und frage dein Gewissen, wie du handeln mußt, um Gottes Willen zu erfüllen. Thue als stündest du stets vor meinen Augen, und denke: Würde Mama das, was ich jetzt thue, gutheißen? Opfere alles, entbehre alles, leide alles, mein Kind; aber übertritt niemals deine Pflicht, laß niemals deine Schwäche dein Gewissen verleiten, auch nur im mindesten vom Weg des Rechten abzuweichen, denn verlassen wir diesen auch nur ein einziges mal, so ist es schwer, ja beinahe unmöglich, ihn wiederzufinden. Legt dir Gott eine schwere Bürde auf, so trage sie mit christlicher Ergebung und bedenke, die größte Tugend des Weibes ist, geduldig und ohne Murren das Leiden ertragen zu können. Gott verleiht dem wahren Christen im Augenblick des Schmerzes durch das Zeugniß seines innern Bewußtseins so viel Muth und im Unglück so viel Kraft, daß wir mit voller Zuversicht sagen können: Er ist unsere einzige wahre Zuflucht in einer Welt, wo uns alles verläßt."

Ebba faltete die Hände und setzte dann mit einem reinen vertrauensvollen Blick nach oben hinzu:

„Gott da droben, behüte mein Kind!"

Es trat Schweigen ein, welches nur durch Emy's unterdrücktes Schluchzen unterbrochen ward, worauf Ebba

ihre Tochter bei beiden Händen ergriff und mit schwacher, obschon klangvoller und beinahe verklärter Stimme wieder anhob:

„Du wirst einmal allein ohne meinen Rath, vielleicht sogar ohne den Rath deines Vaters, dir einen Gatten wählen. O, mein Kind, bedenke, daß dieser Schritt der wichtigste in deinem Leben ist, daß er niemals zurückgethan werden kann; daß du vor Gott, zu seinen Füßen, einem Menschen, an dessen Seite du durch das Leben wandern sollst, Liebe, Treue und Anhänglichkeit gelobst. Bedenke, daß der Ehestand von Gott eingesetzt ist, gegründet auf Liebe, und daß er niemals zu deinem oder deines Gatten Glück führen kann, wenn nicht die Liebe das Gefühl ist, welches eure Herzen fest und unauflöslich vereinigt. Leistest du vor Gott einen heiligen unauflöslichen Eid, durch welchen du Liebe und Treue gelobst, obschon dein Herz kalt ist, dann hast du dich eines Meineides schuldig gemacht, und auf einen solchen Grund wird kein menschliches Glück erbaut. Laß niemals Berechnung, Eigennutz oder Eitelkeit deine Wahl bestimmen, sondern nur die feste und innige Zuneigung deines Herzens. Versprich dies deiner sterbenden Mutter."

Ebba's Stimme war sehr schwach geworden.

„O, Mutter, dein Wille ist mir Gesetz für mein ganzes Leben. O, meine Mutter! Meine Mutter! Eher will ich alles leiden als deine Worte vergessen."

Emy sank wieder am Lager der Mutter auf die Knie nieder und zerschmolz in Thränen.

„Ich danke dir — und wirst du niemals dein Versprechen vergessen?" flüsterte die Mutter und legte ihre Hand auf das Haupt der Tochter.

„Niemals, bei Gott, niemals!" stammelte Emy.

„Sollte der Höchste dich so hart prüfen, daß du in der Ehe unglücklich würdest", sagte die Sterbende mit bebender Stimme, „so wisse, daß man erst dann recht unglücklich ist, wenn man fühlt, daß man durch eigene

Schuld sein unglückliches Schicksal verdient hat, während dagegen das Bewußtsein, unsere Pflichten gegen Gott, unsern Nächsten und uns selbst erfüllt zu haben, uns Kraft gibt, unser Leiden mit Muth und Ergebung zu tragen. Sollte dir die Liebe deines Gatten einst untreu werden, so wisse, daß die Stärke des Weibes eben die Liebe, ihre sicherste Waffe die Nachgiebigkeit und ihr Trost die Erfüllung der Pflichten ist, welche die Vorsehung ihr auferlegt hat. Der Tod wird leicht, wenn wir mit Ruhe auf ein reines und schuldloses Leben zurückblicken können."

Ebba schwieg und streckte ihre Arme nach Emy aus, welche in Thränen gebadet an das Herz sank, welches stets so laut und liebevoll für sie geschlagen. Gott hatte ihr Gebet, sich an der Brust der Mutter ausweinen zu dürfen, erhört. Lange, lange hielten sie einander umschlungen, endlich aber flüsterte Ebba mit einer Stimme, die ihren frühern Klang verloren hatte:

„Ich will deinen Vater sehen."

Einige Stunden später knieten Emy und der Kapitän an Ebba's Bett, während ein Priester die letzten Gebete sprach, nachdem er diesen drei, welche der unerbittliche Tod im Begriff stand, zu scheiden, das Abendmahl gereicht.

Ebba lag bleich und still mit zum Gebet gefalteten Händen da, und als der Priester geschlossen hatte, hob ein leichter Seufzer ihre Brust, und sie flüsterte die Namen ihres Gatten und ihrer Tochter, dann war alles vorbei.

Eine lange Weile lag Emy noch und lauschte auf den Athemzug der Mutter, als aber alles, alles still blieb, erhob sie sich heftig, warf einen verzweifelnden Blick auf die Sterbende, stieß einen Angstschrei aus und sank besinnungslos an dem Bett nieder.

Der bleiche Tod lächelte grimmig über deinen Schmerz, armes Kind! Er hatte seine Beute und gab sie nicht wieder heraus.

Drittes Kapitel.

Wir versetzen uns nun nach einem andern Theil der Hauptstadt, nämlich nach der unter dem Namen der Norrtullsgata bekannten Straße, in das schöne mit einem Garten versehene Besitzthum der Assessorin Trenner.

Es war zu Anfang des Monats Juni desselben Jahres, in welchem die vorstehend geschilderten Ereignisse stattfanden.

In einem großen gut möblirten Zimmer saß ein junges Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren vor einer Staffelei, auf welcher ein fertiges Gemälde stand, das Amor vorstellte, welcher Psyche verstößt.

Das junge Mädchen hatte die Augen auf das Gemälde geheftet, und in ihrem Blick lag ein gemischter Ausdruck von Liebe, Schmerz und Verzweiflung. Ihre Brust hob sich hastig, und das Blut stieg und fiel in ihren Wangen. Es schien als kämpfte sie einen innern gefährlichen Kampf.

Auf der Schwelle eines anstoßenden Zimmers stand eine ältere Dame und betrachtete das Mädchen mit Theilnahme.

Diese Dame hatte in ihrer äußern Erscheinung etwas

Vornehmes, obschon nicht ein einziger Zug andeutete, daß sie schön gewesen. Ihre Gestalt war stattlich, und sie trug den Kopf hoch, was ihrer ganzen Erscheinung etwas Stolzes und Befehlendes gab. Die zuweilen scharfen, zuweilen sanften, dunkelbraunen Augen schienen durch ihren wechselnden Ausdruck ein gleichzeitig zärtliches und dennoch strenges Herz zu verrathen. Der kleine Mund mit seinen schmalen Lippen hatte einen bestimmten Ausdruck, welcher auf einen festen Charakter schließen ließ. Zugleich lag in den Zügen etwas Bewegliches, was ein empfindliches und heftiges Gemüth verrieth.

Nachdem sie das Mädchen lange betrachtet, rief sie:

„Helene!"

Helene fuhr zusammen, drehte den Kopf nach der Thür herum und erhob sich.

„Was befiehlst du, Mama?" fragte sie mit einem Gemisch von Schüchternheit und Zärtlichkeit.

„Ich wünschte mit dir zu sprechen, mein Kind", sagte die Assessorin Trenner, und ging auf ein Sofa zu, auf welchem sie Platz nahm, während sie der Tochter winkte, sich neben sie zu setzen.

„Du hattest mir ja versprochen, Helene, dieses Gemälde zu vernichten; wie kommt es dann, daß es noch hier steht?" fragte Frau Trenner und zeigte auf das Bild. Ihre Stimme und ihr Blick athmeten Strenge.

„Mama, ich kann nicht", sagte Helene heftig und drückte beide Hände aufs Herz.

„Du mußt aber — es ist deine Pflicht gegen den Mann, dessen Braut du heute Abend werden sollst; oder schwankt meine Helene, wenn sie zwischen ihrer Schwäche und ihrer Pflicht die Wahl hat?"

„Ja, ich schwanke, Mama; ich werde niemals diese ungeheuerliche Pflicht verstehen lernen, welche verlangt, daß ich die Gefühle meines Herzens mit Füßen trete. Nein, ich verstehe nicht jenen fabelhaften Muth, welcher

verlangt, daß ich die einzige Erinnerung zerstöre, die ich an meine Liebe besitze."

Helene sprach mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Thränen des Schmerzes schimmerten in ihren Augen, und ihr Körper zitterte.

„Dann werde ich es wol sein, welche diese Erinnerung zerstört."

Frau Trenner erhob sich und ging auf die Staffelei zu, Helene aber sprang auf, warf sich zwischen das Gemälde und ihre Mutter, und rief mit Verzweiflung und Schmerz:

„Reiße mir lieber das Herz aus der Brust, ehe du das Einzige vernichtest, was ich jetzt noch im Leben liebe."

„Das Einzige, was du noch liebst? Wem sagst du diese bittern Worte, Helene? Sagst du sie deiner Mutter?"

Die Augen der Assessorin ruhten mit vorwurfsvollem strengen Ausdruck auf der Tochter.

„Mutter, Mutter!" rief diese, „sieh mich nicht so an. Sprich nicht so mit mir, sondern schließe mich in deine Arme und laß mich die Schläge deines Herzens fühlen. Dann wird es wieder ruhig in mir werden. Bei deiner liebevollen Stimme wird der Sturm in meinem Innern schweigen."

Helene schlang ihren Arm um die Mutter, diese aber stieß sie von sich.

„Das Gemälde dort", sagte sie, „ist das Einzige, was du jetzt noch liebst. Das hast du ja selbst gesagt."

„Mama, stoße mich nicht von dir. Deine Liebe kann meinen Schmerz lindern und meine Verzweiflung in Schlaf wiegen. Sie ist ja meine einzige Zuflucht."

„Nein, das Gemälde ist das Einzige, was du lieb hast."

Immer strenger und strenger ward das Antlitz der Assessorin.

Arme Frau, wie wenig verstandest du dein eigenes Kind! Ein Wort nachsichtiger Liebe hätte es zu weichem

Wachs in deiner Hand gemacht, während du es jetzt durch eigensinniges Festhalten an einer ihm durch den Schmerz ausgepreßten Aeußerung zur Demuth und Reue zwingen wolltest.

Frau Trenner liebte ihre Tochter mit Leidenschaft, verschwendete die übertriebenste Liebe an sie, hatte sie aber dennoch niemals richtig erkannt und verstanden. Selbst von heftiger Gemüthsart und herrschsüchtigem Charakter, forderte sie von ihrem Kinde blinden Gehorsam und suchte die Leidenschaften des armen Mädchens durch ihre eigenen zu unterdrücken, ohne jemals die ungleichen Quellen, aus welchen sie herflossen, ins Auge zu fassen.

Helene mit ihrem überspannten und schwärmerischen Gemüth erschien oft unbegreiflich, ohne daß die Mutter Scharfsinn genug besessen hätte, um die Uebertreibungen, welche daraus hervorgingen, oder den Ursprung ihrer leidenschaftlichen Gefühle klar aufzufassen.

Noch niemals hatte eine Mutter ihr Kind grenzenloser geliebt als Frau Trenner, aber auch niemals war eine Mutter weniger geeignet gewesen, einer Tochter von Helenens Gemüth und Charakter die Erziehung oder die Richtung zu geben, welche ihre Anlagen verlangten. Helenens glühend heiße Leidenschaften durften schon von den Kinderjahren an überwallen, und stießen nur dann auf ein Hinderniß, wenn sie mit denen der Mutter in Streit kamen. Dann mußten sie weichen. Die fortwährende Ebbe und Flut in den Gefühlen des Mädchens erhielt keine heilsame Ableitung, sondern blos eine augenblickliche und gewaltsame Eindämmung.

Helene dagegen liebte ihre Mutter — nicht mit jenem innigen und tiefen Gefühl, welches Emy's Liebe kennzeichnete, sondern mit einer bis zur Ueberspanntheit gesteigerten Zärtlichkeit, welche mitten in ihrem Uebermaß zu viel Furcht in sich barg, als daß sie eine Schutzwehr im Augenblicke der Versuchung hätte werden können.

Sie konnte nicht leben ohne die Mutter zu sehen; sie hätte ihr Leben und Blut opfern können, aber dennoch schenkte sie ihr niemals ihr Vertrauen.

Schon als Kind fühlte Helene, wenn auch nur dunkel, daß sie von ihrer Mutter nicht recht verstanden werden würde, daß ihr beiderseitiger Gedankengang verschiedene Richtungen verfolgte, sowie daß das Uebermaß ihrer Gefühle seinen Ursprung in ganz ungleichen Quellen hatte. Der Mutter blind ergeben, hatte Helene während ihrer ganzen Kindheit nur einen Wunsch, einen Willen, und dies war der Wille dieser Mutter. Das Misfallen derselben konnte sie nicht ertragen und nicht eine Stunde von ihr getrennt leben. Dadurch ward sie die Sklavin der oft despotischen Liebe ihrer Mutter.

So hatte Helene ihr siebzehntes Jahr erreicht, als eine unglückliche Liebe durch ihre Zaubermacht diese Gefühle zertrümmerte und das Herz von der Abgötterei losriß, womit sie bisjetzt ausschließlich ihre Mutter verehrt.

Ueberdies mangelte es Helenen infolge ihrer Erziehung an der Fähigkeit, in ihrem Innern einen festen Grund für die Zukunft zu erbauen, und es sollte ihr dies erst gelingen, als das Leiden mit seiner eisernen Hand ihre Seele verheert, ihren Frieden geraubt, und mit drohendem Finger auf die Bahn gezeigt hatte, welche vor ihr lag.

Nach dieser Auseinandersetzung kehren wir wieder zu unsern Personen zurück.

„Du willst mir also deine Arme nicht öffnen?" fragte Helene, indem sie heftig aufstand und mit einer Bewegung tiefen Schmerzes den Kopf zurückwarf.

„Nein, Helene, du hast mich um der Erinnerung an eine unerlaubte Liebe willen vergessen."

„Wohlan! Dann laß mich diese Erinnerung behalten; laß mich meinen Schmerz vor diesem Bilde ausweinen!" rief Helene und stürzte vor dem Gemälde auf die Knie

nieder, drückte ihre glühend heiße Stirn an die Leinwand und brach in heftiges Weinen aus.

In dem stürmischen Herzen der Assessorin tobte es wild. Diese Tochter, für welche sie, ohne sich zu bedenken, im Stande gewesen wäre, ihr Blut Tropfen um Tropfen verrinnen zu lassen, diese Tochter, welche sie mit fanatischer Uebertreibung liebte, schleppte sich nicht auf den Knien vor sie, um ihr ihre lieblosen Worte abzubitten, sondern floh zu einem Gemälde, welches die Züge dessen wiedergab, der die Mutter eines so großen Theils von Helenens Zärtlichkeit beraubt.

Die Assessorin empfand einen heftigen Haß und einen gewaltigen Schmerz, der sie gegen jedes Mitleid gefühllos machte. Ohne ein Wort zu sagen, ging sie rasch auf die Staffelei zu, riß das Gemälde davon herunter und schleuderte es auf die Diele.

„Deine Pflicht und dein Versprechen", rief sie, „forderten, daß du die Erinnerung an eine Liebe verwischtest, welche jetzt eine unwürdige und tadelnswerthe Schwäche ist. Was du selbst nicht gethan, das werde ich thun."

Und mit diesen Worten trat die Assessorin das Gemälde mit Füßen.

Als die Leinwand zerriß, stieß Helene einen durchdringenden Schrei aus, faßte sich mit den Händen an den Kopf und umschlang dann mit wahnsinniger Verzweiflung die Knie ihrer Mutter.

Die Assessorin machte sich aber von ihr los und eilte aus dem Zimmer hinaus, denn Helenens Schmerz erhöhte nur noch das peinliche Bewußtsein, daß sie in dem Herzen ihrer Tochter blos den zweiten Platz einnahm. Sie hätte gern ebenso wie Helene ihrer Qual durch einen Angstruf Luft gemacht, aber ihr beleidigter Stolz erlaubte dies nicht.

Auf dem vernichteten Gemälde ausgestreckt liegend und mit den Händen die Trümmer desselben festhaltend, überließ Helene sich den wildesten Schmerz. Es kam ihr

vor, als wäre die ganze Menschheit ausgestorben, und sie allein — ein Raub der gräßlichsten Martern — übriggeblieben. Ihre Phantasie, ihre Exaltation, alles steigerte die Aufregung der Gefühle zu einer furchtbaren Höhe. Jetzt, gerade jetzt, in diesem Augenblick hätte sie der ganzen besänftigenden Zärtlichkeit ihrer Mutter bedurft, gleichwol aber überließ diese Mutter sie sich selbst und ihrem wilden Schmerz. Wie gefährlich ein solches Spiel mit Helenens Gefühlen war, das sah die Assessorin nicht ein.

Während Helene wie im Fieberwahnsinn die wärmsten Schmeichelnamen an das vernichtete Kleinod verschwendete, trat Sigrid, eine Cousine Helenens, ein Mädchen von dreiundzwanzig Jahren, ins Zimmer.

Sigrid ging auf die Schluchzende zu, neigte sich auf sie herab und flüsterte:

„Helene, die Tante hat sich in ihr Zimmer eingeschlossen. Sie ist ganz trostlos über dich. Kannst du es übers Herz bringen, deiner Mutter so viel Kummer zu bereiten, wie du jetzt thust?“

Sigrid's Stimme war sanft, obschon ihre Worte ernst waren.

Helene richtete den Kopf empor, heftete einen qualerfüllten Blick auf ihre Cousine und stammelte:

„Was sagtest du?“

„Daß du deine Mutter tief, entsetzlich tief verwundet hast.“

Sigrid setzte sich auf die Fußdecke neben Helene, zog sie an sich und legte ihr Haupt an ihre Brust.

„Ja, ja, ich weiß es; ich bin eine unnatürliche Tochter, und gleichwol, Sigrid, wäre es anders gekommen, wenn —“

„Wenn du der grenzenlosen Liebe deiner Mutter, ihrer Aufopferung für dich stets eingedenk gewesen wärest.“

„Still, Sigrid, still, — ich will zu ihr gehen, — ich will sie auf meinen Knien um Verzeihung bitten.“

Helene erhob sich, zugleich aber fiel ihr Blick auf

das Gemälde. Sie fuhr sich mit den Händen wieder nach dem Herzen und stammelte unter unaufhörlichem Schluchzen:

„O, meine Mutter, meine Mntter, warum hast du mir das gethan?“

Sigrid schwieg und ließ sie weinen. Sie kannte Helenen hinreichend, um zu wissen, daß sie der Mutter würde verziehen haben, selbst wenn diese ihr das Herz aus der Brust gerissen hätte.

Es vergingen einige Augenblicke, dann erhob sich Helene mit den Worten:

„Ich danke dir, Sigrid, ich danke. Ich gehe jetzt, um Mama um Verzeihung zu bitten.“

Und sie verließ das Zimmer.

Sigrid sah ihr nach und dachte:

„Arme Helene, du wirst durch das Leben gehen, ohne von deiner Umgebung verstanden zu werden. O, verblendete Mutter, welch ein gefährliches Spiel wagst du, die du sie zu einer Vermählung ohne Liebe beredest!“

Viertes Kapitel.

Als Helene hinaus auf den Vorsaal trat, um den Weg nach dem Zimmer ihrer Mutter zu nehmen, blieb sie plötzlich stehen, denn die Thür des Vorsaals öffnete sich und ein junger Mann stand vor ihr. Bei seinem Anblick fühlte sie sich von einem Schauer durchrieselt, und ihre Wangen wurden weiß wie Schnee; mit stolzer Bewegung aber richtete sie den Kopf empor und heftete einen ernsten Blick auf den jungen Mann. Zu sprechen vermochte sie nicht.

Die Züge des Eintretenden hatten eine in die Augen fallende Aehnlichkeit mit denen des Amor auf dem zerstörten Gemälde. Er ging auf Helenen zu und sagte in aufgeregtem Tone:

„Ich komme, um aus Helenens eigenem Munde zu hören, ob es wahr ist, daß Kapitän Kahn heute Abend seine Verlobung mit Mamsell Trenner feiert.“

Seine Augen funkelten, während er die letzten Worte sprach.

Mit einer Ruhe, die für den, der soeben Helenens leidenschaftlichen Schmerz gesehen, beinahe unbegreiflich sein mußte, und mit einer so eisigen Kälte, daß man

dem sonst so erregbaren Mädchen diese Gewalt über sich nimmermehr zugetraut hätte, antwortete sie:

„Wer Ihnen das gesagt hat, Herr Graf, hat die Wahrheit gesprochen. Heute Abend wird meine Verlobung gefeiert.“

„Aber ich glaube es nicht, Helene; es ist nicht wahr, es kann nicht sein.“

„Und warum sollte es nicht sein können?“

Helene richtete den Kopf noch höher empor und heftete einen stolzen finstern Blick auf den Grafen.

„Weil du mich liebst, weil dein Herz mein ist, weil deine Lippen nicht einem andern Liebe heucheln können, da deine Seele mir gehört.“

Er hatte während er dies sagte, mit Heftigkeit ihre Hände ergriffen. Sein ganzes Antlitz verrieth die glühendsten Empfindungen.

„Sie irren sich, Herr Graf“, entgegnete Helene. „Mein Herz kann niemals einen Mann lieben, den es verachtet, und Sie verachte ich.“

Sie riß sich von ihm los und setzte mit einer Stimme, welche unnatürlich laut und hell klang, hinzu:

„Sie haben mich einmal tödlich verwundet, und selbst die längste Zeit wird nicht im Stande sein, die Wunde zu heilen, welche meinem Stolze geschlagen worden.“

„Helene, höre mich an.“

„Nein, jedes Wort, welches Sie zu mir sagen, ist ein Schimpf, und ich bin nicht geschaffen, Schimpf zu ertragen.“

Helene eilte aus dem Zimmer.

Der Graf blieb stehen. Die Muskeln seines Gesichts zuckten, und mit einer Geberde unterdrückter Wuth murmelte er:

„Du bietest mir Trotz, Helene! Wohlan, ich werde Kahn's Einladung annehmen und deiner Verlobung beiwohnen. Wir werden dann sehen, ob dein Muth dir nicht untreu wird!“

Als Helene sich in dem anstoßenden Zimmer allein sah und vor der Thür, die zu dem ihrer Mutter führte, stand, drückte sie die Hände fest auf die Brust und brach in ein gewaltsames Schluchzen aus. Dennoch bezwang sie sich wieder und pochte leise an, während sie schmerzlich flüsterte:

„Mama, geliebte Mama, öffne deiner Helene."

Drinnen blieb alles still. Helenens Thränen begannen wieder zu rinnen und sie wiederholte in demüthigem, reuevollem Tone:

„Geliebte Mama, verzeihe mir. Laß mich dich nur sehen. Ich bin so unglücklich — so unglücklich."

Und nun brach sie wieder in Schluchzen aus. Lange, lange mußte sie so stehen und bitten, bis endlich die Thür sich öffnete und die Assessorin auf der Schwelle erschien.

„Was will Helene?" fragte sie. Ihr Ton war kalt, auf ihrem Gesicht aber zeigten sich Spuren von Thränen und heftige Gemüthsbewegung.

„O, ich will zu deinen Füßen betteln, damit du geliebte, ewig geliebte Mama mir verzeihest und meine in gedankenloser Heftigkeit ausgesprochenen Worte vergissest."

„Helene, ich werde mich bemühen, sie zu verzeihen", entgegnete Frau Trenner mit zitternder Stimme, während ihre Lippen bebten, ihre Brust sich unruhig hob und sie unter dem Einfluß ihrer aufgeregten Gefühle sprach. „Vergessen aber, daß ich aufgehört habe, dir etwas zu sein, kann ich nicht. Vergessen, daß du ein Gemälde höher stellst als mich, daß deine Liebe dich deine Mutter gänzlich hat vergessen lassen, dies vermag ich nicht."

Sie faßte die Hände ihrer Tochter und setzte leidenschaftlich hinzu:

„Helene, so wie ich dich geliebt, hat vielleicht niemals eine Mutter ihr Kind geliebt. Du warst das Licht meiner Augen, meine Glückseligkeit, meine ganze Welt.

Ich hatte dich zum Abgott meines Herzens gemacht. Für dich hätte ich Frost, Mangel und Hunger ertragen können, ohne deswegen Schmerz zu fühlen, dafern ich dir nur dadurch Glück und Freude zu schaffen vermocht hätte, und du — du — vergissest mich — gibst dich einer Liebe hin, von der du weißt, daß ich sie nicht billige; du hast kein Gefühl mehr für deine Mutter, die um deinetwillen auf alles verzichten könnte. O Helene, Helene, ich bin mehr als beklagenswerth!"

Die Assessorin warf sich auf ein Sofa nieder und brach in krampfhaftes Weinen aus.

Helene, die vorher von ihren innern Qualen und dem Sturm in ihrer Seele ganz betäubt war, lag zu den Füßen ihrer Mutter und bat um Verzeihung.

Als die Assessorin durch diese heftigen Ausbrüche ihre eigene Kraft erschöpft hatte, hörte sie auf die Bitten ihrer Tochter und deren Schmerz, der in seiner Exaltation und Uebertreibung von noch weit gewaltsamerer Art war als der ihrige. Endlich schloß sie sie an ihr Herz, und nun, im Uebermaß ihrer Liebe, war es ihr, als könnte sie in diesem Augenblick sterben, um nur nicht das Herz ihrer Tochter zwischen ihr und jemand anders getheilt sehen zu müssen.

Helene dagegen senkte ihr schweres Haupt auf die Brust der Mutter herab und fühlte sich müde und lebensmatt. Gleichwol zählte sie erst achtzehn Jahr. Es folgte eine Stille in ihrer Seele, welche große Aehnlichkeit mit Erschlaffung hatte, und welche sie ganz empfindungslos machte, so lange die Betäubung dauerte. In diesen Augenblicken war sie auch ein willenloser Gegenstand in den Händen derer, welchen sie aus einem oder dem andern Grunde ihre Zuneigung schenkte.

Hätte die Assessorin die traurigen für Helenens ganzes Leben verhängnißvollen Folgen dieser fortwährenden Steigerung ihrer von Natur so lebhaften und feurigen

Gefühle berechnen können, so hätte sie sicherlich auch die ihrigen zu beherrschen gesucht und die Tochter mit mehr Ruhe geleitet.

„Und nun, mein Kind, versprichst du mir zum Beweis, daß deine Liebe zu mir noch dieselbe ist wie früher, mit Ruhe und mit Erkenntniß deiner Pflichten heute Abend als Kahn's Braut aufzutreten?“ hob Frau Trenner wieder an.

„Ja, Mama“, antwortete Helene mit mattem, wehmüthigem Lächeln.

„Du weißt doch, daß Graf Ruben auch kommen wird?“

„Du hast es mir ja gesagt, Mama.“

Helene neigte das Haupt und erstickte einen Seufzer. Von ihrer Begegnung mit dem Grafen im Vorsaale sagte sie kein Wort. Die Furcht vor einem neuen Ausbruch von seiten ihrer Mutter hielt sie davon zurück.

„Kahn wünschte, ja forderte beinahe, daß der Graf eingeladen würde“, hob Frau Trenner wieder an, „und ich hielt es für das Klügste, zu thun, als wüßte ich nichts von deiner kindischen Neigung zu diesem, die du mir ja auch übrigens niemals anvertraut hast“, setzte die Assessorin mit einiger Bitterkeit hinzu. „Deshalb gab ich meine Einwilligung. Meine Weigerung würde sowol in den Augen deines Bräutigams als in denen des Grafen ein zweideutiges Aussehen gehabt haben, und ich wollte um keinen Preis die Aufmerksamkeit auf deine unverständige Neigung lenken, welche von selbst verschwinden wird, wenn du für ernste und heilige Pflichten zu leben hast. Ist dem nicht so?“

„Ja, ich hoffe es.“

Helene sprach diese Worte in einem so hoffnungslosen Ton, daß man deutlich bemerkte, diese Hoffnung wohne nicht in ihrem Herzen.

„Kleide dich nun an, mein Kind“, sagte Frau Trenner und küßte ihre Tochter zärtlich, während sie ihr das braune üppige Haar streichelte. Es lag eine unbegrenzte Liebe in dem Blick der Mutter, als sie Helenens Haupt an ihr Herz drückte.

Fünftes Kapitel.

Am Abend sammelten sich die Gäste, welche zu der Verlobungsfeierlichkeit eingeladen waren.

Der Assessor Trenner war von stiller, ruhiger Gemüthsart und interessirte sich für wenig außer seinem eigenen Ich. Alles, was das Hauswesen betraf, überließ er seiner Gattin.

Diese nahm auch in der That die sorgfältigste Rücksicht auf sein Wohlbefinden und erfüllte alle seine Wünsche und befriedigte alle seine Bedürfnisse so, daß er sich als ganz glücklich betrachtete, seine Tage bequem und sorglos verlebte und seine Zeit blos zwischen das Hofgericht und eine behagliche Häuslichkeit theilte. Wie seine Frau in Bezug auf die Dinge verfuhr, die ihn nicht persönlich berührten, darnach fragte er niemals. Er wünschte blos eins zu wissen, nämlich, daß er selbst alles hatte, was er brauchte und wie er es haben wollte.

Wir kehren nun wieder zu der Verlobungsfeierlichkeit zurück.

Die große Neuigkeit war schon verkündet, und die Neuverlobten trugen ihre Ringe; man hatte ihre Ge=

sundheit getrunken, Reden gehalten und Glückwünsche dargebracht, worauf man sich bestens zu amusiren suchte.

Helene und ihr Bräutigam saßen an einem der Fenster.

Du wirst vielleicht wissen wollen, lieber Leser, wie die Verlobten aussahen.

Helene war lang, zählte achtzehn Jahre, hatte volles braunes Haar und regelmäßige Züge. Die weißen Zähne, der schlanke Wuchs, das Bewegliche in dem Ausdruck ihres Gesichts und die jugendlich frische Farbe ihrer Wangen hatten sie in den Ruf einer Schönheit gebracht, obschon sie durchaus nicht schön genannt werden konnte.

Der Kapitän Santé Kahn war ziemlich funfzig Jahre alt, von großem, starken Körperbau und beinahe befehlender Haltung. Sein Angesicht war stark markirt, und die hohe, gewölbte Stirn war oberhalb der Schläfe etwas zu breit. Seine Augen waren schwarz, scharf und durchdringend, die Nase gerade, und der Mund mit den etwas dicken Lippen hatte einen so entschiedenen Ausdruck von Bestimmtheit und Herrschsucht, daß man niemals auf den Gedanken kommen konnte, er würde sich von irgendetwas in der Welt besiegen lassen. In dem Blick, welchen er mit durchbohrender Hartnäckigkeit auf seine Braut heftete, lag ein Gemisch von Liebe und Eifersucht.

„Kannst du, meine Geliebte, erklären, weshalb Ruben nicht hier ist, obschon er versprochen hatte, zu kommen?“ fragte er.

Der Ton, in welchem dies gesprochen ward, war gleichzeitig schmeichelnd und scharf. In den Worten lag eine Frage, in der Stimme ein Argwohn.

„Nein, das kann ich nicht“, antwortete Helene mit etwas unsicherer Stimme, und ohne zu ihrem Bräutigam aufzublicken.

„Vielleicht hast du ihn gebeten, nicht zu kommen?“

Helene richtete rasch den Kopf empor und betrachtete den Sprechenden mit stolzem und ernstem Blick.

„Wenn ich das gethan hätte", antwortete sie dann, „so würde ich es dir auch gesagt haben."

„Aber du bist ihm ja heute begegnet."

„Und wer hat von dieser Begegnung gesprochen?" fragte Helene in kaltem Tone.

„Du selbst Geliebte, du selbst."

„Nun wohl, Santé, dann weißt du auch, daß alle dergleichen Fragen für mich verletzend sind; denn ich habe mit der größten Aufrichtigkeit gehandelt."

In diesem Augenblick öffneten sich die Thüren und Graf Ruben trat ein. Sein erster Blick fiel auf Helene und Kahn. Der Graf war unnatürlich bleich, und in seinem männlich schönen, offenen Antlitz standen unverkennbare Spuren von unterdrücktem Leiden zu lesen.

Helene wechselte bei seinem Antlitz die Farbe, bewahrte aber übrigens eine äußere Ruhe, zu welcher ihr nur ihr verletzter Stolz die nöthige Kraft gewährte.

Nachdem der Graf den Wirth und die Wirthin begrüßt, näherte er sich dem Kapitän, welcher Helenen als seine Braut vorstellte. Der Graf stammelte etwas hervor, was einem Glückwunsche glich, seine Gemüthsbewegung aber war so groß, daß seine Worte unzusammenhängend waren.

Der Kapitän plauderte eine Weile über gleichgültige Dinge, worauf er seinen Platz verließ, sodaß Helene sich plötzlich mit Ruben allein am Fenster sah. Wäre sie ebenfalls sofort aufgestanden, so würde sie dadurch Aufsehen erregt haben, besonders da sie dunkel fühlte, daß der Kapitän sich blos entfernt hatte, um sie von weitem zu beobachten.

Der Graf nahm den leergewordenen Platz ein, und Helene saß mit eiskaltem Antlitz, aber mit fliegenden Pulsen da.

„Also ist es wahr, daß alles ein Gaukelspiel, daß Ihre Liebe, Helene, nur ein entsetzlicher Scherz gewesen ist?" sagte der Graf leise.

„Die Zeit, welche hinter diesem Tage liegt, ist nicht

mehr", antwortete Helene ernst. „Ich war nicht das Mädchen, Herr Graf, welches die Liebe des Mannes annehmen konnte, welcher sagte, er könne mir nicht seinen Namen schenken. Von demselben Augenblick an, wo diese Worte über Ihre Lippen kamen, lag in Ihrer Liebe zu mir ein so hoher Grad von Beleidigung, daß ich keine andere Antwort darauf hatte als meine Verachtung. Die Verachtung aber ist der Tod der Liebe. Es gibt kein menschliches Herz, welches diese beiden Gefühle für eine und dieselbe Person hegen könnte. Dies, Herr Graf, ist meine Antwort, — die letzte, die ich Ihnen zu geben habe."

„O, Helene, wenn ich diese von meinem grenzenlosen Stolz eingegebenen Worte zurücknähme, wenn ich Ihnen sagte, daß mein Herz dieselben verabscheut und verachtet, wenn —"

„Wenn Sie mir auch Ihr Leben opfern wollten, Herr Graf, so sind diese Worte doch einmal von Ihnen gedacht und ausgesprochen worden; sie können nicht zurückgenommen, nicht aus meiner Erinnerung verwischt werden. Meine Achtung, meine Anhänglichkeit und meine Treue gehören jetzt einem andern Mann; deshalb hoffe ich, Graf Ruben, Sie werden selbst einsehen, daß jedes Wort zu mir über das, was gewesen, eine Versündigun an der Ehre und dem Zartgefühl ist."

Helene erhob sich mit ruhiger und beinahe langsamer Bewegung. Sie wußte selbst nicht, woher sie ihren Muth und ihre Kräfte nahm, denn in der äußerlich ruhigen Brust des jungen Mädchens tobte ein wilder qualvoller Kampf.

Und nun verlassen wir Helenen, um sie später wiederzufinden und zu sehen, welches Glück sie in einer au Pflicht und Ehrgefühl gegründeten Ehe erntete, wo das liebeleere Herz lernen mußte alles aus Schuldigkeit zu sein, weil sie am Altare Gott und ihrem Gatten Anhänglichkeit, Treue und Liebe versprochen.

Gibt es wol etwas gleichzeitig Schöneres und Heiligeres als diese feierliche Handlung, welche zwei Menschen für das ganze Leben vereint? Wie wäre es wol möglich, in diesen ernsten Augenblicken, wo ein Mensch dem andern sein Leben weiht, nicht von der erhabenen Verantwortlichkeit, die in diesem Versprechen liegt, ergriffen zu werden? Wie muß vor Furcht und Scham das Herz des Gatten erbeben, welcher seinen eingegangenen Pflichten untreu wird, und gleichwol, wie leichtsinnig spielen nicht viele mit diesen ihren Pflichten, ohne daran zu denken, daß Gott den Schwur gehört und daß Gott den Meineidigen straft!

Sechstes Kapitel.

Etwas über ein Jahr war nach den letztgeschilderten Ereignissen verflossen.

In einer schönen und hellen Sommernacht zu Anfange des Monats Juni rollte ein Wagen auf der von der Stadt Z. nach der Stadt X. führenden Straße dahin. Beide Städte liegen in dem mittelsten Theile von Schweden.

In dem Wagen saß, in die eine Ecke zurückgelehnt, ganz allein ein junges Mädchen. Sie konnte höchstens achtzehn Jahr alt sein, und gleichwol ruhte in ihrem ganzen Aeußern ein tiefer Ernst; in ihrem Blick lag ein Ausdruck von Wehmuth, aber es war stille, nachdenkliche Wehmuth. Ihr Antlitz war bleich, und in den großen dunkelblauen Augen lag eine ganze Welt von melancholischen, schwärmerischen Gefühlen. Ihre ganze Haltung hatte etwas Gleichgültiges für die äußere Welt, für das Ziel der Reise. Kein Schimmer von Ungeduld, von Hast, von Interesse oder Sehnsucht war auf der gedankenvollen Stirn zu lesen. Die stille, zum Herzen sprechende Schönheit der Sommernacht vermochte nicht, sie aus den Träumen aufzurütteln, mit welchen ihre Seele beschäftigt war.

Endlich hob ein Seufzer ihre Brust. Sie faltete andächtig die Hände und flüsterte mit bebender Stimme:

„O, meine Mutter, meine ewig betrauerte und geliebte Mutter, wache über mir, umschwebe mich mit deinem Geiste, jetzt wo ich selbständig in eine Welt hinaustrete, die ich nicht kenne.“

Ein paar große helle Thränen fielen auf die gefalteten Hände herab. In demselben Augenblick drehte sich der Kutscher auf dem Bocke herum.

„Nun sind wir bald da, Mamsell“, sagte er; „Sie können dort schon die Bäume von Lundagard sehen.“

Und Petter zeigte mit der Peitsche.

Emy — denn sie war es — fuhr bei dem Tone von Petter's nicht sonderlich wohlklingender Stimme zusammen und folgte mit den Augen mechanisch der den Weg zeigenden Peitsche.

Nun erst achtete sie auf die Umgebung, durch welche der Wagen rollte. Die Straße führte durch weit sich hinstreckende Getreidefelder, die mit ihren wogenden Aehren beide Seiten einfaßten. Erst am Horizont schien ein Streifen Wald das weitgedehnte Feld zu umrahmen.

Kein Gebüsch, kein Baum unterbrach die Einförmigkeit dieser unermeßlichen Ebene; wenn man aber der Richtung von Petter's Peitsche folgte, so sah man eine Gruppe von hohen dichtbelaubten Bäumen.

Mit einem eigenthümlich angenehmen Gefühl blickte Emy dahin, und eine bestimmte Ahnung, daß das Haus, welches von den grünen Kronen beschattet ward, nothwendig behaglich und gut sein müsse, durchzuckte ihre Seele.

Auf allen Seiten um die hohen Bäume herum standen kleinere Hütten, welche dem Ort das Ansehen eines Dorfs gaben. Das Gebäude selbst, welches mitten in der an Wald so sparsamen Natur dennoch so lächelnd eingefaßt war, konnte man von der Landstraße aus nicht sehen.

Als der Wagen sich dem Ziel der Reise näherte, entdeckte Emy mit Befriedigung, daß ein Bach sich durch die Nachbarschaft schlängelte.

Petter versetzte den Pferden einen Hieb und der Wagen rollte rasch weiter, dann fuhr er über eine kleine Brücke und dann durch ein Gitterthor, worauf er seine Fahrt noch eine kleine Strecke fortsetzte, hierauf aber von der breiten Straße abwich und nach dem Orte lenkte, wo die Bäume standen.

Erlaube, lieber Leser, daß ich mich einen Augenblick an dem Gitterthor von Emy's künftiger Wohnstätte aufhalte, um dir den Anblick derselben zu beschreiben.

Du siehst hier vor dir einen großen, grünen, ausgezeichnet gut gepflegten Hof, auf welchem sechzehn hohe, laubreiche, dichte Ulmen einen Halbkreis bilden und oben zusammenstoßen, sodaß sie ein Laubgewölbe bilden.

Dem Gitterthor gegenüber stand das Hauptgebäude. Es war blos ein Stockwerk hoch, roth angestrichen und sah völlig anspruchslos aus. Die saubere, mit grünen Bänken versehene Treppe aber, die hellen mit Blumen geschmückten Fenster hatten ein so einladendes Aussehen, daß man ein angenehmes Gefühl empfand.

Rechts und links von dem Hauptgebäude standen zwei kleinere, ebenfalls roth angestrichene Häuser. Hinter dem Wohnhaus befand sich ein Garten, und dicht vor diesem ging der Fluß vorbei, dessen anderes Ufer aus einer großen, grünen, lachenden Wiese bestand.

Wir lassen nun Petter mit dem Wagen den breiten Hofweg entlang fahren, und an der Treppe des Vorhauses halt machen. Es schlägt in demselben Augenblicke eins.

Die Thür des Vorhauses öffnet sich, eine Dienerin tritt heraus und kommt an den Wagen, um Emy beim Aussteigen behülflich zu sein.

„Die Herrschaft ist schon zu Bett; wenn Sie aber so gut sein wollen, hereinzukommen, Mamsell, so will ich

Sie in Ihr Zimmer hinaufführen", sagte die Dienerin mit jener Artigkeit, welche man Fremden stets zu erweisen pflegt.

Emy stieg aus und ward in ein großes Zimmer geführt, wo ein ganz leckeres, aus kalter Küche bestehendes Abendbrot aufgetragen war. Wie verlockend dasselbe aber auch aussah, so war Emy doch nicht im Stande, etwas zu genießen, sondern gab den Wunsch zu erkennen, in das für sie bestimmte Zimmer geführt zu werden.

Sie ward demzufolge eine Treppe hinaufgeleitet, und stand einige Augenblicke darauf in einem Dachzimmer.

Dieses Zimmer war nicht groß, aber sehr behaglich, und hatte ein einziges Fenster, welches auf den Fluß ging und zu welchem die blühenden Bäume des Gartens ihren Duft heraufsendeten. Zwei Schlafsofas, zwei Bureaux, jedes mit einer Toilette, ein Tisch vor dem Fenster, welches mit Blumen angefüllt war, machten nebst einigen Stühlen das ganze Meublement aus. Das eine Sofa stand aufgebettet und leer, das andere dagegen war auseinander geschlagen, und auf dem Kopfkissen ruhten zwei Mädchenköpfe. Ihr leichtes ebenmäßiges Athmen verrieth, daß sie schliefen.

Emy ging leise an das Fenster und warf einen Blick durch dasselbe. Ein Lächeln der Befriedigung umschwebte die ernst geschlossenen Lippen, als der Blick dem wirklich wohlthuenden Gemälde begegnete, welches vor ihr ausgebreitet lag.

Nachdem sie es eine Weile betrachtet, wendete sie sich zu den beiden schlafenden Kindern. Dieselben lagen aber nach der Wand gewendet, sodaß sie ihre Züge nicht sehen konnte. Emy begann sich ganz still auszukleiden, und schlief mit der Ruhe der Jugend, nachdem sie ein inniges und warmes Gebet zu Gott und ihrer dahingeschiedenen Mutter emporgesendet, sehr bald ein.

Siebentes Kapitel.

Die Morgensonne ward von dem fröhlichen Gezwitscher der Vögel begrüßt, und die Blumen, mit ihren vom Thau wie mit Diamanten bestreuten Kelchen, lächelten der stolzen Königin des Tags entgegen, die sie von dem hohen blauen Himmel herab mit ihren blendenden Strahlen überflutete.

Ebenso wie die übrigen frohen Kinder der Natur erwachten auch die zwei in dem Zimmer schlummernden Mädchen, als der Morgen anbrach. Die älteste, die ungefähr funfzehn Jahre zählen mochte, stützte sich auf den Elnbogen und betrachtete neugierig die schlafende Emy. Bei dieser Bewegung setzte sich die jüngere Schwester ganz empor, um den nächtlichen Gast ebenfalls in Augenschein zu nehmen.

„Hildur, hast du sie kommen gehört?“ fragte das jüngste Mädchen, welches zwischen elf und zwölf Jahre alt war.

„Wenn ich schlafe, pflege ich nicht zu hören“, flüsterte Hildur mit spöttischem Lächeln. „Aber weißt du, Selma, was wir thun müssen, um uns verständig zu benehmen?“

„Uns wieder niederlegen und wieder einschlafen.“

„Nein, durchaus nicht. Wir stehen vielmehr auf und kleiden uns an; aber ganz still.“

Und Hildur stieg, indem sie dies sagte, leise aus dem Bett.

„Aber sieh nur, Hildur, sie ist durchaus nicht häßlich, sondern man kann sie wirklich schön nennen“, flüsterte Selma und stützte das Kinn auf die Hand. „So hübsch sah Tante Sigrid nicht aus — meinst du nicht auch?“

„Aber Sigrid war ich gut — diese Mamsell da kenne ich dagegen nicht“, meinte Hildur mit misvergnügter Miene und kleidete sich an.

„Aber dennoch mußt du zugeben, daß sie schön ist“, wiederholte Selma hartnäckig und zeigte auf Emy.

„Ich gebe zu, daß du sogleich aufstehen und übrigens schweigen sollst.“

„Du bist und bleibst doch immer garstig und unfreundlich, ich darf niemals etwas sagen; und du bist blos so geworden, weil Tante Sigrid dir stets den Vorzug gab, und sich um mich nicht bekümmerte“, antwortete Selma alles mit flüsternder Stimme und begann sich anzukleiden.

Obschon aber die beiden Mädchen sich so still als möglich verhielten, so ließ doch die eine den Kamm fallen, die andere stieß an einen Stuhl, und es ereigneten sich alle andern kleinen Verdrießlichkeiten, welche gewöhnlich geschehen, wenn man recht still sein und sich vorsichtig bewegen will. Hat man auch noch niemals vorher einen Stuhl, einen Schemel, oder einen Tisch umgestoßen, so geschieht dies doch ganz gewiß, wenn man recht still sein will.

Dies war auch jetzt der Fall, und obschon die Mädchen nichts inniger wünschten, als daß die Fremde ruhig fortschlafen möchte, so passirte es ihnen gleichwol, daß sie zu ihrer großen Betrübniß die Schlummernde aufweckten.

Emy fuhr bei dem plötzlichen Geräusch des fallenden Kammes und des an den Tisch stoßenden Stuhles zusammen. Sie schlug die Augen auf, und vor ihr standen die beiden Unruhstifterinnen mit scheuer, furchtsamer Miene.

Es war Emy unmöglich, sich eines Lächelns über den zugleich komischen und erschrockenen Gesichtsausdruck der ältern zu enthalten. Sie betrachtete sie aufmerksam.

Man hat viel gesprochen und geschrieben von der Macht des Auges, von der Schönheit, welche es dem Angesicht verleiht, daß es der Spiegel der Seele sei u. s. w., aber noch niemals ist in dieser Beziehung etwas gesagt oder geschrieben worden, was nicht mit Wahrheit auf Hildur angewendet werden könnte.

Auf den ersten Anblick war sie durchaus nicht schön. Im Gegentheil, sie hatte eine ganz häßliche Nase und einen zu großen Mund, ja sogar eine nicht sonderliche Gesichtsfarbe; aber sie hatte ein paar Augen, über welchen man alles andere vergaß. Ich habe oft ihr Gesicht betrachtet und erst dann recht klar verstanden, was ein paar schöne, seelenvolle, herzensgute und ausdrucksvolle Augen vermögen. Hildur's Augen waren groß, von — wenn man sich so ausdrücken darf — offener Form, aber sie waren nicht blau und auch nicht braun, sondern von ganz unbestimmter Farbe.

Dennoch war es weder die Farbe noch die Form, welche fesselte, sondern der Ausdruck, der darin lag. Es war jene hingebende, selbstverleugnungsvolle Güte, jener Ausdruck von Verstand, Gefühl und zuweilen Witz und Humor, was dem ganzen Gesicht etwas magisch Fesselndes verlieh. Man fühlte sich versucht, sich zu fragen, ob nicht ein Engel in diesem Blicke wohnte, und wenn man tief hineinsah, glaubte man darin zu lesen, Hildur könne alles leiden, und doch niemals klagen; sie könne niemals ein bekümmertes Antlitz sehen, ohne alles, was in ihren Kräften stünde, aufzubieten, um den, der sich unglücklich

fühlte, zu trösten und zu zerstreuen. Sie theilte ihre Freude und ihren Schmerz mit jedermann; ihre Thränen und ihren Schmerz aber behielt sie für sich selbst.

Es schlug acht, als Emy in das große Zimmer von Lundagard eintrat. Die ganze Familie war hier versammelt. Dieselbe bestand aus dem Lieutenant Becker, seiner Gattin und zwei Töchtern, Hildur und Selma.

Der Lieutenant war ein Mann von zwei- bis dreiundvierzig Jahren, von mittlerer Größe und vortheilhaftem Aeußern, schönen blauen Augen, die einen biedern herzlichen Ausdruck und etwas gleichzeitig Aufrichtiges, Verständiges und Mildes hatten. Die Nase war gerade und gut geformt, der mehr große als kleine Mund hatte gutgepflegte Zähne, frische Lippen und sein Lächeln verrieth Herzensgüte und Humor. Die Stirn war hoch. Die eckigen Schläfe bewiesen einen deutlich ausgeprägten Schönheitssinn und angeborenes Zartgefühl, welches sehr oft dem Gemüth einen Anstrich von Reizbarkeit gibt. Seine Kleidung und sein ganzes Aeußere hatte etwas Sorgfältiges und gleichwol so Einfaches, daß er schon auf den ersten Anblick einen angenehmen Eindruck machte.

Frau Becker war eine lange hagere Dame von auffallender Lebhaftigkeit, mit blauen Augen und von freundlichem herzlichen Benehmen. Auch sie war einfach in ihrer Kleidung, und von Charakter ausgezeichnet gut und uneigennützig. Man sah, daß die Eingebung des Augenblicks für sie alles war, daß sie sich stets vom Gefühl leiten ließ und infolge dessen zuweilen misverstanden ward.

Es dürfte nun Zeit sein zu sagen, in welcher Eigenschaft Emy in dieser Familie verweilen sollte, die ihr vollkommen fremd war.

Seit dem Tode ihrer Mutter war sie bei einer Verwandten gewesen, jetzt aber, wo ihr Vater wieder zur See ging, hatte er für seine Tochter einen Ort gesucht, wo er sie in Pension geben könnte, und auf Empfehlung von

Bekannten war seine Wahl auf das Haus des Lieutenant Becker gefallen.

Bei Emy's Eintritt in das Zimmer ging Frau Becker ihr entgegen und umarmte sie.

„Willkommen, willkommen", sagte sie, „und möge unser Haus wenigstens einigermaßen Ihnen die theure Heimat ersetzen. Ich für meine Person werde versuchen, an Ihnen, die Sie meiner Obhut anvertraut sind, Mutterstelle zu vertreten.

Der Lieutenant reichte Emy die Hand und sagte:

„Seien Sie uns willkommen."

In seinem Blick und Tone aber lag eine so beredte Herzlichkeit, daß dieselbe mehr sagte als Worte.

Emy fühlte sogleich, daß sie an Becker einen väterlichen Freund hatte.

Während des Frühstücks plauderte man von der Reise u. s. w. Frau Becker ging dann ihren häuslichen Verrichtungen nach, der Lieutenant wollte nach seinen Leuten sehen, und Hildur erhielt Auftrag, Emy zu amusiren.

Die von Natur äußerst schüchterne Hildur hätte aber sich dieses Auftrags schwerlich zu entledigen vermocht, wenn Emy ihr nicht mit dem Instinct ihres guten Herzens zu Hülfe gekommen wäre.

„Laß uns in den Garten gehen", sagte Emy mit freundlichem Lächeln.

Einige Augenblicke später spazierten die drei Mädchen in dem am Ufer des Flusses liegenden Garten umher. Emy bat die beiden Kinder, sie Du zu nennen, damit sie schneller miteinander bekannt würden. Selma unterhielt das Gespräch, während Hildur schweigsam neben Emy herging, und nur wenn ihrer Schwester ein unbedachtes Wort entfuhr, durch eine Geberde ihr Misfallen zu erkennen gab.

„Hier pflegte Tante Sigrid zu sitzen und zu lesen", sagte Selma, als sie in eine Laube traten.

„Wer ist Tante Sigrid?“ fragte Emy.

„Unsere Lehrerin“, antwortete Hildur mit Bewegung.

„Du kannst gar nicht glauben, Emy, wie Hildur weinte als Tante Sigrid fortging“, fiel Selma ein.

„Dann hattest du wol Tante Sigrid sehr lieb, Hildur?“ fragte Emy und sah das Mädchen an.

„Ja“, antwortete Hildur. Es war dies die ganze Antwort, die sie gab; aber in ihrem bekümmerten, warmen Blick lag so viel, daß es tief in Emy's Herz drang.

Aus dem Garten spazierte man die Landstraße entlang, und Emy that nun alles, um Hildur sich zu nähern. Mit funfzehn Jahren ist das Herz allen Eindrücken offen; ein wenig Freundlichkeit, ein wenig Zärtlichkeit und es kommt entgegengeeilt.

So war es auch jetzt. Hildur war von ihren Kinderjahren an für häßlich angesehen worden, während dagegen ihre Schwester recht hübsch zu werden versprach. Es war dies auch der Grund, daß die sonst so gute Mutter ihrem jüngsten Kinde den Vorzug gegeben hatte. Hildur's von Natur etwas verschlossene Art und Weise gab ihr das Ansehen als wäre sie weniger gefühlvoll, während Selma, ein Kind des Augenblicks, welches stets jedem Eindruck nachgab und das Herz auf der Zunge hatte, der Mutter weicher und liebevoller vorkam.

Dennoch gab es vielleicht kein zärtlicheres, gefühlvolleres und treueres Herz als das Hildur's. Sie sprach aber wenig davon und näherte sich niemals jemand zuerst. Sie bot ihre Freundschaft niemand an; aber dem, der ihr Zärtlichkeit bewies, schenkte sie dieselbe für das ganze Leben.

Emy mit ihrem gesunden Verstand faßte den Charakter dieses Kindes sofort auf. Sie sah klar ein, daß Hildur sich ihr niemals nähern würde, wenn sie nicht selbst den ersten Schritt thäte.

Wir haben indessen nicht die Absicht, Emy während ihres ersten Verweilens in Becker's Haus Tag für Tag zu folgen, sondern überspringen einige Wochen.

Es war an einem schönen Abend in den letzten Tagen des Monats Juni, nach der Abendmahlzeit, als die ganze Familie des Lieutenants in der Vorhalle des Hauses saß.

„Was bedeutet denn der glatte Goldring, den du an deiner linken Hand trägst, Emy?" fragte der Lieutenant und zeigte auf einen Ring, den sie trug. „Bist du verlobt?"

Emy ward dunkelroth und eine Wolke der Wehmuth überzog ihre Stirn, während sie antwortete:

„Ja, ich bin verlobt."

„Mit wem denn?"

„Mit einem Ingenieur Wenger", stammelte Emy mit aufgeregter Stimme.

„Du bist verlobt, liebes Kind!" rief Frau Becker und schlug die Hände zusammen. „Davon hast du ja noch kein Wort gesagt. Dann wirst du wol gar nicht lange bei uns bleiben? Wann soll denn die Hochzeit sein? Mein Gott, das ist betrübend und erfreulich zu gleicher Zeit. Wenn du jedoch glücklich wirst, dann ist alles gut. Hast du denn deinen Bräutigam auch recht lieb?"

Während Frau Becker dies sagte, war Emy sehr bleich geworden, und es war deutlich zu sehen, daß sie mit ihren Gefühlen kämpfte. Zu antworten vermochte sie nicht.

„Emy, was fehlt dir? Habe ich dich betrübt?" hob Frau Becker wieder an, indem sie ihre Pflegebefohlene umarmte. „Sprich, liebes Kind; sag', was ist es, was dich betrübt?"

Bist du einmal, meine liebe Leserin, eifrig bemüht gewesen, deine Thränen zurückzuhalten, während jemand dich zu trösten gesucht, oder nach der Ursache des Schmerzes gefragt hat, so wirst du auch gefunden haben, daß bei diesen wohlwollenden Bemühungen dein Schmerz erst recht zum Ausbruch gekommen ist.

So ging es auch mit Emy. Wahrscheinlich wäre es ihr geglückt, ihre Bewegung zu bemeistern, wenn nicht Frau Becker's Theilnahme dies unmöglich gemacht hätte. Sie fing daher an zu weinen.

Der Lieutenant sagte mit seiner freundlichen Stimme: „Mutter, laß das Mädchen. Du siehst ja, daß deine Fragen ihr peinlich sind.“

Und dann fing er an, mit seinen Kindern zu plaudern.

Emy nahm Gute Nacht und ging hinauf in das kleine Zimmer.

Als sie fort war, fragte Selma:

„Warum weinte denn Emy, als Mama von ihrem Bräutigam sprach? Ist er ein böser Mensch?“

„Ich weiß gar nichts davon“, antwortete der Vater, indem er das Kind freundlich streichelte.

„Und du brauchst auch nichts davon zu wissen, liebe Selma“, fiel Hildur ein.

„Ich habe nicht mit dir gesprochen. Daß du doch mich fortwährend ärgern willst!“

„Ach, das liegt einmal so in meiner Natur“, entgegnete Hildur mit komisch-ernster Miene.

Achtes Kapitel.

Oben in dem kleinen Zimmer auf einem der Sofas lag Emy, das Gesicht in das Kissen drückend, und weinte, wie nur ein unglückliches und einsames Herz weinen kann. Es war kein gewaltsamer und leidenschaftlicher Schmerz, es war ein tiefes ernstes Leiden. Nachdem Emy eine Weile geweint hatte, erhob sie sich, faltete die Hände über der Stirn und flüsterte:

„O, meine Mutter, meine Mutter. Ich bin deinem Willen ungehorsam gewesen. Ich habe in Widerspruch mit meinem dir gegebenen Versprechen gehandelt, und doch glaubte ich meine Pflicht zu erfüllen."

Ihre Hände fielen wieder herab auf das Knie, und Emy versank in stilles Grübeln. Als sie den Kopf emporrichtete, warf sie ihre Blicke durch das Fenster hinaus auf den blauen Himmel, und ein wehmüthiges Lächeln umspielte ihre Lippen. Dann sagte sie leise:

„Ich werde ihn noch einmal wiedersehen, ich werde noch einmal mich selbst prüfen, und finde ich dann mein Herz noch ebenso widerspenstig, so möge Gott mir den Leichtsinn, womit ich dem Wunsche meines Vaters nachgab, verzeihen; aber das meiner geliebten, ewig geliebten Mutter gegebene Versprechen muß ich halten."

Und Emy faltete die Hände zu einem innigen, stillen Gebet.

„Die Religion ist der Trost und die Stütze des Weibes“, hatte Emy's Mutter gesagt, und dies sollte sie auch ihrer jetzt so vereinsamt dastehenden Tochter werden.

Als die Mädchen hinaufkamen, schlief Emy den herrlichen Schlaf der Unschuld und Jugend.

Erst wenn die Leidenschaften erwacht sind, wenn die Gefühle und die Vernunft miteinander in Streit gerathen, wenn fieberhafte Träume unsere Phantasie erfüllen und die Ruhe aus unserer Seele scheuchen, flieht uns der Schlaf. Emy aber war noch nicht zum Bewußtsein irgendwelcher Leidenschaften erwacht; noch niemals hatte sie ihr Herz für jemand anders schlagen gefühlt als für ihre heimgegangene Mutter; denn für ihren Vater hegte sie jene Anhänglichkeit, welche ihren Ursprung im Pflichtgefühl hatte.

Er seinerseits widmete seiner Tochter blos eine flüchtige Zuneigung. Seine Gattin war das Einzige gewesen, was er hier auf Erden wirklich geliebt hatte. Seitdem sie nicht mehr war, ward er schroff und heftig, und entfernte sich dadurch von dem Herzen seines Kindes.

Selma legte sich sofort zur Ruhe, Hildur aber setzte sich auf einen Schemel an Emy's Bett, und betrachtete die Schlafende. Es lag in dem Blick des jungen Mädchens ein milder und beinahe betender Ausdruck, als ob sie die Schlummernde um ein wenig Liebe anflehen wollte. Hildur's kindische Gedanken lauteten ungefähr:

„Es wäre alles gut, wenn Emy mich nur lieb gewinnen könnte. Ich möchte sie so gern erheitern. Sie sah so betrübt aus, als Mama von ihrem Bräutigam sprach, was mir durchaus nicht gefällt. Aber warum war sie betrübt? Das weiß ich nicht; wohl aber fühle ich, daß ich Emy ebenso lieb haben kann wie Tante Sigrid. Ach, wer doch wagen dürfte, ihr schönes Lockenhaar zu küssen?“

Hildur näherte, indem sie dies sagte, ihre Lippen ganz

leise einer von Emy's Locken. Wie leicht diese Berührung aber auch war, so erwachte Emy doch, und ihre Augen begegneten sich.

Hildur's Augen sagten so viel, so viel, daß ihre Sprache zu Herzen ging. Emy legte auch ihren runden weißen Arm um den Hals des Mädchens, und zog sie an sich.

„Hast du mich lieb, Hildur?" fragte sie.

Hildur erröthete, als ob sie wegen eines schweren Fehltrittes zur Rede gestellt würde, und sah aus, als ob sie in die Erde zu sinken wünschte. Um auch nur ein Wort auszusprechen, dazu war sie viel zu schüchtern, obschon ihr Herz mit lauter Stimme „Ja" antwortete. Sie drückte blos ihre Lippen auf Emy's Arm, während diese hinzusetzte:

„Ach ja! Habe mich recht herzlich lieb, liebe Hildur! Ich stehe so einsam in der Welt!"

„Ja, ich werde es", flüsterte Hildur, als ob sie sich vor ihrer eigenen Stimme fürchtete.

Emy hatte nun ein Herz an sich gefesselt, welches ihr niemals untreu werden sollte.

Neuntes Kapitel.

Und nun, lieber Leser, führe ich dich nach dem stattlichen Hüttenwerk Löda, das etwas über eine Meile von Lundagard entfernt war, und zu welchem letzteres gehörte.

Das Hüttenwerk Löda lag in einer fruchtbaren Gegend, aber etwas tief. Es erhielt dadurch ein etwas düsteres Aussehen, denn die Strahlen der Sonne vermochten nur sparsam durch die dicken Laubmassen der Bäume zu dringen.

Das Gebäude selbst stand zwischen zwei Dämmen mit dichtbelaubten Rändern, und bot von der Landstraße aus gesehen einen sehr romantischen Anblick dar.

Eins dieser Häuser, welches höher war und zierlicher aussah als die andern, ward von dem Inspector bewohnt, welcher die in der ersten Etage gelegenen Zimmer innehatte. Dann kamen die Wohnungen des Kassirers, des Buchhalters, des Arztes und des Hofemeisters, um nicht von denen zu sprechen, welche an Rang unter diesen Personen standen.

Sämmtliche Gebäude schienen durch ihr Aeußeres den Standpunkt des Eigenthümers in diesem kleinen Gemeinwesen andeuten zu wollen, wo der Inspector die Ehre hatte, den ersten Platz einzunehmen. Unsere Absicht ist

jedoch nicht, Haus für Haus in der ganzen Hüttenstraße zu besuchen; sondern wir lenken unsere Schritte sofort keck nach dem Hauptgebäude selbst.

Das ganze Hüttenwerk Löda mit den dazu gehörigen Grundstücken und Besitzungen gehörte als Feideicommiß einer neunzehnjährigen Witwe, welche es von ihrem Vater geerbt, der ihr auf seinem Sterbebett befohlen, sich mit seinem Neffen, dem Grafen Anton Ruben, zu vermählen.

Zwei Wochen nach der Hochzeit, ereilte den Grafen das Unglück, daß er bei einem schnellen Ritt, den er mit seinem Bruder machte, vom Pferde stürzte und den Hals brach, sodaß er wenige Augenblicke darauf starb und eine achtzehnjährige, unermeßlich reiche Frau zurückließ.

Es ist sonach die verwitwete Gräfin Sappho Ruben, zu welcher wir unsere Schritte lenken.

Es ist derselbe Abend, den wir kürzlich auf Lundagard geschildert.

In einem prachtvollen Salon auf Löda sehen wir Sappho in einem Lehnsessel, ganz nahe am Fenster, ausgestreckt. Ihr Blick ist auf den vor dem Hause liegenden etwas düstern Garten geheftet, während sie mechanisch eine neben ihr stehende Calla aethiopica zerpflückt.

Auf einem kleinen Sofa zwischen den Fenstern saß der Schwager der jungen Witwe, Graf Arthur Ruben, und las.

In den Sesseln hatten zwei Damen Platz genommen.

Die ältere, eine weitläufige Verwandte von Sappho, war die Witwe des Barons Kärnfelt und ohne Vermögen. Sie hatte in dem Hause des alten Grafen gelebt und die Tochter seit dem Tode ihrer Mutter erzogen.

Die jüngere war die Gattin des Kammeraths Scheller. Auch sie war gewissermaßen mit Sappho verwandt; aber auf eine solche Weise, daß man es um des verstorbenen Grafen willen nicht laut aussprechen durfte. Man behauptete

nämlich, sie sei die einer Seitenlinie angehörige Schwester der Gräfin.

„Nun, Clara, du, welche du Umgang mit der Mittelklasse hast, und dich überdies damit beschäftigst, lehrreiche Schilderungen aus dem Volksleben zu schreiben, erzähle uns etwas Pikantes, denn in unserer Welt geht es ziemlich einförmig her", sagte Sappho und wendete ein wenig den Kopf herum, wie um die Person, mit der sie sprach, anzusehen. Statt dessen aber heftete sie einen langen und eigenthümlichen Blick auf Arthur.

Hast du, lieber Leser, dir einmal ein kleines Wesen mit idealen Zügen und beinahe sylphidenhaftem Wuchse gedacht, so hast du einen Begriff von Sappho. Sie war blond, beinahe rothhaarig, so stark ging die Farbe ihres üppigen Lockenhaares in Gold über. Ihre Gesichtsfarbe war so weiß, so rein, so durchsichtig, daß man das feine Gewebe der Adern durchschimmern sah. Die beweglichen Wogen des Blutes, welches mit erstaunlicher Lebhaftigkeit kreiste, war der Grund, daß sie fortwährend die Farbe wechselte. Die großen runden hellblauen Augen hatten einen ganz eigenthümlichen Ausdruck, und in ihrem Hintergrund schienen Leidenschaften von gewaltsamer Natur hervorzuleuchten. Diese in Bezug auf Farbe so rein nordischen Augen konnten vor Lebhaftigkeit funkeln, flammen, brennen und glühen. Diese glatte und liebliche reine Außenfläche barg ein so leidenschaftliches Herz, daß alle Schläge desselben der Sonne des Südens und einem südländischen Blute anzugehören schienen. Die feingeformte Nase, die ovale Gesichtsform, der kleine schwellende Mund, die blendendweißen Zähne gaben dem ganzen Gesicht eine regelmäßige Schönheit, welche durch den ewig wechselnden Ausdruck in demselben nur noch mehr erhöht ward. Hierzu nehme man noch einen feenhaften Wuchs, eine nicht wiederzugebende Weichheit und Anmuth der Bewegungen, und man wird leicht finden, daß die junge Witwe ein im höchsten Grade bezauberndes Wesen sein mußte.

„Ach, Frau Gräfin“, antwortete Clara Scheller lachend, „unsere Welt ist der Ihrigen fast ganz gleich, und ich habe fürwahr nichts Pikantes daraus zu erzählen. Hier, wie überall, wechseln Sorge und Heiterkeit, Freude und Schmerz. Die heißesten Kämpfe werden in der verschlossenen Brust ausgekämpft, und ohne daß ein Auge sie sieht. Die Fürstin und die Bettlerin theilen in dieser Beziehung ein und dasselbe Schicksal. Gott hat bei Erschaffung des Menschenherzen nicht Rücksicht darauf genommen, ob es in einer adelichen oder in einer bürgerlichen Brust schlägt.“

Es lag eine eigenthümliche Tiefe in Clara's Ton, ein von der Seele kommender Ernst, als sie diese letzten Worte aussprach.

„Liebe Clara, laß deine Stimme in einer andern Tonart erklingen als in der republikanischen, denn in dieser nimmt sie sich nicht sonderlich aus“, fiel Sappho lachend ein.

„Die Stimme der Vernunft ist für diejenigen von unsern Leidenschaften, welche in offenbarem Widerstreit damit stehen, allemal unangenehm zu hören“, entgegnete Clara.

Bei diesen Worten blickte Arthur auf.

„Ja“, sagte er, „es liegt eine große Wahrheit in den Worten der Frau Kammerräthin. Wir müssen es oft sehr theuer bezahlen, daß wir den Einflüsterungen der Leidenschaft nachgeben, und uns nicht von der Vernunft und unserm Rechtsgefühl leiten lassen.“

„Das ist wahr, lieber Arthur; die Vernunft ist ein Rechenmeister, der hier im Leben alles an seinen rechten Ort stellt, und die bestehende Ordnung nicht dadurch stört, daß er die Grenzen derselben überspringt“, antwortete Sappho und erhob sich lebhaft. In ihren Augen zuckte ein Blitz, während sie hinzusetzte: „Die Vernunft ist es, welche im Augenblick der Leidenschaft zu uns sagt: Erniedrige dich nicht; vergiß nicht, wer du bist.“

Arthur war bleich, während er die Augen auf seine Schwägerin heftete.

„Es gibt so viele Arten und Weisen, sich zu erniedrigen", antwortete er, „und ebenso viele, um die Vernunft unsern Vorurtheilen anzupassen. Ich fürchte sehr, daß der Mensch, welcher in allen Dingen von der Leidenschaft der Standesvorurtheile beherrscht wird, endlich glaubt, den Gesetzen der Vernunft gemäß zu handeln, während es beim Lichte besehen nur denen des Stolzes gemäß geschieht."

„Wir wollen uns nicht streiten, und uns ebenso wenig in tiefe Betrachtungen über die Art und Weise, auf welche die Vernunft verschiedenen Dingen angepaßt werden kann, verlieren; denn da komme ich nicht mit fort, ich verabscheue alle abstracten Begriffe", entgegnete Sappho mit einem bezaubernden Lächeln.

„Ebenso wie die gesunde Vernunft", setzte Arthur hinzu.

„Ja, wenigstens deine Art, vernünftig zu sein", antwortete Sappho lachend, und drehte ihren Sessel so, daß sie sich dem Grafen Arthur mitten gegenüber befand, während sie hinzusetzte:

„Nun, Clara, was macht deine Cousine, Mamsell Trenner?"

Bei diesem Namen zuckte Arthur zusammen, die Freiherrin von Kärnfelt blickte auf, und Clara fuhr fort zu sticken, während sie ganz ruhig antwortete:

„Sie befindet sich ganz wohl, und ist seit einigen Monaten mit dem Kapitän Kahn vermählt."

„Vermählt!" wiederholte Sappho und sprang auf. Ihr ganz Gesicht verrieth Ueberraschung und Freude; als sie aber ihre Augen auf Arthur heftete, ward sie bleich wie Marmor, und eine dunkle unheilverkündende Wolke lagerte sich auf ihrer Stirn.

Graf Arthur hatte sich auf dem Sofa zurückgelehnt, und heftete den Blick auf seine Schwägerin. Auch er

war bleich, und in dem Ausdruck seiner Züge lagen Ernst und Strenge, gemischt mit tiefem Schmerz. Er schien sich zu fragen, wie sie wagen könne, die Wunde seines Herzens zu berühren.

Sappho warf sich mit einem Ausdruck bittern Hohns auf ihrem schönen Antlitz in dem Sessel zurück und sagte:

„Sie ist wol glücklich?"

„Ja", war Clara's ganze Antwort.

Sappho biß sich auf die Lippen, hob aber darauf im Ton der Schadenfreude, während sie ihre Augen auf Arthur heftete, um in seinen Zügen zu lesen, wieder an:

„Dann war es wol eine Heirath aus Liebe?"

„Höchst wahrscheinlich", antwortete Clara. „Helene war von ihren Aeltern viel zu sehr geliebt, als daß diese sie zu einer Ehe ohne Liebe gezwungen haben sollten."

Clara hob, während sie Sappho's Fragen beantwortete, ihre Augen nicht von ihrer Arbeit empor.

„Ich habe aber gehört, daß sie eine andere Neigung gehabt habe? ' fuhr Sappho hartnäckig an ihrem Gegenstande festhaltend fort.

„Das ist ein Irrthum, Frau Gräfin", sagte Clara, indem sie nun aufblickte, und die Augen mit einem so kalten und verächtlichen Ausdruck auf die Gräfin heftete, daß diese das Gesicht abwendete.

Arthur verließ das Zimmer.

„Beste Tante, laß mich mit Clara allein", sagte Sappho hastig und erhob sich.

Die Freiherrin erhob sich, und die beiden Schwestern waren allein.

„Clara", hob Sappho an, „dieser Uebermuth von dir ist mir unerträglich; ebenso unerträglich wie diese ewige Verhöhnung meiner Gefühle, dieses Gutheißen einer Liebe, welche ich, wie du weißt, bei einem Grafen Ruben unpassend und verächtlich finde. Höre wohl, ich lasse mir diese fortwährenden Demüthigungen nicht mehr von dir

gefallen!" rief Sappho und stampfte mit dem Fuße auf die Diele, während ihre Brust sich gewaltsam hob.

„Sie brauchen sich dieselben auch nicht mehr gefallen zu lassen, denn ich entferne mich", antwortete Clara stolz und erhob sich ebenfalls. „Glauben Sie aber nicht, daß ich mich so weit erniedrige, diese elenden Ausfälle gegen Graf Arthur ohne Verachtung anzuhören. Ich finde, Frau Gräfin, daß Sie auf diese Weise im Widerspruch mit allem handeln, was man edel und zartfühlend nennen kann, und ich wäre ebenso verächtlich, wenn ich diese Bosheit auch nur durch ein einziges Wort unterstützte. Und nun gehe ich."

Clara lenkte ihre Schritte nach der Thür. Sappho drückte beide Hände auf die Brust und rief:

„Clara, bleib' und höre mich!"

Clara drehte sich wieder herum. Sappho kam auf sie zugeeilt, ergriff sie beim Arme und sagte mit bebender Stimme:

„Clara, ich liebe Arthur, — verlaß mich nicht!"

Es lag in diesen wenigen Worten so viel Schmerz, Verzweiflung und Leidenschaft, daß sie unwillkürlich Mitleiden einflößten. Clara blieb.

Zehntes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage machten Sappho, Clara und Arthur einen Spazierritt.

„Ich habe euch einen Vorschlag zu machen", sagte Sappho heiter. Sie war auf ungewöhnlich froher Laune.

„Und dieser wäre?" fragte Arthur, ohne seine gefährliche Nachbarin anzusehen.

„Daß wir nach Skärholm reiten."

„Liegt nicht dort eine Ihrer Meiereien, Frau Gräfin?" fragte Clara.

„Allerdings", antwortete Sappho. „Hedin, der frühere Hofemeister meines Vaters, hat sie in Pacht, und ich möchte ihn heute einmal überraschen. Wir speisen bei ihm zu Mittag, und dann rudern wir ein wenig in die See hinaus. Ach, es wird höchst amusant sein, einmal weiter nichts als Milch zum Mittagsmahl zu haben. Die Ueberraschung des alten Pächters und seiner Frau, auf so unerwartete Weise das Vergnügen, uns zu bewirthen, zu haben, wird auch für uns ein Genuß sein."

„Die große Ehre, willst du wahrscheinlich sagen", scherzte Arthur. „Es ist ja leicht möglich, daß du durch deine hohe Gegenwart diese armen Menschen erschreckst."

„O nein! Sie werden sich dadurch geschmeichelt fühlen; denn Hedin hat die Schwäche, in seiner Eigenschaft als alter Diener an meiner Familie zu hängen, — ich will nicht gerade sagen an mir; denn daran würdest du, lieber Arthur, bestimmt zweifeln."

Sappho sah den Grafen mit schalkhaftem Lächeln an, seine Augen waren aber nicht auf sie gerichtet.

„Warum sollte ich daran zweifeln?" fragte er.

„Weil du selbst mich für einen kleinen rothhaarigen Dämon ansiehst", antwortete Sappho lachend, und strich mit graziöser Handbewegung die üppigen glänzenden Locken zurück.

„Du irrst dich, meine schöne Schwägerin. Ich betrachte dich als das anziehendste Weib, wenn du zwei Dinge vergissest."

Jetzt sah Arthur die Gräfin an.

„Und was sind das für zwei Dinge?" fragte sie.

Sappho's rosige Wangen färbten sich dunkler, während sie ihren Schwager lächelnd ansah.

„Daß du Gräfin und daß du unermeßlich reich bist."

Arthur sprach diese Worte mit tiefem Ernst.

„Also wenn ich die Kleider dieses Mädchens da trüge, würdest du mich wirklich liebenswürdig finden?" fragte Sappho, und zeigte mit ihrer Reitgerte auf ein junges Bauermädchen, welchem sie begneten.

„Möglicherweise; wenn du nämlich auch im übrigen geistig ebenso reich begabt wärest, wie du jetzt bist. Dennoch würde ich es vorziehen, an der reichen und hochgeborenen Gräfin Ruben die bezaubernde Anspruchslosigkeit und Milde des Weibes bewundern zu können."

Arthur's Blick ruhte mit herzlichem Ausdruck auf Sappho.

„Eine solche Gelegenheit will ich dir eben heute geben, und deshalb reiten wir nach Skärholm. Du bist doch mit meinem Vorschlag einverstanden, Arthur?" fragte die Gräfin.

„Ich stelle mich, wie es einem Ritter geziemt, unter die Befehle der Damen“, antwortete Arthur mit feinem Lächeln. „Dennoch fürchte ich, daß ein Ritt von einer Meile eine etwas zu starke Anstrengung für zwei an körperliche Strapazen so wenig gewohnte Damen, wie Sappho und die Kammerräthin, sein wird.“

„O, was mich betrifft, so bin ich, wenn ich etwas will, eine Löwin an Stärke“, versicherte Sappho. „Wie steht es mit dir, Clara?“

„Ich bin von zu bürgerlicher Herkunft, als daß ich schwache oder empfindliche Nerven haben sollte. Mein plebejisches Blut liebt starke Körperbewegung“, antwortete Clara lächelnd.

„Dieser Hieb soll, da ich auf so guter Laune bin, heute einmal unerwidert bleiben“, sagte Sappho, indem sie ihrem Pferd einen leichten Schlag mit ihrer Reitgerte versetzte.

Man ritt bald im Schritt, bald im Galop unter munterm Gespräch weiter. Sappho wußte durch ihren lebhaften feurigen Geist der Conversation unaufhörliche Abwechselung zu geben, und hielt durch ihren Witz und Humor alle Einförmigkeit davon entfernt. Niemals war sie schöner und anziehender erschienen; denn es lag in ihrem ganzen Wesen etwas Einfaches und Anspruchloses, was diesem vom Glück so verwöhnten Kinde sonst fremd war.

Gegen Mittag, als die Wärme anfing, drückend zu werden, galopirte die kleine Cavalcade in den Hof von Skärholm hinein.

Elftes Kapitel.

Skärholm war, wie Clara bemerkt, eine der zu der Herrschaft Löda gehörenden Meiereien. Sie lag auf einer Insel in einer Bucht der Ostsee, und zeichnete sich durch viele Naturschönheiten aus. Die ganze Insel war bewaldet und das Wohnhaus von Laubholz umgeben. Die Ufer, welche die Bucht bildeten, die mit ihren Wogen Skärholm umschloß, waren schön und hatten etwas rein Nordisches.

Die Meierei selbst bestand aus drei weißen Gebäuden. Das eigentliche Wohnhaus stand dem Gitterthor gerade gegenüber und hatte eine hohe, etwas verfallene Holztreppe, die nach dem Vorhause hinaufführte. In dem Hause links befand sich die Küche, und das Haus rechts war die eigentliche Meierei. Alle drei waren weiß angestrichen. Von weitem gesehen, hatte sie etwas Stattliches; bei näherer Betrachtung aber bemerkte man, daß der Zahn der Zeit im Laufe der Jahre Spuren zurückgelassen, um deren Entfernung man sich nicht sonderlich gekümmert hatte.

Als die gräfliche Cavalcade das Gitterthor erreichte, stürzten ihr zwei schwarze Hunde mit lautem Gebell

entgegen. Gleich darauf zeigte sich auf der Schwelle des Küchengebäudes eine kleine, sehr wohlbeleibte alte Frau, mit hervorstehenden Augen, gekrümmter Nase und grau-gesprenkeltem Haar, welches jetzt noch seine von Natur krause Form beibehielt. Die ganze äußere Erscheinung der alten Frau hatte etwas Munteres und Behagliches. An ihr vorbei und in den Hof hinaus sprang eine jüngere, etwa fünfundzwanzig Jahre zählende Frau. Sie hatte ein Gesicht, welchem alle äußere Schönheit abging; aber dabei hatten die Züge ein so bestimmtes Gepräge von Verstand, Redlichkeit und Biederkeit, daß man sich in dem Grundzuge ihres Charakters nimmermehr irren konnte.

In der That hatte auch wol selten ein redlicheres und treueres Herz in irgendeiner Brust geschlagen, als in der Dora's Hedin. Sie war die jüngste Tochter des frühern Hofmeisters des Grafen Ruben.

„Ach, mein Gott, das ist ja die Frau Gräfin!“ rief Dora und eilte herbei, um das Pferd der Gräfin zu halten, welches sie mit einem kräftigen Ruck stillzustehen zwang.

„Guten Tag, liebe Dora“, antwortete Sappho mit sanftem, aber durchaus nicht herablassendem Lächeln. „Wir kommen, um Mutter Hedin's Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Wir werden über Mittag dableiben“, setzte die Gräfin hinzu, indem sie sich mit Arthur's Hülfe aus dem Sattel schwang.

„Das kann wol geschehen“, antwortete Dora und lächelte gutmüthig, ohne Verlegenheit zu verrathen. „Wenn Sie, Frau Gräfin, mit Wenigem und Geringem vorlieb nehmen müssen, so ist das für Sie einmal etwas Ungewöhnliches und Neues.“

Nachdem Dora dies gesagt, führte sie das Pferd fort, gerade als ob dies ihre tägliche Beschäftigung wäre.

Die alte Hedin verneigte sich und bat die Frau Gräfin, in das große Zimmer hinaufzugehen, was die sämmtliche

Reitgesellschaft that, während Sappho auf bezaubernde Weise mit der alten Hedin scherzte. Noch niemals hatte sie in ihren Bewegungen und in ihrem ganzen Wesen mehr natürliche Einfachheit entwickelt, als sie jetzt that; noch niemals hatte sie so vollkommen vergessen, daß sie Gräfin war.

„Nun, liebe Christine“, sagte Sappho zu der Pachterin, „wo hast du denn deinen Alten?“

„Er ist auf dem Gute, Frau Gräfin, um einmal unsere verheirathete Tochter zu besuchen“, antwortete die Pachterin.

„Ja, ich weiß es; Tea ist dort verheirathet. Und wo ist Luise?“

„Die begleitet ihren Vater. Aber, mein Gott, Sie werden doch nicht hier im Vorhause stehen bleiben wollen, Frau Gräfin? Es ist lange her, seitdem Sie das letzte mal hier waren.“

„Meinst du? Dafür sollst du mich nun auch über Mittag hier behalten, und ich muß dir sagen, daß wir tüchtig hungerig sind.“

„Na, ich werde schon Rath schaffen, daß die Herrschaften nicht verhungern“, meinte die Pachterin lachend, und ging wieder in die Küche hinunter — mit so leichtem flinkem Schritt, wie man ihn wol von einem funfzehnjährigen Mädchen erwartet, aber nicht von einer corpulenten Sechzigerin.

„Wie gefällt dir dieser Ort, und wie gefallen dir diese Menschen, Clara?“ fragte Sappho und warf sich auf ein langes Sofa, welches in dem großen Zimmer zwischen zwei Fenstern stand.

„Die Lage des Orts ist schön, und die Menschen gefallen mir sehr, weil sie vollkommen frei sind von jener sklavischen Unterwürfigkeit, welche auf einen freisinnigen Menschen stets einen widerlichen Eindruck macht“, antwortete Clara und ging, um die an den Wänden hängenden

Gemälde in Augenschein zu nehmen, welche sämmtliche schwedische Könige vorstellten.

„Auch mir haben sie schon von meinen Kinderjahren an gefallen, wo Hedin mir verstohlen Fleisch zusteckte; denn Tante Kärnfelt hatte die angenehme Idee, daß ich mich nie recht satt essen dürfte, um einen recht schlanken und aristokratischen Wuchs zu bekommen. Niemals werde ich die Bereitwilligkeit des alten Mannes vergessen, womit er mir zu einer Zeit gefällig war, wo ich nichts hatte, um seine Dienste zu belohnen."

Sappho war jetzt mit diesem seelenvollen Blick so liebenswürdig schön, daß Arthur kein Auge von ihr verwenden konnte. Ach, warum war Sappho nicht stets so! Warum zog sie es nicht vor, ein gutes sanftes Weib zu sein, anstatt einer hochmüthigen, stolzen Gräfin? Hätte sie sich Zeit gegönnt, ihr Inneres zu erforschen, so würde sie ihren schlimmern Menschen nicht so oft haben die Oberhand gewinnen lassen.

Die alte Pachterin trug eine ganz wohlschmeckende Mahlzeit auf, welche aus trefflichen Seefischen, ungerahmter Milch und Molken bestand.

Sappho aß und scherzte. Dora wartete auf und ließ dann und wann ein Wort fallen, welches einen nicht geringen Grad von Witz und Humor verrieth. Die Gräfin lachte, und man sah deutlich, daß Dora ein ganz besonderer Günstling von ihr war.

Nachdem man Kaffee getrunken, kam Dora mit etwas verlegener Miene auf Sappho zu und sagte:

„Wenn ich es wagen dürfte, so hätte ich eine Bitte an Sie, Frau Gräfin."

„Nun, sehe ich denn so gefährlich aus, daß du dich vor mir fürchtest?" sagte Sappho freundlich.

„Nein, gewiß nicht; aber von einem Bauermädchen, wie ich, ist es doch wol etwas dreist, damit hervorzutreten", antwortete Dora lächelnd und mit bedeutungsvollem Blick.

„Na, rücke nur heraus mit dem, was du auf dem Herzen hast. Ich bewillige es dir im voraus.“

„Nun, dann allerdings wird es mir leicht, es zu sagen“, antwortete Dora lachend. „Ich wollte nämlich fragen, Frau Gräfin, ob Sie hinausfahren und sich meine Hütte bei Hanskär ansehen wollten?“

„Die du selbst gebaut hast? Das ist ein herrlicher Vorschlag, meine liebe Dora“, rief Sappho aufspringend.

Wir begleiten die gräfliche Gesellschaft nicht nach Hanskär, weil wir später einmal in angenehmerer Gesellschaft einen Besuch dort zu machen gedenken; sondern begnügen uns jetzt, über das Auskunft zu geben, was sich auf dem Rückwege ereignete.

Im Hintertheil eines kleinen Boots saß Sappho und plauderte mit Arthur, welcher ihr gegenüber auf einem Brete Platz genommen hatte. Clara saß der Gräfin zur linken Hand und blickte mit gedankenvoller Miene hinaus auf die spiegelhelle Wasserfläche, welche von dem vollen Purpur der Abendsonne überflutet ward. Die schrägen Strahlen brachen sich funkelnd auf dem Wasser. Draußen, zwischen kleinen Inseln, zeigte sich das Meer, und gerade an dieser Stelle schaukelte ein schneeweißes Segel.

Clara folgte dem Segel mit einem eigenthümlichen Blick, der jene Sehnsucht verrieth, welche sich unwillkürlich der Seele bemächtigt, wenn man das unermeßliche Meer sieht und sich unbekannte Welten jenseit desselben denkt. Was ist es für eine eigenthümliche Kraft in unserer Seele, die stets nach dem Unnennbaren dürstet? Ist sie es nicht, welche den Gedanken auf die Welt jenseit des Grabes richtet?

„Sappho, warum bist du nicht stets das Wesen, als welches du dich heute kund gegeben?“ fragte Arthur in freundlichem, brüderlichem Tone.

„Deshalb weil meine Seele aus so vielen ungleichen Elementen zusammengesetzt ist“, antwortete Sappho und

folgte ebenfalls mit ihrem Blicke dem schaukelnden Segel. „Ach, wer jetzt die Nixe auf der blauen Woge singen hörte", setzte sie hinzu.

In diesem Augenblick ertönte ein Gesang so frisch, so klangvoll, so reich und so melodisch, daß in seinen Tönen alles Warme, Bezaubernde und Glühende zu liegen schien, was das Herz birgt. Es war eine Stimme lieblich wie der Abend, leidenschaftlich wie das stürmische Meer, schmelzend wie ein Seufzer in Italien. Mit vibrirendem Ausdruck sang sie:

„Die Nixe singt auf der blauen Flut" u. s. w.

„Halt einmal still mit den Rudern, Dora!" rief Arthur und stand auf. Er nahm den Hut ab und lauschte mit verhaltenem Athem. Es war als ob er fürchtete, einen einzigen Ton zu verlieren.

„Es ist eine Frauenstimme", sagte Sappho, indem sie die Sängerin zu entdecken suchte; „aber wer ist sie?"

„Ich —"

„Still, Arthur", flüsterte Sappho und machte eine Bewegung mit der Hand.

„Und so schließt des Elfenkönigs Lied",

sang die Unsichtbare mit so schmelzenden Tönen, daß die Saiten der Seele davon widerklangen. Die Stimme verhallte, und immer noch stand Arthur träumend und lauschend da.

„Rudere zu, Dora", sagte Sappho in kurzem, befehlendem Tone. Ihre Augen funkelten, und ihre Lippen umspielte ein stolzes Lächeln.

„Setz' dich, Arthur", setzte sie, zu ihrem Cousin gewendet, hinzu. „Der Gesang ist ja zu Ende."

„Es war eine herrliche Stimme mit ihrem wunderbaren Ausdruck", fiel Clara ein und schaute sich nach der Sängerin rund um. „Wem kann sie gehören?"

„Wahrscheinlich der Nixe selbst", antwortete Sappho;

„denn sie versetzt die Seele in einen eigenthümlichen peinlichen Zustand."

Und mit diesen Worten neigte Sappho sich über den Rand des Boots.

Dora schwieg, aber an der eigenthümlichen Bewegung ihres Mundes sah man deutlich, daß sie wußte, wer die Sängerin war.

Graf Arthur setzte sich schweigend, und auch seine Augen folgten den Ufern, um zu ermitteln, woher der Gesang gekommen sei.

Das Boot schwenkte jetzt um die Spitze des nördlichen Theils von Skärholm, und in demselben Augenblick rief Clara:

„Seht, dort sitzt sie!"

Mit diesen Worten zeigte Clara auf eine in das Meer hervorragende Bergspitze an dem äußersten Ende von Skärholm.

Arthur und Sappho wendeten ihre Blicke dorthin. Auf der Klippe saß eine weibliche Gestalt. Ihre Züge konnte man nicht unterscheiden, sondern blos eine schlanke, stattliche Figur und dunkles Lockenhaar, welches bis auf die Schultern herabfiel. Das Gesicht hatte sie abgewendet. Neben ihr auf dem Steine lag ein einfacher Schäferhut, und an ihrer Seite saßen zwei junge Mädchen, welche noch der Kindheit angehörten. Nicht weit davon in der Bucht lag ein Boot.

„Wer kann das sein, Dora?" fragte Sappho, welche von der Gruppe am Strande ihre Augen auf Arthur lenkte. Als sie die gespannte Aufmerksamkeit sah, womit er die drei Mädchen betrachtete, legte sich eine dunkle Wolke über ihre Stirn, und der während des ganzen Tags so bezaubernd gewesene Ausdruck ihres Gesichts verschwand, um dem gewöhnlichen launenhaften und despotischen Platz zu machen.

„Ich kann es nicht ganz bestimmt sagen", antwortete

Dora ausweichend. „Die beiden kleinen Mädchen sind die Töchter des Lieutenants Becker, und —"

Ehe noch Dora ausreden konnte, kam ein Windstoß, hob muthwillig den Schäferhut, der neben der jungen Dame auf der Anhöhe lag, empor, und schleuderte ihn auf die funkelnde Fläche der sich kräuselnden Wogen.

„Emy, dein Hut!" rief eins der beiden jüngern Mädchen.

Emy, denn diese war es, drehte schnell Kopf und Gesicht nach dem hinweggewehten Hute herum, welchen Wind und Wasser immer weiter hinaus in das Meer führten.

Ohne ein Wort zu sagen, sprang Arthur aus dem Boot in das nicht sehr tiefe Wasser, und schwamm mit einigen raschen Strichen dem fliehenden Hauptschmucke nach. Wenige Augenblicke später stand er, sich verneigend und durch und durch naß, vor Emy, hielt den eroberten Hut in der einen und seinen eigenen in der andern Hand, indem er mit feinem Lächeln sagte:

„Erlauben Sie mir, den Flüchtling zurückzubringen, der eigentlich nimmermehr wieder zu Gnaden angenommen werden sollte, weil er die Besitzerin einer so magisch fesselnden Stimme auf so leichtsinnige Weise verlassen konnte."

Emy und die Mädchen hatten sich erhoben, und mit von Purpurglut bedeckten Wangen antwortete Emy:

„Herr Graf, ich finde keine Worte für meine Dankbarkeit; denn weder ich, noch viel weniger mein Hut verdienten, daß Sie deswegen Ihr Leben und Ihre Gesundheit aufs Spiel setzten. Sie sind ganz durchnäßt, Herr Graf."

„Nachdem man Ihren Gesang gehört, kann man mit Freuden sterben", sagte Arthur, indem er einen Schritt näher trat und dann mit Wärme hinzusetzte: „Verweigern Sie mir nicht das Glück, Ihrem Gesange auch Ihren Namen beifügen zu können. Verzeihen Sie mir

meine Dreistigkeit; denn da Sie den meinigen kennen, so liegt wol kein allzu hoher Grad von Vermessenheit in meinem Begehren."

„Mein Name ist Emy Kreuzer", antwortete Emy wieder tief erröthend.

Der Graf machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich dann in den Wald hinein.

Zwölftes Kapitel.

„Aber um Gottes willen, Emy, der Graf sprang ja um deines Hutes willen ins Wasser!“ rief die kleine Selma ganz verblüfft.

„Wie schade, daß es nicht der deinige war, Selma“, fiel Hildur ein. „Du hättest dann aus purer Ehrfurcht wahrscheinlich nicht gewagt, ihn wieder aufzusetzen. Leicht aber hätte es geschehen können, daß der Graf sich nicht die Mühe genommen hätte, um deinetwillen im Wasser auf dem Kopfe zu stehen.“

„Aber, liebe Hildur, wer spricht denn jetzt von meinem Hut?“ antwortete Selma ein wenig ärgerlich.

„Ich, mein Kind, ich denke daran und spreche davon. Wirf ihn doch einmal hinaus in das Meer, dann werden wir sehen, ob ihn nicht eine Möve auffängt und ans Land bringt.“

„Ob du mich wol einen Augenblick in Ruhe lässest, Hildur!“ rief Selma, deren Geduld nun zu Ende war.

„Ich rühre dich ja nicht an, ich belästige dich ja nicht im mindesten!“

„Aber kannst du nicht schweigen?“

„Nein, das brauche ich nicht zu thun. Gott hat mir die Zunge gegeben, um damit zu sprechen.“

„Ja, und du verstehst auch von der Gabe Gottes einen würdigen Gebrauch zu machen.“

„Zankt euch nicht, Kinder“, fiel Emy ein, welche während des Wortwechsels der beiden Mädchen unbeweglich und mit dem nassen Hute in der Hand auf demselben Platz stehen geblieben war, wo der Graf sie verlassen.

„Nun, Emy, was sagst du zu diesem Abenteuer?“ fragte Hildur und sah Emy mit ihren wunderschönen Augen an.

„Daß der Graf mehr als artig war. Nun wollen wir aber nach Hause rudern, sonst möchten Tante und Onkel unruhig werden.“

„Ja, wenn Janne so artig ist zu kommen, aber er läßt auf sich warten“, antwortete Hildur.

„Wie schön der Graf war“, rief Selma, welche auf einem Stein saß und in die See hinausblickte.

„Und wie unbegreiflich zart er sprach!“ fiel Hildur mit ihrer komischen Miene ein. „Es wäre etwas gewesen, wenn er alles dies zu dir gesagt hätte! Inzwischen war es doch ein großes Glück, daß er meine Nase nicht zu Gesicht bekam; denn dann wäre er vor Entzücken außer sich gerathen. Was wir doch für schöne Nasen haben, Selma!“

„Na, die meinige ist gar nicht so häßlich, nicht wahr nicht, Emy?“

„Wenigstens ist sie immer besser als gar keine“, versicherte Hildur mit großem Ernst.

In diesem Augenblick kam Janne, und gleich darauf schaukelte das Boot mit den drei Mädchen auf dem spiegelhellen Wasser. Dieses ward nicht von einem einzigen Lufthauch gekräuselt. Die Inseln schwammen auf der glänzenden Fläche, und zeichneten ihre laubreichen Ränder in der Tiefe ab. Die Abendröthe mit ihrem Purpurmantel und die Sonne mit ihrem Goldhaar übergossen

das Wasser mit ihren prachtvollen Strahlen, und über diesem Meer von Gold und Purpur wölbte sich der tiefblaue Himmel, welcher dem Frieden der Seele, von den glühenden Leidenschaften des Herzens umarmt, glich.

Es war ein Abend, so warm, so hold wie die Liebe — friedlich, still und selig wie die Andacht in Gottes Tempel. Draußen in der Ferne, zwischen den kleinen Inseln, zeigte sich das unermeßliche blaue Meer, gleich der Hoffnung und der Ahnung einer bessern Welt jenseit des Grabes. Gottes Geist ruhte auf der ganzen Natur und flüsterte dem Menschen zu: „Sieh, welche Schätze an Schönheit und Genuß ich dir darbiete, und dennoch klagst du in deiner Ungenügsamkeit! Meine Güte ist unendlich, deine Undankbarkeit grenzenlos.“

Ach ja, Gottes Güte ist unendlich, und gleichwol, wie wenig, wie unerklärlich wenig wissen wir sie zu schätzen. Mit Murren und Klagen nehmen wir die Tage der Prüfung hin, ohne zu bedenken, daß Gott alles zu unserm Glück gethan, während wir selbst an unserm Unglück arbeiten. Betrachte die Natur, du unbefriedigtes Menschenherz und sage: Ist nicht alles so weise, so schön, so zweckmäßig, eingerichtet? Weshalb genießest du es nicht? Weshalb wendest du dich mit krankhafter Sehnsucht von einer Wirklichkeit ab, die erfüllt ist von Schätzen, welche weit mehr werth sind, als deine Phantasie dir bietet? Und du klagst über die Wirklichkeit? Die Wirklichkeit kann mit Grund über deine Undankbarkeit klagen. Geh' hinaus in Gottes freie Natur, beuge hier das Knie und erkenne, daß das Leben schön ist, daß Gott gut ist, und suche dir Genüsse, welche aus edeln, reinen, göttlichen Quellen hervorgehen, und du wirst nicht mehr über die leere Wirklichkeit murren.

Emy's Herz ward von dem herrlichen Abend durchdrungen. Ihr Blick schaute hinauf in Gottes blaues Tempelgewölbe, während sie sich von ihrer Mutter Geist umschwebt glaubte, der von seinem Himmel herab der

einsamen Tochter seine Liebe zuflüsterte. In Emy's großen Augen zitterte eine Thräne innerer Bewegung. Ach, vielleicht fühlte sie dunkel, daß sie nun in eine Epoche ihres Lebens eingetreten war, welche viele stille, aber bittere Kämpfe zwischen Herz und Vernunft in sich schließen würde.

Auch Hildur saß still da und schaute mit gedankenvollen Augen auf das Meer hinaus. Auch in dem Herzen des Kindes gestalteten sich jene magisch fesselnden Träume, welche man mit Recht die Poesie der Seele nennen kann; jene Träume, welche durch ein schönes Naturschauspiel hervorgerufen werden, und welche die holden milden Gefühle des Herzens zum Leben wecken. Woran dachte Hildur? An ihren Vater. Alles, was Hildur's Innere Warmes und Liebevolles barg, hatte sie in ihre Zärtlichkeit für ihren Vater und in ihre dämmernde Zuneigung zu Emy zusammengedrängt. Ihr Vater war für Hildur das Bild alles Guten, Edeln und Schönen, und so sehr sie auch noch Kind war, so hätte sie doch für sein Glück und seine Freude ohne Murren ihr Leben hingegeben. Jetzt träumte sie in der Tiefe ihres Herzens, wie sie ihm ein glückliches und frohes Leben bereiten könnte. Ach, sie wollte ihm einen reichen Lohn gewähren für seine grenzenlose Liebe. So träumte ihr Kinderherz.

Selma, die weit jünger und infolge dessen weniger verständig war, dachte blos daran, wie sehr ihre Aeltern erstaunen würden, wenn sie ihnen das Erscheinen des Grafen erzählte.

Es dauerte nicht lange, so legte das Boot an der Brücke von Lundagard an, und die Mädchen sprangen ans Land.

Dreizehntes Kapitel.

„Guten Abend, Väterchen“, rief Hildur fröhlich ihrem Vater zu. „Ich kann dich von Cousin Arthur und der kleinen Sappho grüßen“, setzte sie hinzu und warf stolz den Kopf zurück.

„Was schwatzest du da für Unsinn, Mädchen?“ sagte der Vater lächelnd, und betrachtete die Tochter mit warmem Blick.

„Wir begegneten dem Grafen Arthur, und er sprang in das Wasser, um Emy's Hut aufzufischen — das ist wirklich wahr“, fiel Selma lebhaft ein.

„Und dann kam er naß und triefend wie ein Pudel mit dem Hute auf uns zu“, setzte Hildur hinzu. „Und dann sprach er so zierlich von den himmlischen Tönen meiner Stimme, und betrachtete meine Nase mit großer Bewunderung“, scherzte sie, während sie sich auf ihre komische Weise das Ansehen vornehmer Würde und Feierlichkeit zu geben suchte.

„Habt ihr denn den Verstand verloren, Kinder?“ rief Frau Becker, „oder was sind das für Narrheiten, die ihr schwatzt?“

„Es ist die reine Wahrheit, liebe Mama“, versicherte

Hildur, „oder hältst du es für unmöglich, daß jemand über meine Nase in Entzücken gerathen könne?"

„Liebe Emy, was hat denn Hildur's Geschwätz eigentlich zu bedeuten?" sagte der Lieutenant lächelnd, indem er sich zu Emy wendete.

Emy erzählte kurz den ganzen Vorfall.

„War die Gräfin auch mit in dem Boot?" fragte der Lieutenant.

„Das weiß ich wirklich nicht", antwortete Emy. „Ich sah das Boot nicht eher, als bis der Graf ins Wasser sprang, und dann war meine Aufmerksamkeit ausschließlich auf ihn gerichtet."

„Aber ich sah Cousine Sappho", fiel Hildur ein. „Ihr Haar glänzte von weitem, Dora ruderte das Boot."

Hier wurden die Sprechenden unterbrochen, denn ein Wagen fuhr auf Lundagard vor. Eben als alle hinauseilten, um die Gäste zu empfangen, sahen sie die Gräfin, den Grafen und Clara draußen auf der Straße rasch vorbeigalopiren. Wie schnell sie aber auch ritten, so gelang es dem Grafen dennoch, einen Schimmer von Emy's junonischer Gestalt und dunkeln Locken zu erhaschen, und er zog den Hut in demselben Augenblick, wo sein Pferd ihn an Lundagard vorbeitrug.

„Ach, das ist ja der Onkel und die Tante!" riefen die Mädchen und öffneten die Thüren des Wagens. Aus diesem sprangen zwei Jünglinge in Cadettenuniform, und halfen dann ehrerbietig einem ältern Herrn und einer ältern Dame heraus.

Vierzehntes Kapitel.

Wir wollen uns jetzt ein wenig mit Sappho beschäftigen.

Von dem Augenblick an, wo Arthur mit enthusiastischer Aufmerksamkeit Emy's Gesang lauschte, war Sappho's gute Laune mit allen bessern Gefühlen wieder in den Hintergrund ihrer Seele getreten, um einem ganzen Strudel von finstern und heftigen Leidenschaften Platz zu machen. Ihre Eifersucht, ihr unbezwingbarer Stolz, ihre Herrschsucht erwachte, und sie empfand einen unwiderstehlichen Wunsch, den Mann, der ihr diese ewig wiederkehrende Marter verursachte, zu beleidigen und zu verwunden. Arthur's Einfall, in das Wasser zu springen, erhöhte nur noch diese Gefühle. Als das Boot an Skärholm anlegte, sprang Sappho zuerst ans Land und trug dem Diener auf, sofort die Pferde bereit machen zu lassen.

„Wollen Sie nicht erst ein wenig ausruhen, Frau Gräfin?" fragte Dora und sah sie mit ihren treuherzigen Augen an.

„Nein, nein, ich will sogleich nach Hause", antwortete Sappho heftig.

„Dann gehen Sie wenigstens hinauf, während die Pferde gesattelt werden", bat Dora.

„Nein, ich bleibe hier“, entgegnete Sappho, auf der Brücke stehen bleibend. „Man bringe die Pferde hierher. Grüße deine Mutter, Dora.“

„Ich aber“, bemerkte Clara in eigenthümlich kaltem Tone, „ich werde hinaufgehen zu der guten Hedin, und ihr für die Mühe danken, die sie sich um unsertwillen gemacht hat.“

Clara ging nach dem Wirthschaftshofe hinauf. Sappho und Dora blieben allein auf der Brücke stehen. Die hochgeborene Dame und das geringe Mädchen betrachteten einander eine Secunde lang, dann sagte Sappho:

„Dora, wer war die Sängerin?“

„Eine Mamsell Kreuzer, welche bei Lieutenant Becker ist“, antwortete Dora.

Sappho stampfte ungeduldig mit dem Fuße und schwieg. Dora fragte:

„Sind Sie unzufrieden mit mir, Frau Gräfin?“

Diese Frage ward in ganz einfachem unerschrockenem Tone gethan.

Sappho warf einen beinahe stolzen Blick auf Dora, welche so vermessen war zu glauben, daß Unzufriedenheit mit ihr eine Gräfin Ruben auf üble Laune bringen könnte; der stolze Blick prallte aber an Dora's ruhiger ernster Miene ab. Es lag in diesem Blick etwas, was Sappho sagte, daß sie ihre Gefühle nicht genug beherrschte, daß diese in ihren Augen so geringe Dora in dieser Kunst hoch über ihr stand. Dabei aber leuchtete auch zugleich eine so wirkliche Anhänglichkeit aus Dora's Augen, daß Sappho fühlte, sie werde nie wieder ein so treues Herz finden. Genug, ihr Stolz verstummte, und mit beinahe freundlicher Stimme antwortete sie:

„Nein, liebe Dora; ich sehne mich blos, nach Hause zu kommen. Seit wann ist Mamsell Kreuzer in Lundagard?“

„Erst seit einigen Monaten“, antwortete Dora.

„Sei so gut, dem Diener zu sagen, er solle sich beeilen", bat Sappho freundlich mit dem Kopfe nickend.

Dora ging.

Ueber das Geländer der Brücke gelehnt, blickte Sappho hinab in das Wasser. Der ruhige, herrliche Abend, der so mächtig und eindringlich von Frieden und Versöhnung sprach, vermochte gleichwol nicht, ihr unruhiges Herz zu beschwichtigen; im Gegentheil ward der Sturm in demselben immer heftiger und heftiger, je länger sie hier stand. Mit bitterm Hohn fragte sie das Schicksal, weshalb der Zufall diese Sängerin Arthur in den Weg führe und dadurch ihrer Brust neue Unruhe, neue Qualen bereite. Sappho war nicht geschaffen, ein Leiden geduldig zu ertragen. Nein, gern hätte sie den Himmel gestürmt, die Welt zertrümmert, und alles Bestehende umgestürzt, um ihren brennenden Schmerz zu kühlen und Linderung für ihre selbstgeschaffenen Qualen zu finden.

Das Stampfen der Pferde auf der Brücke erweckte sie aus dem Hinbrüten, in welches sie versunken war. Zu ihrer nicht geringen Verwunderung fand sie, daß Clara von Arthur begleitet ward.

„Frau Gräfin", rief Clara „ich behaupte, daß der Graf ganz bestimmt krank wird, wenn er dabei beharrt, eine ganze Meile in diesen durchnäßten Kleidern zu reiten. Ueberzeugen Sie ihn, daß ich recht habe."

„Arthur ist ein so überlegter und kluger Mensch, daß er sicherlich selbst am besten beurtheilen kann, was ihm nützlich ist", antwortete Sappho, indem sie das Erbieten des Grafen, ihr in den Sattel zu helfen, mit stolzer Geberde ablehnte, und sich in dieser Beziehung Dora anvertraute.

„Sappho hat recht", versicherte Arthur in heiterm Tone. „Ich weiß selbst am besten, was zu meinem Frieden dient."

Und mit diesen Worten half er Clara aufsitzen.

Ohne zu fragen, ob die andern fertig wären, versetzte Sappho ihrem Pferd einen Hieb mit der Reitgerte, und sprengte voran.

„Der Wind hat sich gedreht, wie ich bemerke", sagte der Graf lächelnd zu Clara. „Es kann uns auf dem Heimwege leicht ein Ungewitter überraschen."

„So sieht es allerdings aus", antwortete Clara.

Beide galopirten der forteilenden Sappho nach. Kurz zuvor ehe man Lundagard erreichte, holten sie sie ein.

„Die Frau Kammerräthin ist mehr todt als lebendig infolge des heftigen Rittes, den wir machen mußten, um dich einzuholen", begann Arthur, nachdem er seinen Platz an Sappho's linker Seite eingenommen.

„O, das hat keine Gefahr! Die Bewegung ist gut, besonders nach einem kalten Bad", antwortete Sappho. Man sprengte jetzt in gestrecktem Galop an Lundagard vorbei. Als Arthur grüßte, wurden Sappho's Züge noch stolzer, und sie wendete sich zu ihrem Cousin mit den Worten:

„Genire dich nicht, — du willst vielleicht einen Besuch bei Beckers machen."

„Heute nicht — ich bin zu naß dazu", antwortete Arthur lachend.

Sappho hielt ihr Pferd an und ließ es im Schritt gehen. Sie warf den Kopf zurück, heftete auf Arthur einen verächtlichen Blick und sagte:

„Von dem Sohne meines Onkels, von dem Bruder meines Gatten hätte ich mit Grund soviel Achtung erwarten können, daß er mich nicht durch ein unpassendes Benehmen beleidigen würde. Glaubst du wirklich, daß dein Manöver mit dem Hute einem Edelmann gezieme? Ein Graf Ruben, der noch dazu in meiner Gesellschaft ist, springt ins Wasser, um den Hut einer unbedeutenden Mamsell Kreuzer herauszuholen! Eine solche That wäre blos zu entschuldigen, wenn das Leben des Mädchens in

Gefahr gewesen wäre, so aber ist sie nicht blos lächerlich, sondern auch verächtlich."

Sappho's Augen wurden größer und gewannen einen flammenden Ausdruck.

„Meine schöne Schwägerin", antwortete Arthur, „ich könnte deinen Ausfall unbeantwortet lassen und thäte damit auch vielleicht am klügsten. Aber du hast recht, ich habe wirklich die Artigkeit gegen dich verletzt und bitte dich, mir dies zu verzeihen. Meine Handlungsweise bedarf übrigens keiner Erklärung."

„Was glaubst du wol, was diese Menschen von Graf Arthur Ruben sagen, der sich kopfüber ins Wasser stürzt, um den Hut eines unbekannten Mädchens aufzufischen?"

„Sie werden sagen", antwortete der Graf mit Ruhe, „daß er ein exaltirter Narr ist; sowie daß er den Tag darauf von Löda abgereist ist", setzte er ernst hinzu.

Sappho ward todtenbleich, schwieg aber und ließ ihr Pferd wieder wie der Sturmwind mit ihr davoneilen.

Clara betrachtete Arthur's jetzt ernstes Gesicht und las darin einen festen Entschluß.

„Er macht es recht", dachte sie.

Funfzehntes Kapitel.

Sappho schlief diese Nacht keinen Augenblick. Was hatte sie nun gethan? Sie hatte durch ihre Laune Arthur gezwungen, sie zu verlassen. Ein Jahr ihres Lebens hätte sie darum gegeben, wenn sie das Geschehene hätte ungeschehen machen und ihre Worte wieder zurücknehmen können, dafern er nur da geblieben wäre. Nun aber, nun wußte sie, daß Arthur abreisen würde, auch wenn sie ihn bäte, von seinem Entschluß abzustehen. Das Schlimmste war, daß er, nachdem er Löda auf diese Weise verlassen, sicherlich nicht sobald hierher zurückkehrte. Sappho konnte es sich nicht bergen, daß sie ihm seinen kurzen Aufenthalt hier durch die Stiche, die sie ihm unaufhörlich versetzt, sehr unbehaglich gemacht hatte.

Der Morgen fand Sappho noch als Beute dieser im höchsten Grade peinlichen Gefühle. Beim Frühstück war Arthur zur Reise fertig gekleidet, und nachdem man es in sehr gezwungener, beengter Stimmung eingenommen, entfernte sich Clara.

Die beiden Verwandten waren nun allein, und Arthur hob an:

„Ehe ich mich entferne, Sappho, wünsche ich, daß

du klar einsehen mögest, weshalb ich alle deine Ausfälle gegen meine theuersten Gefühle so lange und so geduldig ertragen habe. Wahrscheinlich hast du es für Feigheit angesehen, aber dann hast du dich geirrt. Ich duldete es, weil du meines Bruders Witwe bist, weil ich, ehe er seinen letzten Seufzer aushauchte, ihm versprach, dir ein treuer Freund und, da nöthig, eine Stütze im Leben zu sein. Dieses mein Versprechen habe ich gehalten, und werde es auch künftig halten; aber, Sappho, dies gibt dir kein Recht, dich unaufhörlich in meine Angelegenheiten zu mischen, meine Handlungen fortwährend zu meistern, oder mich zum Gegenstand deines Spottes und Hohns zu machen. Als Freund und Bruder habe ich deine Einladung hierher angenommen, als solcher bin ich dein Gast gewesen; aber wie bist du mir begegnet? Sag', glaubst du, daß ein Mann, der auch nur einen Schatten von Stolz und Ehrgefühl besitzt, sich von einer Frau moralisch mishandeln läßt, welche weder seine Gattin noch seine Geliebte ist, deren Freund er von Herzen gern sein möchte, die dies aber durch ihre Handlungsweise unmöglich macht? Ich bin frei, Sappho; ich brauche nur Gott Rechenschaft über mein Thun und Lassen zu geben, und will nicht die Schwächen meines Herzens ans Licht gezogen und von einer Person lächerlich gemacht sehen, welche keinerlei Ansprüche an mich hat. Wir sind Verwandte, das ist wahr, aber dies berechtigt dich nicht, dich darum zu bekümmern, wie ich meine Stellung im Leben ausfülle. In meinem ganzen Leben habe ich mich ein einziges mal unwürdig gemacht, ein Edelmann genannt zu werden, und dies war damals als ich, durch dich angestachelt, aus verletztem Stolze mich weigerte, dem Mädchen, welches ich liebte, meinen Namen zu geben. Jetzt, Sappho, gehe ich, und erst wenn du mich wirklich brauchen solltest, trete ich wieder unter dein Dach, bitte dich aber ein für allemal, nicht mit meinen Gefühlen zu spielen."

Der Graf sprach würdig und mit Ernst. Ein jedes seiner Worte verwundete Sappho auf doppelte Weise, mit äußerster Anstrengung aber erstickte sie die Flamme, die in ihr auflodern wollte, und ihm die Hand reichend, sagte sie:

„Arthur, du kennst mein Temperament, und solltest mit der ewigen Ebbe und Flut meiner Launen nicht so streng rechten."

„Die Launen eines Weibes kann der Mann geduldig ertragen, nämlich die Launen dessen, welches er liebt. Erröthen aber müßte ich, wenn ich mich zum Sklaven eines Weibes machte, welches ich nicht liebe. Deshalb scheiden wir jetzt."

Sappho's Wangen waren bleich wie der Schnee, während sie mit sanfter Stimme flüsterte:

„Wir scheiden aber doch als Freunde? Du weißt, welche Macht der Stolz auf unsern Namen über mich hat. Das Bewußtsein, daß du dich herabgelassen, ein Mädchen ohne Geburt zu lieben, daß du nahe daran warst, zu vergessen, wer du warst, hatte in meiner Seele eine demüthigende Erinnerung an dich als Verwandten zurückgelassen. Vergessen wir die Vergangenheit, und ich verspreche dir, daß du bei mir stets wahre Anhänglichkeit wiederfinden wirst."

Mit zugleich stolzer und sanfter Geberde reichte sie Arthur die Hand.

Eine Viertelstunde später rollte sein Wagen fort und Sappho lag ausgestreckt auf ihrem Sofa, während ein wildes, krampfhaftes Schluchzen ihren Körper erschütterte. Wir werden sie nun aber auf lange Zeit ihrem Schicksal und ihrem Leiden überlassen.

Sechzehntes Kapitel.

Am Abend desselben Tages, wo Emy das Abenteuer mit dem Hute gehabt, und als die drei Mädchen hinauf in ihr Zimmer gegangen waren, um sich schlafen zu legen, saß Emy gedankenvoll am Fenster und löste ihr Haar auf, während ihre Augen zerstreut und träumerisch ahnungsvoll über die vor ihr ausgebreitet liegenden grünen Wiesen schweiften.

„Wie wird es nun hübsch werden, wenn der Onkel mit seiner Familie da ist", sagte Selma, welche zusammengeduckt in ihrem Bett saß.

„Ja, dann kommst du von einigen Lectionen, vom Klavierspielen und noch einigen andern Dingen los, von welchen du gern loskommen möchtest", fiel Hildur ein.

„Na, du hast auch keine allzu große Lust zum Lernen", meinte Selma, „und siehst es im stillen ebenfalls gern, daß wir ein wenig Freiheit bekommen."

„Ja, aber ich muß Mama in der Wirthschaft helfen, und das ist ebenso anstrengend wie lernen; du aber kommst von allem los. Du kannst die Hühner füttern und mit Ellert spielen, wenn er nämlich mit dir spielen will."

„Ich möchte wissen, wie lange der Onkel hierzubleiben gedenkt“, bemerkte Selma.

„Wenigstens solange, daß du hinreichend Zeit haben wirst, um das Wenige zu vergessen, was du bisjetzt gelernt hast. Lege dich nun, damit ich dich nicht länger so sitzen sehen muß.“

„Ach, mein Gott, Hildur, wie garstig du doch bist“, sagte Selma, legte sich aber doch.

„Kann ich wol dafür, daß ich nicht schöner bin, Emy?“

Mit dieser Frage setzte Hildur sich auf die Diele, legte ihren Kopf auf Emy's Knie und blickte mit so warmem und sprechendem Blick zu ihr auf, daß Emy mit sanftem Lächeln ihre Hand liebkosend über den Kopf des Mädchens gleiten ließ.

„Aber du reizest Selma zu sehr“, antwortete Emy in sanftem Tone.

„Nun, sie braucht es ja nicht übel zu nehmen“, sagte Hildur lächelnd.

„Da hörst du es. Emy sagt selbst, daß du mich reizest, und das thust du blos deshalb, weil du mich nicht leiden kannst“, fiel Selma ein.

„Schlaf, damit bessere Gedanken über dich kommen“, meinte Hildur mit ihrem gutmüthigen Lächeln; dann setzte sie sanft hinzu: „Gute Nacht, Emy.“

Schmeichelnd lehnte sie ihr Haupt an Emy's Brust.

„Gute Nacht, liebe Hildur“, sagte Emy, indem sie ihre Lippen auf die Stirn des Kindes drückte.

Es dauerte nicht lange, so verrieth der ebenmäßige, leichte Athemzug der beiden Mädchen, daß sie schliefen; Emy aber blieb immer noch am Fenster sitzen. Die Ereignisse des Tages lebten in ihrer Erinnerung wieder auf, und sie glaubte noch den warmen, seelenvollen Blick des Grafen auf sich geheftet zu sehen. Das Seltsame und Romantische des kleinen Abenteuers war geeignet, auf die Phantasie einzuwirken und Stoff zu manchem Traume zurückzulassen. Wäre Emy ein Mädchen von

nur gewöhnlichen und weniger ernsten Grundsätzen gewesen, so hätte sie vielleicht ohne Bedenken und ohne Widerstand der Vernunft sich dem Eindruck überlassen, welchen der Graf auf ihre Einbildungskraft machte. So aber stand sie, nachdem sie sich eine Weile ihren Träumen überlassen, schnell auf.

„Nein“, sagte sie bei sich selbst, „ich will nicht mehr an diesen Vorfall denken; ich will mich nicht Eindrücken überlassen, die ich nicht das Recht habe zu nähren. Meine Vernunft verwirft meine Träume, und solange meine Hand diesen Ring trägt, ist jeder Gedanke, der dem Wege der Phantasie folgt, etwas, was meiner Pflicht widerstreitet. O, Schatten meiner geliebten Mutter, du sollst deine Tochter niemals, niemals deines Andenkens unwürdig finden.“

Und Emy faltete die Hände zu einem warmen und innigen Gebet.

Siebzehntes Kapitel.

In dem großen Zimmer auf Lundagard stand Hildur am nächstfolgenden Morgen und ordnete das Frühstück, als Arvid, der jüngste Sohn des Districtsrichters Lind, Frau Becker's Neffe, eintrat. Der junge Cadet konnte durchaus nicht schön genannt werden; der lebhafte, lebensfrische Ausdruck in seinen Zügen aber, der muntere Blick und sein ungezwungenes Benehmen machten ihn zu einem ganz angenehmen Jüngling.

„Guten Morgen, Hildur!“ rief er. „Du bist ja schon mit den guten Dingen, die der Mensch verzehrt, beschäftigt! Ganz gewiß wirst du einmal eine ganz vortreffliche Hausfrau.“

Arvid faßte die Hände seiner jungen Cousine in die seinen, indem er hinzusetzte:

„Es wird nun sehr munter werden in Lundagard, denn du mußt wissen, daß ich und Ellert während der Ferien hier zu verweilen gedenken, wenn uns nämlich der Onkel nicht fortjagt.“

„O damit hat es keine Gefahr!“ antwortete Hildur erröthend, denn sie war ihrem Cousin gegenüber anfangs gleichsam ein wenig verlegen.

„Ich glaube wirklich, du fürchtest dich vor mir, Hildur", rief Arvid lachend. „Bedenke, daß Papa und Onkel mich stets deinen Bräutigam genannt haben, schon als ich noch ein ganz kleiner Bube war. Deshalb darfst du deinem Liebsten nicht so verlegen gegenüberstehen", setzte er hinzu, indem er sie um den Leib faßte und mit ihr um den Tisch herum zu walzen begann.

„Ich muß das Frühstück besorgen, Arvid", rief Hildur sich sträubend. „Onkel und Tante werden bald kommen, und ich habe noch nicht einmal gedeckt."

Damit riß sie sich von ihrem Cousin los und sprang hinaus.

Es dauerte nicht lange, so waren alle am Frühstückstische versammelt.

Emy war eine neue Erscheinung für die jungen Herren Lind, denn sie hatten sie früher nicht gesehen. Ihre Schönheit und ihre Gestalt waren ganz geeignet, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; den heitern muthwilligen Arvid aber sprach sie gleichwol nicht an, und er fand seine kleine funfzehnjährige Cousine weit hübscher.

Der ältere Bruder, Ellert, ein langer stattlicher Jüngling mit schönen Zügen und dunkeln Augen, war dagegen kaum im Stande, einen Blick von Emy zu verwenden. Die kleine Selma wäre sicherlich vergessen worden, wenn sie nicht mit der ganzen Unschuld eines elfjährigen Mädchens verstanden hätte, sich bemerkbar zu machen.

Der Districtsrichter blieb mit seiner Frau mehrere Tage auf Lundagard nnd man war heiter und guter Dinge. Bei ihrer Abreise ließen sie ihre Söhne zurück, welche von dem Lieutenant ganz so angesehen und behandelt wurden, als ob es seine eigenen gewesen wären.

So verging noch ein Monat, als eines Tages, gegen Ende des Monats August, ein Brief an Emy ankam, dessen Inhalt ihre Wangen todtenbleich färbte. Sie saß am Fenster des großen Zimmers, der Lieutenant auf dem Sofa. Sie waren allein.

„Was ist dir Emy?“ fragte er in jenem sanften, freundlichen Tone, der ihm so eigen war.

Emy blickte auf, vermochte aber nicht zu antworten.

„Sprich, Kind. Hast du einen Kummer, so vertraue mir ihn an, denn ich betrachte dich ja als meine Tochter.“

Der Blick des Lieutenants war so zärtlich, daß er unwillkürlich Vertrauen einflößte.

„Von wem ist der Brief?“ fragte er.

„Von meinem Bräutigam“, stammelte Emy. „Er kommt nächsten Monat hierher, und dies — dies, Onkel, erschreckt mich und macht mich unruhig.“

Emy neigte sich über den Brief und weinte.

„Aber hast du ihm denn dein Wort aus freier Wahl gegeben, oder bist du dazu gezwungen worden? Ich kann eine solche Gewaltthat von einem Vater nicht begreifen“, setzte Becker hinzu und dachte an seine eigenen Kinder, welche er so innig, so grenzenlos liebte, daß er lieber sich selbst jede Entbehrung auferlegt, als ihnen Schmerz bereitet hätte.

„Nein, Papa hat mich nicht gezwungen, es war aber das erste, ja das einzige mal, daß er mich um etwas bat“, antwortete Emy. „Ach, Onkel, er, der seit dem Tode meiner Mutter so schroff, so streng und so kalt gegen mich war, er kam, als Wenger sich um mich bewarb, zu mir und erklärte so herzlich, daß ich seinen liebsten Wunsch erfüllte, wenn ich Wenger's Weib würde, und daß er sich glücklich fühlen würde, wenn ich diese seine Hoffnung verwirklichte. Ich gab nach, ich glaubte meine Pflicht als Tochter zu erfüllen, ohne das beinahe Unmögliche in dem Zustandekommen dieser Verbindung zu bedenken.“

Emy schwieg.

„Aber was ist es denn, was sie unmöglich macht? Ist dein Bräutigam kein ehrlicher und guter Mann?“

„O das wol, aber ich liebe ihn nicht“, entgegnete Emy; „ja noch mehr, er flößt mir unüberwindliche

Antipathie ein. Ach, Onkel, ich weiß, daß es unrecht ist, aber ich kann dies mein Gefühl nicht besiegen."

„Aber dennoch mußt du dies thun, Emy", sagte der Lieutenant ernst, obschon mild. „Siehe, Kind, ein rechtlich denkender Mensch darf niemals Wort und Treue brechen. Du hast einmal deinem Bräutigam dein Wort gegeben, und da du nichts gegen seinen Charakter zu erinnern hast, so ist es deine Pflicht, eine Abneigung gegen ihn, die nur in einer Laune ihren Grund haben kann, zu bekämpfen. Ueberdies hängt wahrscheinlich sein Herz an dir, und noch nie hat ein Mensch ungestraft mit den Gefühlen anderer gespielt. Hüte du dich ebenfalls, dies zu thun, und überlege sorgfältig, was du thust, ehe du dein Wort brichst."

„Du meinst also, Onkel, daß ich Wenger's Gattin werden müsse", flüsterte Emy beinahe athemlos.

„Das behaupte ich nicht, aber wol warne ich dich, unter dem Einfluß irgendeines kindischen Gefühls eine Verbindung zu lösen, welche dein Vater so lebhaft wünscht. Ich will blos, daß du mit deiner Vernunft ebenso wie mit deiner Phantasie prüfest, was du fühlst. Nimm mir es nicht übel, mein Kind, ich spreche zu dir als Freund und wie ein Vater", setzte Becker freundlich hinzu und reichte Emy die Hand.

„Ach nein, ich nehme es durchaus nicht übel", entgegnete Emy, indem sie die Hand des Lieutenants ergriff. „Deine Güte thut meinem Herzen wohl, denn ich stehe ja so einsam in der ganzen Welt."

„Dann folge meinem Rath und erforsche während des Verweilens deines Bräutigams hier genau und ernst dein Inneres."

Mit diesen Worten erhob sich Becker und verließ das Zimmer.

Zu einer spätern Stunde des Tages saßen Hildur und Selma auf einer der Bänke im Hofe und schälten Aepfel, erstere mit durchaus nicht freundlicher Miene. Es war deutlich zu sehen, daß Hildur auf schlechter Laune war.

„Mein Gott, Selma, wie langsam du schälst! Da werden diese Aepfel dieses Jahr nicht fertig. Du bist wirklich ungeschickt wie ein kleines Kind."

„Zanke nicht, Hildur, sonst schäle ich keinen einzigen Apfel mehr", meinte Selma und legte das Messer weg.

„Du willst nur nichts thun, liebe Selma, und dennoch bist du ein altes großes Mädchen", entgegnete Hildur immer ärgerlicher.

„Aber sag' mir nur, warum du so böse bist?" fragte Selma.

„Weil du fortwährend schwatzest."

„Ich habe ja kein Wort weiter gesagt, als daß meine Finger schwarz würden."

„Nun, und was kommt darauf an, ob deine Finger schwarz oder weiß sind?"

Du bist blos böse auf mich, weil Emy's Bräutigam hierherkommen wird. Was kann aber ich denn dafür? Ich hörte wol, was du sagtest, als Emy davon sprach."

„Nun, und was hörtest du denn in deiner Weisheit?"

„Du behauptetest, du würdest nicht eher wieder froh werden, als bis er Lundagard wieder im Rücken hätte. Was hast du denn mit ihm zu thun? Warum bist du böse auf ihn?"

„Das verstehst du nicht. Schäle du nur deine Aepfel, und denke an deine Puppen."

„Emy's Bräutigam will hierherkommen?" fragte auf einmal Ellert hinter den beiden Mädchen.

„Ja, nächste Woche", antwortete Selma, froh, jemand zu haben, mit dem sie sprechen könnte und der dazu auf=

gelegter wäre als Hildur. „Mir wird es Vergnügen machen, ihn kennen zu lernen", setzte Selma mit kindlicher Offenherzigkeit hinzu, „obschon Hildur sich darüber ärgert. Emy's Hochzeit wird sicherlich nun bald gefeiert, und da werden wir auch mit dabei sein. Ach, wie freue ich mich, sie als Braut zu sehen!" setzte Selma hinzu und sah ganz glücklich aus. Sie achtete nicht auf Ellert's verändertes Aussehen oder Hildur's ausdrucksvolle Mienen.

„Mein Gott, was du doch plapperst! Ruhe doch aus und komme zu Athem", sagte Hildur und stieß Selma, welche dadurch im höchsten Grade erbittert, fortlief.

„Wird Emy bald heirathen?" fragte Ellert und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, welche ungewöhnlich bleich war.

„Ich weiß es nicht; ihr Bräutigam kommt, wie ich höre hierher, um zu bestimmen, wenn es geschehen soll."

Hildur schälte, indem sie dies sagte, so eifrig, daß sie große Stücken mit aus dem Apfel herausschnitt.

„Sie sehnt sich wol sehr nach ihm?" fragte Ellert, indem er sich auf die Bank niederwarf, und in eine Rauchwolke hüllte.

„Diese Frage mag sie selbst beantworten. Da kommt sie; wie sollte ich es wissen?"

Emy und Arvid kamen auf die Sprechenden zu.

„Ich will dir schälen helfen", rief Arvid, ergriff ein Messer und warf sich neben Hildur's Füßen ins Gras nieder, indem er zugleich den Apfel, den er schälte, mit dem besten Appetit von der Welt zu schmausen begann.

„Arvid, wie kannst du mir so meine Aepfel wegessen!" rief Hildur lächelnd.

„Ei, ei, du bist wol geizig, Hildur? Wie soll das werden, wenn du einmal einen Mann hast?" scherzte Arvid, und wählte sich noch einen Apfel aus.

Während Arvid und Hildur so mit kindischer Munterkeit scherzten, sagte Ellert zu Emy, die sich auf die Bank gesetzt und zu arbeiten angefangen hatte:

„Du bist ja recht gedankenvoll, Emy? Bist du es aus Freude über die frohe Nachricht, die du heute erhalten hast?"

„Was für eine Nachricht meinst du?" fragte Emy und bückte sich tiefer über ihre Arbeit.

„Da gerade von Nachrichten und Neuigkeiten die Rede ist", rief Arvid, „so kann ich eine ganz funkelnagelneue berichten."

„Und diese ist?" fragten alle drei.

„Der Graf Arthur Ruben hat Holmvik hier in der Nähe von Frau S. für eine ziemlich bedeutende Summe gekauft. Der Handel ist gestern abgeschlossen worden, und der Graf übernimmt nächsten Herbst sein neues Besitzthum."

„O!" riefen Hildur und Emy gleichzeitig.

Emy's Wangen hatten eine lebhaftere Farbe gewonnen.

„Man glaubt, der Graf beabsichtige, dort seinen Wohnsitz zu nehmen, denn er hat großartige Reparaturen angeordnet. Komm, Hildur, die Tante ruft uns", setzte Arvid hinzu, welcher sah, daß Frau Becker ihnen winkte.

Emy und Ellert waren nun allein.

„Wann ist denn deine Hochzeit, Emy?" fragte Ellert plötzlich ohne alle Vorbereitung, und schlug mit seiner Reitgerte einer nicht weit von ihm stehenden Blume den Kopf ab.

Die Frage kam so unerwartet und ward mit solcher Hast ausgesprochen, daß Emy unwillkürlich ihre Augen auf ihn heftete. Seine Miene war aufgeregt.

„Ich weiß noch nicht, wenn es sein wird", antwortete Emy ruhig; „so bald aber wird es nicht geschehen."

Ellert sah mit einem Blick zu ihr auf, in welchem ein ganzes Geständniß lag.

„Dank, Emy, für diese Worte."

Sein Ton zitterte und war unsicher.

„In meinen Worten lag nichts, Ellert, wofür du

mir Dank schuldig wärest", hob Emy mit sanftem Ernst wieder an. „Wird unsere Hochzeit auch jetzt noch nicht bestimmt, so geschieht dies doch nächstens."

„Fände sie jetzt statt, so —"

Ellert stockte. Auf seiner Stirn brannte eine dunkle Röthe, und dann fuhr er fort:

„Dann hätte ich Lundagard sofort verlassen."

Er heftete einen warmen, qualerfüllten Blick auf Emy und setzte hinzu:

„Ich hätte dann deine Nähe fliehen müssen, Emy, und —"

„Dann darfst du auch jetzt nicht dableiben", unterbrach ihn Emy mit so tiefem Ernst, daß Ellert zusammenzuckte.

„Emy!" mehr vermochte er nicht zu sagen.

„Ellert, wenn du mich, wenn du deinen Onkel achtest, so verlasse dieses Haus."

Mit diesen Worten erhob sich Emy.

„Noch ein einziges Wort!" bat Ellert.

„Nein, nein, ich will nichts mehr hören. Ich bin überzeugt, daß du binnen kurzem von Lundagard abreisest. Die Luft ist dir hier nicht zuträglich."

Emy entfernte sich. Ellert sah ihr mit langem, schmerzlichem Blicke nach, dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und murmelte einige Worte.

Achtzehntes Kapitel.

Am Abend finden wir die beiden Jünglinge allein in einem der Gastzimmer. Arvid lag auf dem Sofa ausgestreckt und trällerte das Lied vom „tapfern Landsoldaten“.

Ellert hatte seinen Rock ausgezogen und saß in einem Lehnstuhl am Fenster.

„So höre zum Teufel doch einmal auf mit deinem Gesinge! Ich habe dir etwas zu sagen“, rief Ellert ungeduldig.

„Nun so sprich doch; ich bin ganz Ohr. Nur sieh zu, daß du etwas Verständiges zu Tage förderst“, antwortete Arvid gähnend.

„In zwei Tagen müssen wir Lundagard verlassen.“

„Ich gehe nicht eher fort, als bis die Ferien zu Ende sind. Lundagard ist mir viel zu lieb, als daß ich es eher verlassen sollte, als ich muß.

„Ich sage dir aber, Arvid, daß es mir unmöglich ist, länger hier zu verweilen“, fiel Ellert ein, indem er sich erhob und mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab zugehen begann.

„Nun, so gehe. Ich aber bleibe da. Ich möchte

wissen, was dich forttriebe? Gefällt es dir hier nicht mehr?"

Arvid setzte sich auf und sah seinen Bruder an, während er declamirte:

„Was fehlt dir denn, mein junger Adler?
Hat dir das Blei die Brust zerrissen?"

„Es ist mir unmöglich zu bleiben, Arvid; ich liebe Emy", setzte Ellert hastig hinzu.

„Aber, wie zum Teufel kann man sich in die Braut eines andern verlieben?" rief Arvid.

„Welche einfältige Frage! Sag' lieber, wie wäre es möglich, unter einem und demselben Dach mit Emy zu leben, und sie nicht zu lieben", antwortete Ellert mit Wärme.

„O, das ist sehr gut möglich, denn ich bin durchaus nicht in sie verliebt. Ihr kaltes, stolzes Wesen hat für mich nichts Anziehendes."

„Aber hast du wol jemals ein so reines, edles Antlitz, eine so wahre, bezaubernde Einfachheit in Verbindung mit einer Würde gesehen, welche gleichzeitig Bewunderung und Achtung erweckt? Hast du wol jemals eine so warme, so seelenvolle, so entzückende Stimme gehört wie Emy's? Hast du je zuvor ein so schönes Augenpaar geschaut wie das ihre? Hast du —"

„Halt ein, um Gottes willen, halt ein!" unterbrach ihn Arvid, „sonst verlierst du Verstand und Athem zugleich. Allerdings habe ich ein weit schöneres Augenpaar gesehen", setzte er hinzu, indem er den Kopf zurücklehnte und träumerisch die Decke des Zimmers betrachtete, „ein Augenpaar, in welchem die Unschuld des Kindes sich mit dem Herzen des Weibes verschmilzt; ein Augenpaar, welches die entzückendsten Verheißungen für die Zukunft zu flüstern scheint. Dieses Mädchen ist aber noch ganz jung, und deshalb sprechen wir nicht von ihr. Emy ist eine Person, für welche ich die tiefste Achtung, die lebhafteste Bewunderung empfinde; aber lieben könnte

ich sie niemals. Und klug wäre es, wenn du den Eindruck, den du jetzt empfindest, abzuschütteln suchtest", schloß Arvid in ernstem Tone.

„Ich soll diesen Eindruck abschütteln? Ist das wol möglich?" rief Ellert, indem er sich die Arme über der stürmenden Brust kreuzend in den Lehnstuhl warf. „O, für die Hoffnung auf einen einzigen Blick der Liebe von ihr könnte ich mein Leben opfern."

„Dann würdest du es vergebens opfern. Emy mit ihrem königlichen Wesen sieht nicht aus, als ob sie zu denen gehörte, welche zu Thorheiten ermuntern. Reise daher ab, ja reise schon morgen. Unter den Kameraden und beim Exerciren wirst du diese Grillen bald vergessen. Uebrigens steht sie ja im Begriff, sich zu vermählen."

„Erinnere mich nicht daran!" rief Ellert und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Im Gegentheil wird es gut sein, deine Erinnerung in dieser Beziehung anzufrischen. Es wird das dieselbe Wirkung äußern, als wenn man Wasser ins Feuer gießt. Gute Nacht! Ich habe dir nun eine so schöne und so vernünftige Predigt gehalten, daß ich darüber schläfrig geworden bin."

„Begleitest du mich morgen?" fragte Ellert.

„Nein, ich brauche Amor und Emy nicht zu fliehen, und deshalb bleibe ich. Du wirst schon auch ohne mich den Weg nach Karlberg zurückfinden; meinst du nicht auch?"

„Morgen reise ich ab", wiederholte Ellert seufzend.

„Gut, das war gesprochen wie es einem Jüngling geziemt, der das Herz auf dem rechten Flecke hat", sagte Arvid, indem er mit treuherzigem Blick seinem Bruder die Hand reichte.

Neunzehntes Kapitel.

Am nächsten Tage reiste Ellert ab, Arvid aber blieb noch da. Heiter und muthwillig, wie ein Kind, scherzte und spielte er mit seinen jungen Cousinen; besonders war er stets in Hildur's Nähe zu finden, welche mit ihrem angeborenen Witze niemals einen Scherz unbeantwortet ließ. Man brauchte nicht sehr scharfsinnig zu sein, um auf den Gedanken zu kommen, daß zwischen dem neunzehnjährigen Jüngling und der funfzehnjährigen Hildur sich jene eigenthümliche, anmuthige, unschuldsvolle Anhänglichkeit entwickelte, welche im menschlichen Leben oft eine so wichtige Rolle spielt.

Wochen vergingen, und bald war der Tag herangerückt, wo Emy's Bräutigam erwartet ward. Je näher die Zeit Emy dieser Begegnung entgegenführte, desto bleicher und bekümmerter ward sie. Mit der gewissenhaftesten Sorgfalt suchte sie ihrer Antipathie entgegen zu arbeiten; unaufhörlich aber hörte sie in ihrem Innern die Warnungen und Bitten ihrer sterbenden Mutter, und Emy empfand bei diesen Kämpfen zwischen Pflicht und Gefühl einen Schmerz, zu welchem sich die Ueberzeugung gesellte, daß in einer Ehe ohne Liebe und ohne Sympathie

kein Glück zu erwarten sei. Vor der Seele des denkenden Mädchens stand es klar, daß sie auf dem Wege war, sich in einen Abgrund zu stürzen.

Was ist wol ein Leben, welches an einen Menschen gefesselt ist, den man nicht liebt, gegen den man einen unüberwindlichen Widerwillen empfindet? Nichts weiter als eine fortgesetzte Lüge vom Altar bis zum Grabe. Wenn etwas wirklich Schönes in dem Gedanken liegt, daß zwei Menschen, die einander lieben und achten, sich vor Gott vereinen, so liegt dagegen etwas für das Gefühl ungemein Widerliches in der Vorstellung, daß eine solche Vereinigung ohne diese gegenseitigen Gefühle geschlossen wird.

Ach, ihr Mütter, die ihr eure Kinder mit so vieler Mühe alles lehrt, was ihren Verstand entwickeln und ihnen äußere Reize verleihen kann, widmet auch ihrer moralischen Ausbildung die nöthige Sorgfalt. Entwickelt in ihrem Herzen das Bewußtsein dessen, was Gott und das Leben von ihnen fordern. Lehrt sie den Ehestand als eine heilige, eine wichtige Bestimmung, aber nicht als ein Mittel, sich zu versorgen, betrachten. Prägt ihren Herzen ein, daß die Frau, welche eine schlechte Gattin ist, auch eine schlechte Mutter wird, und daß weder Geist, noch Schönheit, noch Reichthum es vergessen machen können, wenn eine Frau ihrem erhabenem Berufe hier auf Erden nicht genügt. Wozu nützt alle Bildung einer Frau, wenn sie verabsäumt, eine rechtschaffene Gattin und Mutter zu sein? Wie wichtig und verantwortungsschwer ist ihre Thätigkeit als Mutter. Die Eindrücke, welche das Kind von der Mutter empfängt, sind die tiefsten und bleibendsten. Sie ist es, welche das zarte Herz seine ersten Gebete zu Gott stammeln lehrt; sie ist es, welche die ersten sittlichen und religiösen Begriffe in der jungen Seele entwickelt; sie ist es, die durch das Beispiel der Liebe und Sanftmuth diese Gefühle hervorruft. Mit welchem heiligen Gefühl erinnern wir uns nicht der Lehren

einer geliebten Mutter! Wie leben sie in unserer Seele fort bis an den Abend des Lebens. Wie bekümmernd aber ist der Gedanke, womit wir auf unsere Kindheit zurückschauen, wenn wir diese schützenden Lehren haben entbehren müssen, wenn wir im stillen denken: hätte meine Mutter mich richtig zu führen verstanden, so wäre mein Leben ein anderes geworden. O, ihr Mütter, die ihr glaubt, es sei alles damit abgemacht, daß ihr eine schwache, unvernünftige Liebe an eure Kinder verschwendet, denkt einmal mit Ernst daran, daß ihr es seid, welche von Gott bestimmt worden, in dem Menschenherzen den Samen des Guten und des Bösen auszustreuen, der dereinst in dem Herzen eurer Kinder zur Frucht reifen soll. Vergeßt die Thorheit der Welt um dieses hohen und edeln Berufs willen. Dereinst wird der allgütige Gott euch fragen: „Wie hast du deine Pflichten als Gattin und Mutter erfüllt?" Sehet zu, daß ihr dann mit Wahrheit antworten könnt: „Ich bin bemüht gewesen, ihnen zu genügen."

In Emy's Seele stand dies klar und deutlich geschrieben, denn sie hatte die Erinnerung an eine Mutter bewahrt, deren Thun und Lassen eine richtige Auffassung ihrer Pflichten bewies, eine Mutter, deren letzte Worte an die Tochter den wärmsten Wunsch ausdrückten, in ihrer Seele ein unauslöschliches tiefes Gefühl auch ihrer Pflicht als Weib zurückzulassen, damit sie nicht unüberlegt und mit kaltem Herzen vor Gott treten und ein Gelübde thun möge, welches den Gefühlen ihres Herzens widerstritte. Nein, Emy's Seele empörte sich bei dem Gedanken, daß sie den Willen dieser so ausgezeichneten Mutter gerade auf eine Weise übertreten sollte, vor welcher die Sterbende sie so eindringlich gewarnt. Sie beweinte die Schwäche, deren sie sich schuldig gemacht, als sie dem Wunsche ihres Vaters nachgegeben. Sie glaubte den Blick der Heimgegangenen vorwurfsvoll und mit bekümmertem Ernst auf sich ruhen zu sehen. Es kam ihr

stets vor, als stünde sie vor den Augen ihrer Mutter, und sie ging in allen Dingen zu Werke, als ob ihre Mutter noch lebte, um ihr Thun zu beurtheilen. So tief und unerschütterlich war der Eindruck der Lehren, welche Emy's Mutter durch Wort und Beispiel ihr gegeben. Sie standen wie ein schützender Schild zwischen ihr und jeder unrechten That, und bewogen sie in jedem kritischen Augenblick zu Gott zu fliehen, um durch ihn und die Erinnerung an ihre Mutter den rechten Weg zu finden. Von allen Schätzen, welche die Welt besitzt, ist die Erinnerung an eine solche Mutter der größte und kostbarste. Diese Erinnerung ist so heilig, daß sie jeden Wunsch nach dem, was unrecht ist, verbannt.

Andererseits konnte Emy den Worten des Lieutenant Becker nicht die Achtung versagen, welche jede ernste Wahrheit einflößt. „Kein rechtschaffener Mensch darf Wort und Treue brechen", hatte er gesagt, und Emy fühlte, daß dies richtig war. Sie wollte ernst und aufrichtig mit dem Manne sprechen, dem sie ihr Wort gegeben, und ihm zu zeigen suchen, daß eine Vereinigung zwischen ihnen unmöglich sei. Mit diesem Entschluß sah Emy ihren Verlobten auf Lundagard ankommen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir das, was zwischen Emy und ihrem Verlobten vorging, ausführlich erzählen oder ihre Unterredungen wiedergeben wollten. Wir begnügen uns daher damit, daß wir eine Woche überspringen, und unsere Erzählung an demselben Tage wieder aufnehmen, wo der Ingenieur Wenger Lundagard wieder verlassen hatte.

Zwanzigstes Kapitel.

Oben in dem Stübchen der Mädchen hatte Emy sich an einem der beiden Sofas auf die Knie niedergeworfen. Sie barg das Gesicht in den Händen, — sie weinte. Sie trug nicht mehr den glatten Goldring.

Während Emy sich ihrem innern Schmerz überließ, öffnete sich die Thür des Zimmers, und Frau Becker trat ein. Sie ging auf Emy zu und sagte in freundlichem theilnehmenden Tone:

„Bekümmere dich nicht allzu sehr, Emy; du konntest ja nicht anders handeln."

Emy blickte zu ihr auf und antwortete mit aufgeregter Stimme:

„Mein Vater wird mir niemals verzeihen."

„Liebes Kind, er wird wol einsehen, daß du nicht einen Mann heirathen konntest, der dir zuwider war", sagte Frau Becker, indem sie Emy mit theilnehmender Freundlichkeit streichelte.

„Der Onkel ist aber auch unzufrieden mit mir, und gleichwol war es mir unmöglich, anders zu handeln, wenn auch die ganze Welt mich verlassen sollte", rief Emy, während ihre Thränen die Wangen herabrannen. „O, meine

Mutter, meine Mutter, warum mußtest du mir so früh genommen werden?"

„Emy!" sagte Frau Becker und umarmte das junge Mädchen mit Bewegung, „solange mein Herz schlägt, soll es dir niemals an der Anhänglichkeit einer Mutter und an einer Heimat fehlen. Ich betrachte dich hinfort als ob du mein eigenes Kind wärest, und das Wenige, was ich vermag, sollst du mich stets bereit finden zu thun."

Eine solche freundliche und herzliche Versicherung wird niemals vergessen, wie auch das Leben sich gestalten möge, und welche Kämpfe der Mensch auch bestehen mag. Nur von einem wirklich guten Herzen können dergleichen Worte ausgehen. Emy wußte dieselben auch ihrem vollen Werthe nach zu schätzen und bewahrte sie stets in ihrer Erinnerung.

Frau Becker sprach noch lange und herzlich mit Emy. Wir verlassen die beiden jedoch und werfen einen Blick in das große Familienzimmer, wo wir Hildur und Selma finden.

„Ach, mein Gott, Hildur; der Ingenieur hat mich recht gedauert", sagte Selma, welche ein sehr mitleidiges Herz hatte. „Er sah so betrübt aus. Emy war wirklich recht garstig gegen ihn."

„Ja, liebe Selma, es war wirlich recht schade um den Mann. Soll ich dir vielleicht mein Schnupftuch borgen, damit du weinen kannst?" antwortete Hildur und that, als wenn sie sich mit den Fingern die Thränen trocknete.

„Das ist doch abscheulich von dir, über einen Menschen, der betrübt ist, noch zu spotten", entgegnete Selma ärgerlich.

„Ja, liebes Kind, da sitzt eben der Knoten. Die Frage ist nämlich: War der Mann schlecht oder betrübt?"

„Wie kannst du das sagen! Die Thränen standen ihm ja in den Augen!"

„Davon habe ich nichts gesehen, Selma; wol aber,

daß er die Zähne zusammenbiß. Vielleicht pflegst auch du deinen Kummer auf diese Weise an den Tag zu legen. Hätte er wirklich geweint, so würde ich ihm Gesellschaft geleistet haben. So aber schien es mir, als sei er nicht mehr zu bedauern als du, wenn du einmal böse bist."

„Ach, du hast einmal mit keinem Menschen Mitleid!" entgegnete Selma, und war auf dem schönsten Wege, böse zu werden.

„O ja, zum Beispiel mit dir, mein Engel, wenn du «Je vous aime» lernen sollst", sagte Hildur, indem sie auf ihre Schwester zuging und sie mit ausgespreizten Fingern klopfte, sodaß die Hände aussahen wie Fächer, während sie zugleich eine sehr weinerliche und mitleidige Miene annahm.

„Nein, du bist doch unausstehlich, Hildur!" rief Selma und lief aus dem Zimmer hinaus.

Hildur hatte ganz recht, als sie behauptete, der Ingenieur sei ergrimmt, aber nicht bekümmert gewesen. Er gehörte zu der Zahl jener Menschen, die nur selten mit dem Herzen, sondern meistentheils mit der Eitelkeit fühlen. Er hatte sich um Emy's Hand beworben, weil er reich genug war, um sich den Luxus einer schönen und stattlichen Hausfrau erlauben zu können. Seine Eitelkeit war es auch, die, als Emy mit ihm brach, eine vollständige Niederlage erlitt, und er empfand darüber eine unauslöschliche Entrüstung, welche für Emy in der Zukunft sehr bittere Früchte tragen sollte.

Zu einer spätern Stunde des Vormittags stand Hildur am Tische und legte einige Stiefmütterchen sehr sorgfältig in die Presse. Sie war damit so eifrig beschäftigt, daß sie nicht bemerkte, wie Arvid in das Zimmer trat und sich ihr auf den Zehen näherte.

„Was machst du da, Hildur?" fragte er und ergriff

ihre beiden Hände, eben als Hildur das Buch, in welchem sie die Blumen ausgebreitet hatte, zuschlagen wollte.

Hildur erröthete und schlug die Augen nieder, ohne zu antworten. Zugleich machte sie einige Versuche, ihre Hände freizumachen.

„Warum soll ich die Blumen nicht sehen, welche du zu pressen beabsichtigst?" fragte Arvid, indem er Hildur mit offenem, warmem Blick ansah. „Es sind ja die, welche ich dir kürzlich gab."

Hildur glühte wie Purpur und wünschte sich hundert Meilen weit hinweg. Ach, sie fühlte sich so unglücklich, daß sie bei dem Gedanken, daß Arvid sie überrascht, beinahe geweint hätte. Hildur's angeborene Schüchternheit erlaubte ihr nicht, mit ihren eigenen Lippen zu gestehen, daß sie jemand lieb hatte. Ihre Gefühle waren reich, aber es standen ihnen nur wenig Worte zu Gebote. Sie erklärte ihre Anhänglichkeit niemals, sondern bewies dieselbe.

„Nun, Hildur, willst du mir nicht sagen, weshalb du diese Blumen pressest?" fragte Arvid, und der Ausdruck seiner Stimme ward immer ernster und wärmer.

„Weil gepreßte Blumen mir gefallen", antwortete Hildur mit einem so glänzenden, warmen und bittenden Blicke, daß Arvid die Antwort darin las.

„Laß mich nun los!" bat sie.

„Nein, nicht eher als bis du gestanden, daß du die Blumen zur Erinnerung an mich hier versteckt hast."

„Ja", flüsterte Hildur. Aber nun standen ihr die Thränen in den Augen, und sie machte eine hastige Bewegung, sodaß sie frei ward, und eilte hinaus.

Arvid blieb stehen und dachte mit tiefer und wahrer Bewegung:

„Hildur und keine andere will ich besitzen; um sie drehen sich die Träume meiner ganzen Zukunft."

Welch ein Glück für Arvid's neunzehnjähriges Herz, daß er keinen Blick in die Zukunft werfen konnte. Er träumte jetzt etwas, was das Schicksal ihm vielleicht niemals bestimmt hatte. Unser Glück beruht in den meisten Fällen in der Einbildung und unsere Glückseligkeit darin, daß wir nicht in die Zukunft schauen können.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wir wollen nun zwischen die zuletzt erzählten Ereignisse und die ferner mitzutheilenden einen Zeitraum von fünf Jahren legen; ehe wir jedoch die handelnden Personen wieder auf der Bühne erscheinen lassen, wollen wir in der Kürze über die verflossene Zeit Auskunft geben.

Nachdem Emy ihre Verlobung rückgängig gemacht, kehrte die Freude der Jugend wieder in ihre Seele zurück, und sie fühlte sich zufrieden mit der Welt und sich selbst. Sie glaubte, in Uebereinstimmung mit ihrem Gewissen und ihrem Herzen gehandelt zu haben, und da empfindet der Mensch stets innere Befriedigung. Allerdings schmerzte es sie, als sie von ihrem Vater einen mit Vorwürfen angefüllten Brief erhielt, aber Emy antwortete darauf, indem sie die Worte wiederholte, welche ihre Mutter auf ihrem Sterbebett zu ihr gesprochen, und der Vater äußerte sich nun niemals wieder über diesen Punkt. Seine Briefe wurden selten und kurz. Es ging daraus hervor, daß sein Herz der Tochter fremd war, und daß er blos eine Pflicht erfüllte, von welcher er glaubte, daß er sie nicht wol mit Ehren vernachlässigen könne. Beckers dagegen begegneten Emy ganz so, als

ob sie ihr eigenes Kind gewesen wäre, und wenn jemand das Wohlwollen, welches ihm erwiesen ward, verdiente, so war es Emy.

Zwei Jahre vergingen heiter und behaglich, als Emy die betrübende Nachricht erhielt, daß ihr Vater auf dem Meere seinen Tod gefunden, und daß sie nun auch vaterlos in einer Welt stand, wo sie keine andern Angehörigen besaß als einen Onkel, der ebenfalls Seemann war. Das Erbtheil, welches ihr von ihrem Vater zufiel, war so gering, daß es nur als ein Nothpfennig betrachtet werden konnte, aber zu ihrem völligen Lebensunterhalt nicht ausreichend war.

Lieutenant Becker und seine Gattin hatten sogleich, nachdem sie Kapitän Kreuzer's Tod erfahren, auf alle Vergütung für Emy's Beherbergung und Beköstigung verzichtet, und ihr die Versicherung gegeben, daß sie sie als ihre dritte Tochter betrachteten, und daß sie ihr Haus nicht eher verlassen dürfe, als bis sie es gegen einen eigenen Herd vertauschte oder sich verheirathete.

Emy schloß sich auch mit der ganzen Wärme eines jungen edeln Herzens an ihre Pflegeältern an; denn dies waren Beckers für das vater- und mutterlose Mädchen von nun an. Ihr Leben verging nach dem ersten Kummer über den Tod ihres Vaters still und angenehm in der gemüthlichen Häuslichkeit auf Lundagard.

Es lag hier über dem Alltagsleben ein eigenthümliches, friedliches Wohlbehagen ausgebreitet, sodaß man gar nicht in die Versuchung kam, die Gedanken und Wünsche auf außerhalb dieses Kreises liegende Zerstreuungen und Vergnügungen zu erstrecken. Man fühlte sich hier so wohl, daß alle Freuden außerhalb des Hauses weder Reiz noch Verlockung boten. Es war als ob alle guten Engel der Häuslichkeit unter diesem schlichten Dache ihren Wohnsitz aufgeschlagen hätten.

Emy war aber auch schon an und für sich ganz frei von jenen das häusliche Leben so störenden Geschmacksrichtungen,

welche machen, daß der Mensch sein Vergnügen nur in Zerstreuungen findet. Sie huldigte einer gerade entgegengesetzten Richtung. Die Heimat war die Welt, um welche ihre Gedanken und Gefühle sich drehten. Hier fühlte sie sich glücklich, weil sie durch Arbeit und Fleiß nützen konnte. Ihre Neigungen waren alle so rein weiblich und trugen alle ein so wahrhaftes Gepräge dessen, was das Weib liebenswürdig und anziehend macht, daß man sie ebendeswegen lieben mußte.

Der ruhige Ernst in ihrem äußern Benehmen, das Einfache und Wahre in ihrem Ausdruck, das Angenehme und Häusliche in allem, was sie vornahm, machte auf jeden denkenden Menschen einen so behaglichen Eindruck, daß man glauben mußte, sie sei geschaffen, um das häusliche Leben zu schmücken, während sie demselben zugleich nützte. Wenn man sie mit ihrer Handarbeit oder mit einer häuslichen Verrichtung beschäftigt sah, so glaubte man sie an ihrem rechten Platze zu sehen. Hörte man sie dagegen singen oder eine schöne Composition auf dem Piano vortragen, so glaubte man wiederum, ihr eigentlicher Platz sei am Instrument. Trat sie einfach, aber geschmackvoll gekleidet in einen Ballsaal, so hatte sie etwas so Würdevolles und war dabei so schön und stattlich, daß man glaubte, sie niemals von einer für sie vortheilhaftern Seite gesehen zu haben. Setzte sie sich dann nieder, um mit einigen Kindern zu scherzen, so vergaß man wieder die Königin des Balles über dem rein weiblichen Bild, welches sie nun gewährte.

Mit wenigen Worten, wo sie auch erscheinen mochte, so mußte man, mochte man wollen oder nicht, ihr im stillen Beifall zollen, wenn auch die Lippen schwiegen, und ihre ganze äußere Anmuth hatte ihren Grund in dem reinen und wahrhaft weiblichen Herzen, welches warm und lebendig für die Pflichten schlug, welche Gott und die Natur ihr auferlegt.

Emy hatte während dieser fünf Jahre zwei Freier

gehabt, aber ihre wirklich vortheilhaften Anerbietungen zurückgewiesen, weil ihr Herz ihnen keine Antwort zu geben hatte.

Ellert Lind hatte, nachdem er Schiffslieutenant geworden, sein Herz und seine Hand zu Emy's Füßen niedergelegt, Emy aber hatte ihm sanft und bestimmt gesagt, daß er weder jetzt noch in Zukunft etwas von ihr zu hoffen habe. Der junge Lieutenant reiste mit blutendem Herzen wieder ab und ging das nächstfolgende Jahr mit einer Expedition nach dem Mittelmeere, um einige Jahre fern zu bleiben und im Kampfe mit dem stürmischen Meere auch seine eigenen rebellischen Gefühle zu besiegen. Es ist möglich, daß wir ihm nach Verlauf vieler Jahre wieder begegnen.

Arvid hatte seinen Cursus in Karlberg ebenfalls durchgemacht, und war in das X.'sche Regiment eingetreten. Oft hatte der junge Lieutenant seinen Besuch in Lundagard gemacht und mit jedem Jahr wuchs die Neigung, die sich zwischen Hildur und ihm von Kindheit an entwickelt, aber immer noch waren die Aussichten zu gering, als daß man an eine Verehelichung der beiden jungen Leute hätte denken können. Einen kleinen Ring mit einem Stiefmütterchen, welchen Hildur trug, hatte sie von ihrem Cousin bekommen, und Arvid trug einen kleinen, ganz einfachen ähnlichen an seinem linken kleinen Finger. Auf diesem Ringe waren zwei verschlungene Hände abgebildet, und er hatte ihn von Hildur als Gegengeschenk erhalten. Dieser Ringwechsel war von dem Gelübde ewiger Treue begleitet gewesen. Von einer wirklichen Verlobung wollte Lieutenant Becker nicht eher etwas hören, als bis Arvid einen Pacht übernehmen und dadurch sich die zu seiner Verheirathung nöthige Existenz gründen könnte.

Einmal als Arvid sich sehr eindringlich hierüber ausgesprochen, antwortete der Lieutenant:

„Du kannst überzeugt sein, daß weder Hildur noch

ich unser Wort brechen, und da ist es ja unnöthig, daß ihr euch eher verlobt als bis du die Möglichkeit siehst, zu heirathen."

Und dabei blieb es.

Da wir gerade vom Lieutenant Becker sprechen, so wollen wir eine kurze Schilderung seines Charakters entwerfen.

Der Hauptzug desselben war ein von Grund aus gutes und gefühlvolles Herz, eine warme und innige Liebe zum Rechten und ein für alles Schöne offene Gemüth. Er war der beste Hauswirth, der zärtlichste Vater, der verträglichste und friedliebendste Gatte. Wenig Menschen, die eine ganze Menge Leute zu regieren und zu commandiren haben, verstanden besser als er die schwere Kunst, sich bei seinen Untergebenen ebenso geachtet als beliebt zu machen.

Zu Lundagard gehörten einige zwanzig Haushaltungen; aber diese Menschen, welche im Schweiße ihres Angesichts den Boden bebauten, waren für Becker nicht blos Tagelöhner, von welchen man den größtmöglichen Gewinn zu ziehen sucht, sondern Mitmenschen, deren Wohlstand und moralisches Beste zu fördern, die Pflicht des Gutsherrn war. Durch seine Ruhe und seinen Ernst flößte er Achtung, und durch seine Gerechtigkeit und Milde Liebe ein. Lebte einer seiner Untergebenen mit seinem Weibe in Unfrieden, so unterrichtete er sich davon und suchte durch seine Vorstellungen das Böse wieder zum Guten zu kehren, und so groß war die Liebe, die er einflößte, daß es unter seinen Leuten zur Ehrensache ward, durch ein rechtliches, ordnungsliebendes Leben sich Anspruch auf sein Lob zu erwerben und seinen Vorwürfen auszuweichen. Er besuchte ihre Häuser, interessirte sich für ihren Haushalt, gab ihnen gute, gesunde Rathschläge, und war für sie, was nach dem Willen der Vorsehung ein Gutsherr sein soll — ein Vorbild im Guten, ein Mann, der die, welche ihm anvertraut worden, mit

Liebe umfaßt. Innerhalb seiner Familie war er gut und ward von seinen Kindern so geliebt, daß sie ihn als ein Muster alles Guten und Edeln betrachteten. In der That wurden sie auch durch alles, was er im häuslichen Kreise that, zu diesem Urtheil berechtigt.

Selten war ein Vater mehr geschaffen, Liebe und Vertrauen einzuflößen. Seine Töchter hegten daher auch zu ihm jene zärtliche Freundschaft, von welcher alle Furcht verbannt ist, und gingen mit ihm um wie mit einem Bruder, den sie innig und grenzenlos liebten. Jener steife Zwang, den man gewöhnlich zwischen Vätern und Töchtern antrifft, bestand hier nicht, sondern die entzückendste Vertraulichkeit, welche über das häusliche Leben eine unbeschreibliche Behaglichkeit breitete. Sein Haus war seine Welt, das Glück seiner Kinder seine Seligkeit und der Wohlstand seiner Untergebenen sein Ehrgeiz. Nimmt man hierzu, daß er ein arbeitsamer und fleißiger Landwirth war, welcher seine Güter mit einer Umsicht und einem Erfolg bewirthschaftete, welcher den Neid der Nachbarn erweckte, so hat man von Becker's Charakter und Gemüthsart einen deutlichen Begriff.

Da wir einmal im Zuge sind, so wollen wir auch von Graf Arthur Ruben sprechen. Während der ersten Jahre war er in dieser Gegend nicht sichtbar gewesen, obschon er den nicht weit von Lundagard gelegenen Herrensitz Holmvik gekauft hatte. Es waren umfassende Reparaturen ausgeführt worden, der Graf aber reiste ein Jahr nach Abschluß des Kaufes ins Ausland, und war erst im Frühling des vierten Jahres nach Schweden zurückgekehrt, wo er dann während des Sommers auf Holmvik gelebt hatte. Im Herbst reiste er plötzlich wieder ab und trat abermals eine Reise ins Ausland an. Jetzt ward er täglich zurückerwartet, und er hatte seinen Inspector benachrichtigt, daß er den Sommer auf seinem Gute zuzubringen beabsichtige.

Holmvik ward nämlich von einem Inspector Namens

Walden administrirt, der mit seiner jungen Gattin in dem kleinern Gebäude wohnte. Da wir bei dem Wiederanknüpfen unserer Erzählung mit diesen Personen zusammentreffen werden, so entwerfen wir jetzt keine nähere Schilderung von ihnen.

Die Gräfin Sappho Ruben hatte ebenfalls eine Reise ins Ausland gemacht, und beabsichtigte erst nach Ablauf des Sommers zurückzukehren.

Nachdem wir diese Aufschlüsse gegeben, kehren wir wieder zu unserer Erzählung zurück.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wir führen jetzt den Leser in die Wohnung des Inspectors Walden auf Holmvik. Sie stand am Anfange der Allee, welche nach dem Hauptgebäude führte.

In dem einfachen Wohnzimmer, dessen Möbeln aus braun angestrichenen, hölzernen Stühlen mit schwarzen Lederpolstern, einem Klavier, einem Sofa und einem Blumenbret vor dem einen Fenster, welches nach dem Hofe ging, bestanden, sehen wir an dem auf die Straße gehenden drei Frauen sitzen. Die eine, einige zwanzig Jahr alte, war mittelmäßig groß und ein wirklicher nordischer Typus. Ihr Haar war so hell, daß es fast in Weiß überging. Dennoch aber war die Farbe so rein blond, daß sie auch nicht den mindesten Anflug von Roth besaß; man glaubte vielmehr noch nie vorher richtig blondes Haar gesehen zu haben. Es war schlicht von einer breiten, vollen Stirn zurückgekämmt, welche Verstand und Ueberlegung verrieth. Ein paar hellblaue Augen, mit einem eigenthümlichen schmelzenden, träumerischen und sanften Ausdruck, gaben den übrigen Zügen, welche schön, obschon nicht regelmäßig waren, das wehmüthige Gepräge des Nordens. Die mehr runde als

ovale Form des Gesichts, und die weiße Farbe desselben entbehrten gänzlich der jugendlichen Blüte, obschon sie nicht eigentlich krankhaft waren. Wenn man das Gesicht dieser jungen Frau betrachtete, so glich es dem Mond, wenn er durch einen Flor von Wolken und Dünsten verhüllt wird, welche sein klares und volles Licht nicht hervortreten lassen. Ebenso verhielt es sich auch hier mit dem Leben der Seele. Eine angeborene Tiefsinnigkeit, ein vollkommener Mangel an innerer Kraft, hatte die Seele in seine Dünste eingehüllt, und hinderte die Gefühle und Gedanken, mit Feuer und Leben hervorzutreten. Diese Frau war Inez Waldén, die Gattin des Inspectors.

Ihr gegenüber saß eine alte Bekannte, die Kammeräthin Clara Scheller mit ihrer langen, geraden, etwas steifen Figur, ihren ein früheres vortheilhaftes Aussehen verrathenden Gesichtszügen und ihrer stolzen oft etwas hochmüthigen Miene. Dennoch schien die Kammerräthin jetzt ganz anders zu sein, als da wir sie auf Löda bei der Gräfin Sappho sahen. Sie war weniger steif, und ihr ganzes Aeußere athmete mehr Freiheit. Sie plauderte munter mit Inez.

Das dritte Frauenzimmer war ein ganz kleines Wesen, welches aber eine starke Familienangelegenheit mit der Kammerräthin hatte, obschon sie auch sehr verschieden voneinander waren. Die eine war, wie wir eben bemerkten, lang und schlank, während dagegen die andere klein und stark war, ohne jedoch gerade wohlbeleibt zu sein. Sie hatte eine hohe, breite, beinahe zu große Stirn, und ein paar große hellblaue Augen, welche sie mit einer eigenthümlich hartnäckigen Aufmerksamkeit und mit einem offenen forschenden Ausdruck auf die Personen heftete, mit welchen sie sprach. In ihrem Blick lag ein Widerschein von überlegenem Verstand und einem redlichen Gemüth. Zuweilen war dieser Blick kummervoll und mild, und wenn sie die Kammerräthin ansah, gewannen

ihre Augen einen so hingebenden Ausdruck, daß dieser sich auf ihrem ganzen Gesicht widerspiegelte. Scherzte sie, so gewannen ihre Augen wieder etwas Scharfes und Funkelndes. Die übrigen Züge waren unregelmäßig. Das Haar war hell cendré, die Hautfarbe besaß jetzt noch eine Feinheit, welche sie in jüngern Tagen sicherlich ebenso weiß hatte erscheinen lassen, als sie durchsichtig war. Sie hielt sich gerade und hatte in ihren Bewegungen etwas Steifes, was ihr eine starke Geschwisterähnlichkeit mit Clara gab.

Diese Dame war auch in der That eine Schwester der Kammerräthin, einige Jahre älter als diese und dieselbe Person, welche wir bei der Assessorin Trenner haben auftreten sehen; es war mit einem Worte Sigrid Bill, Helenens Cousine.

„Nun, liebe Inez, brechen wir bald auf, oder sollen wir den ganzen Nachmittag hier sitzen?“ fragte Sigrid lächelnd. „Du scheinst dich hier in aller Ruhe niedergelassen zu haben, und lässest mit deinem gewöhnlichen Phlegma die Zeit vergehen. Ach, mein Gott, nimm dir deinen Mann zum Beispiel; dem kann man diesen Fehler unmöglich zur Last legen“, setzte sie lachend hinzu, und zeigte auf das auf den Hof gehende Fenster.

Inez und Clara wendeten die Augen dorthin und erblickten den Inspector Walde'n, einen kleinen, flinken und äußerst beweglichen Mann zwischen dreißig und vierzig Jahren, der eben beschäftigt war, mit großer Anstrengung einen kleinen Jagdwagen aus einer Remise zu ziehen, während er lebhaft mit zwei Knechten sprach.

„Niemals in der Welt hat Gott unser Herr zwei größere Contraste vereinigt als dich und deinen Mann“, versicherte Sigrid lachend: „dich, die du niemals lange genug nachdenken kannst, ehe du handelst, und ihn, der niemals Zeit hat zum Nachdenken, sondern blos handelt. Sieh, er ist viel zu ungeduldig, den Wagen von den Knechten herausziehen zu lassen, sondern thut es selbst.

Wir wollen in Gottes Namen, und wenn deine Vorsichtigkeit es erlaubt uns immer fertig machen, damit wir bereit sind, wenn der Wagen angespannt ist."

„Meine Vorsichtigkeit erlaubt dies wirklich", antwortete Inez in scherzendem Tone, und ein Lächeln verklärte den schmelzenden Dunst, der auf ihren Zügen ruhte, ohne ihn jedoch verscheuchen oder zerstreuen zu können. Inez erhob sich.

„Von meinem Manne war es sehr klug, daß er in Ängsö zu Hause blieb und mich hierherschickte, um alle diese Visiten zu machen", bemerkte Clara und stand ebenfalls auf. „Ich werde sonach meine Mission antreten."

„Ja, was sagst du dazu, Inez, daß die arme kleine Clara, welche kaum über dreißig Jahre alt ist, auf eigene Faust ohne ihren Mann drei Visiten machen soll? Sie ist wirklich zu bedauern!"

„Na, amusant ist es gewiß nicht, von einem unbekannten Ort nach dem andern zu fahren", meinte Clara. „Wenn ich auch nur einen einzigen von allen diesen Menschen kennte!"

„Bekanntschaften macht man bald, und übrigens werden Inez und ich dir dieselben unterwegs porträtiren", sagte Sigrid.

„Ja, das verspreche ich, und wir wollen die Farben nicht sparen, um dein Interesse zu erwecken", versicherte Inez.

Eine Viertelstunde später saßen die drei Damen im Wagen, und der Inspector Waldén führte denselben im Galop an Lundagard vorbei.

„Nicht wahr, morgen wollten Sie hierher, Frau Kammerräthin?" fragte er und zeigte mit der Peitsche auf Lundagard.

„Ja, ich habe mit meinem Manne verabredet, daß wir uns hier treffen", antwortete Clara. „Sie werden doch auch mitkommen?"

„Wenn nicht etwa der Graf anlangt, denn dann

bleibt mir keine Zeit. Meine Alte jedoch wird dadurch nicht abgehalten, mitzufahren."

Damit bekamen die Pferde einen Hieb, und der Wagen rollte mit Sturmeseile weiter nach Warnäs.

Da unsere kleine Erzählung länger werden würde als wir berechnet haben, wenn wir Clara's Besuch auf dem Hüttenwerk Warnäs und im Pfarrhause ausführlich erzählen wollten, so wollen wir uns darauf beschränken, blos einige Worte über diese Orte zu sagen, weil wir später in einem andern Werke die hier wohnenden Personen handelnd auftreten lassen werden.

Sigrid wohnte auf Warnäs und blieb hier, Clara und Inez kehrten am Abend aber nach Holmvik zurück.

„Nun, Clara, wie gefiel dir die Familie des Propstes?" fragte Inez, und auf ihren Zügen ruhte eine Wolke von Schwermuth.

„Sie gefiel mir sehr", antwortete Clara. „Sprechen wir zuerst von dem Propst selbst. Er hatte etwas so Verbindliches, so Gastfreies und so Humanes, daß ich im voraus weiß, er werde meinem Manne sehr gefallen. Die Propstin war so hübsch und in ihrem ganzen Benehmen so sanft und gut, daß sie mir wie das Musterbild einer Pfarrersfrau erschien. Sicherlich kann sie ihre Lippen niemals öffnen, um etwas anderes als trostreiche und versöhnliche Worte auszusprechen."

„Du schilderst sie sehr richtig, denn die Propstin ist in der That wegen ihrer ausgezeichneten Herzensgüte allgemein bekannt", entgegnete Inez seufzend. „Und wie gefiel dir ihre Tochter?"

„O, die Tochter ist ein originelles, einnehmendes Mädchen, mit Gefühlen, die so lebhaft schwärmerisch und so augenblicklich sind, wie die Träume der Jugend. Sie ist exaltirt und schwach wie unsere ersten Hoffnungen, gut wie das Herz einer Christin, aber zu sehr abhängig von den ewig wechselnden Eindrücken ihrer Phantasie und zu wenig für die Wirklichkeit geschaffen."

„Auch jetzt hast du wieder das Richtige getroffen. Nun laß auch hören, wie du die Becker'sche Familie gefunden, — wie Emy Kreuzer dir gefällt.“

„Ich kannte diese Leute schon aus Sigrid's Schilderung, und beurtheile sie daher blos nach dem Eindruck, den sie auf mich persönlich machen. Aber, Inez, warum siehst du so bekümmert aus?“

„Ach, liebe Clara, mein Leben kommt mir vor wie ein langsamer Kampf mit eigenen Unvollkommenheiten und äußern Widerwärtigkeiten“, entgegnete Inez, während ihr Antlitz sich ganz in wehmüthige Dünste hüllte und ihr Blick von einer Wolke der Trauer umschleiert ward. „Meine Handlungen, meine Gefühle, alles in mir und außer mir ermangelt der Harmonie. Die Gegenwart gleicht einer schweren Bürde, die Zukunft einem unheilvollen Räthsel.“

„Aber, Inez, dieser schwermüthigen Gemüthsstimmung mußt du entgegenarbeiten. Dein eigenes Leben gibt dir keinen Grund dazu; es ist eine Krankheit deiner eigenen Seele.“

„Es ist möglich, daß du recht hast; diese Krankheit erhält aber eine unaufhörliche Nahrung dadurch, daß ich mich für meine Stellung, für eine große Landwirthschaft, und auch für die Erziehung meiner vielen Kinder gänzlich untauglich finde. Mein Gemüth wird von Kummer niedergedrückt, ohne daß etwas im Stande ist, es aufzurichten.“

In diesem Augenblick fuhr ein leichter Reisewagen auf der Landstraße vorbei. In dem Wagen saß ein Herr, der im Vorüberfahren den Hut abnahm.

„Der Graf!“ sagte der Inspector, indem er sich von dem Wagen nach den beiden Frauen wendete.

„Er hat sich sehr verändert“, sagte Clara.

„Ja, er ist bedeutend bleicher geworden, als er während seines Verweilens auf Holmvik im vergangenen Jahre war“, antwortete Inez. „Ich möchte wissen, ob er seine Zuneigung zu Emy jetzt vergessen hat.“

„Was sagst du? Hat er einmal Zuneigung zu dieser gehegt?“ fragte Clara, und sah Inez bestürzt an.

„Zuneigung ist vielleicht noch zu wenig gesagt, denn er war wirklich verliebt in sie.“

„Und sie?“

Inez schwieg.

„Ist es ein Geheimniß?“

„O nein; aber ich weiß nicht, was ich antworten soll, denn Emy's Benehmen war ganz unbegreiflich. Daß sie Gefallen an ihm fand, davon bin ich vollkommen überzeugt; ihre Gefühle sind aber sicherlich weder warm noch tief, sondern stehen stets unter den Befehlen der kalten Vernunft. Nicht das Herz spielt in ihrem Leben die Hauptrolle, sondern der Stolz. Wenn du sie kennen lernst, wirst auch du finden, daß dem so ist.“

„Du mußt mir erzählen, was du von der Liebe des Grafen weißt. Es interessirt mich dies aus mancherlei Gründen“, sagte Clara seufzend und dachte an Helenen.

„Ich verspreche es dir, aber nicht eher als morgen.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Am nächstfolgenden Vormittag saßen Inez und Clara in einer kleinen Laube im Blumengarten der erstern auf Holmvik.

„Nun, liebe Inez, rücke heraus mit der Liebesgeschichte des Grafen“, hob Clara an.

„Sogleich, ich will nur erst diesen kleinen Schreihalz hier zur Ruhe bringen“, antwortete Inez, die einen kleinen Knaben auf dem Knie schaukelte. „Es ist unbegreiflich, daß der Graf sich nicht hat sehen lassen. Er pflegt sonst stets hereinzukommen und mich zu begrüßen.“

In diesem Augenblick näherte sich der Inspector, und nachdem er Clara begrüßt, erfaßte er den kleinen Knaben und begann mit ihm herumzuspringen.

„Hast du den Grafen getroffen?“ fragte Inez.

„Nein, er hat sich gleich nach seiner Ankunft eingeschlossen und ist seitdem nicht wieder sichtbar geworden.“

Mit diesen Worten verließ der Inspector mit dem Knaben auf dem Arme die Laube, und Clara und Inez waren nun allein.

„Nun will ich deine Neugier befriedigen“, sagte Inez lachend; „ich sehe, daß du förmlich davon gepeinigt wirst.“

„So ist es auch, denn die Neugier bringt, wie jeder unbefriedigte Wunsch, ihre eigene Plage mit“, sagte Clara lachend.

„Nun, dann will ich dich von diesem Leiden befreien. — Zu Anfang des Monats Mai im vergangenen Jahre kam der Graf hier an. Seine Gemüthsart schien ungleich und wunderlich zu sein. Den einen Augenblick war er heiter und scherzte, den andern war er ein zerstreuter Träumer. Während der ersten Wochen war er beinahe ununterbrochen in Holmvik und dessen Umgebung, machte keine Besuche bei den Nachbarn, sondern brachte seine Abende in meiner Gesellschaft zu. Er machte mit mir und den Kindern kleine Promenaden und schien sich unter uns ganz wohl zu befinden, ohne jedoch in seiner Art und Weise etwas anderes zu verrathen als Theilnahme und Freundschaft. Eines Tags war er auf der Jagd gewesen und kam nach Hause, während Beckers mir einen kleinen Besuch abstatteten. Wir hatten Emy gebeten, zu singen, und sie sang mit ihrer schönen Stimme auf meinen Wunsch das alte, aber stets hinreißend schöne Lied: «Die Südländer im Norden». Gerade als Emy ihren Gesang begann, trat der Graf in die Allee und blieb lauschend vor dem offenen Fenster stehen. Niemand sah ihn, als ich. Niemals glaubte ich die Töne ihres Gesanges so zauberisch, so zum Herzen gehend gefunden zu haben wie damals. Es war mir, als ob sich alles Holde und Hinreißende in sich vereinigte. Der Gesang ging zu Ende. Man dankte Emy, und als ich wieder einen Blick durchs Fenster warf, war der Graf verschwunden. Eine halbe Stunde später trat mein Mann mit dem Grafen herein, welcher seine Jagdkleider gegen ein Saloncostüm vertauscht hatte. Ich stellte ihm meine Gäste vor, und als ich zu Emy kam, machte der Graf ihr eine tiefere Verbeugung als den übrigen. Emy's Gesicht ward von Purpurglut überzogen.

„Der Graf nahm den neben ihr stehenden Stuhl ein,

ohne auch nur darauf zu achten, daß ich noch nicht Zeit gehabt, ihm die ganze Gesellschaft vorzustellen, und sagte:

„«Vor vier Jahren sang Ihre wunderbare Stimme am Strande von Skärholm, und die Erinnerung daran hat mich auf meinen Irrfahrten durch Europa begleitet, ohne daß ich je wieder so bezaubernde Töne gehört hätte. Nun endlich hat das gütige Geschick meine Seele sie wieder schmecken lassen, und ich finde für meine Dankbarkeit gegen die Sängerin keine Worte.»

„Der Blick des Grafen ruhte mit unverkennbarer Bewunderung auf Emy, welche an diesem Tage unbeschreiblich schön war, und ein hellrothes leichtes Nesseltuchkleid trug. Was Emy antwortete, weiß ich nicht, denn meine Pflicht als Wirthin machte es mir unmöglich, in ihrer Nähe zu bleiben. Sie benimmt sich aber stets mit einer fast königlichen Würde, und hat in ihrer Art und Weise stets etwas Kaltes, was wahrscheinlich abkühlend auf den Grafen wirkte, sodaß er bald seinen Platz verließ und kein Wort weiter mit ihr sprach. Nachdem alle sich entfernt hatten, verweilte der Graf noch, und begann von der Becker'schen Familie zu sprechen, aber, wie ich bald bemerkte, nur um Gelegenheit zu haben, auf Emy zu kommen.

„«Wo ist Mamsell Kreuzer her?» fragte er, nachdem wir lange genug von dem Lieutenant, dessen Frau und Töchtern gesprochen.

„«Von Stockholm», antwortete ich ganz lakonisch, um ihn zu zwingen selbst zu sprechen.

„«Ah so!» entgegnete der Graf mit etwas finsterer Miene, setzte aber sofort hinzu: «In welcher Eigenschaft ist sie bei dem Lieutenant? Wer ist ihr Vater?»

„«Ihr Vater ist Seekapitän gewesen, aber er sowol als die Mutter sind todt. Beckers haben sie als Pflegetochter angenommen.»

„«Das ist ein neuer Beitrag zu all dem Guten,

welches ich schon von Becker gehört. Was für ein Mädchen ist sie eigentlich?»

„«Ein sehr gutes, wackeres Mädchen», antwortete ich; denn die Verlegenheit des Grafen bei diesem Kampfe zwischen seiner Neugier und seinem Stolze amusirte mich.

„«Das ist eine Antwort, welche mir keinen sonderlichen Aufschluß gibt», hob der Graf lachend wieder an, und sah mich an, während er hinzusetzte: «Ich glaube, Frau Walden, Sie wollen sich auf Kosten meiner Neugier lustig machen.»

„«Durchaus nicht, dafern Sie, Herr Graf, gestehen, daß Sie wirklich neugierig sind.»

„«Nun ja, ich bin es. Mamsell Kreuzer's Stimme schließt eine ganze Welt von reichen, warmen, starken, glühenden und holden Gefühlen in sich. Ihr Wesen dagegen ist gerade entgegengesetzt. Es liegt in diesem so viel Besonnenheit und Vernunft, daß das Gefühl eisigkalt berührt wird. Sagen Sie mir nun, welches von beiden lügt, die Stimme oder das Benehmen?»

„«Herr Graf, ich glaube, beide sprechen die Wahrheit. Emy liebt die Musik, und in der Welt der Töne ist sie durch und durch Gefühl, aber nur für diese. Uebrigens ist Emy ein gutes, verständiges, rechtschaffenes Mädchen, in dessen Leben die Vernunft und der Stolz die Hauptrolle spielen.»

„Nach dieser Antwort entfernte sich der Graf.“

Wir erlauben uns hier, Frau Walden mit einer kleinen Betrachtung in Bezug auf ihr Urtheil über Emy zu unterbrechen.

Frau Walden's Ansicht über Emy stützte sich auf den allgemein falschen, aber ebenso allgemein angenommenen Schluß, daß man die innern Gefühle eines Menschen nach seinem äußern Benehmen beurtheilen könne.

Menschen, welche ihre Gefühle sozusagen unaufhörlich zu Markte tragen, welche fortwährend davon sprechen, welche beim Anblick einer Fliege in einem Spinnengewebe weinen, welche bei dem Lesen eines Romans in Entzücken gerathen, und bei dem Schnappen eines Schlosses Nervenzufälle bekommen, werden als im höchsten Grade gefühlvoll betrachtet. Diejenigen dagegen, welche infolge ihrer Erziehung oder aus Achtung vor dem Heiligthum ihres Innern hinter einem ruhigen, stillen Aeußern einen Schatz von Gefühlen verbergen, welche die große Menge nicht ahnt, gelten für gefühllos. Ich meinestheils sehe niemals ein weibliches Wesen, welches für gefühlvoll gilt, ohne zu bezweifeln, daß sie es wirklich ist, und ich betrachte sie — vielleicht mit Unrecht — als eine Person, welche durch das Uebermaß an Worten die innere Leere ersetzen will.

Gehen wir der Sache näher auf den Grund, so müssen wir erkennen, daß man bei dem wirklich gebildeten Menschen eine äußere Ruhe findet, die ihn selten verläßt, die alle seine Handlungen und Gewohnheiten durchdringt. Er bewegt sich mit einer gewissen Ruhe, selbst wenn seine Seele noch so lebhaft ist; er leidet und kämpft manchen schweren Kampf mit den Leidenschaften, während Ruhe über seinem ganzen äußern Benehmen ausgebreitet liegt. Der ungebildete oder nur äußerlich gebildete Mensch, dem es an angeborenem Zartgefühl fehlt, welcher es nicht vermeidet, seine innere Welt zu einem für jedes neugierige Auge aufgeschlagenen Buch zu machen, kann dagegen weder eine Stachelrede noch einen unbedeutenden Schmerz hinnehmen, ohne deswegen großes Aufhebens zu machen.

Emy gehörte zu der Zahl derer, welche von Natur und infolge ihrer Erziehung einen unüberwindlichen Widerwillen hegen, ihr Inneres denen preiszugeben, welche ihre Gefühle gar nicht einmal zu verstehen im Stande sind. Ihre Seele verfolgte eine so rein weibliche,

keusche Richtung, daß sie die Schätze von Schwärmerei, feurigen Leidenschaften und die glühende Leidenschaft, welche ihr Herz barg, für sich selbst und diejenigen behielt, welche sie liebte. Sie scheute sich mit jungfräulicher Schüchternheit, sie vor gleichgültigen Personen zu Tage treten zu lassen, und hatte ihr kostbares Heiligthum mit einer ruhigen und zuweilen kalten Art und Weise umhüllt, welche denen, die sie nur oberflächlich kannten, Anlaß zu einem Urtheil gab, wie Inez gefällt hatte.

Und nun kehren wir wieder zu dieser zurück.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Am nächstfolgenden Tage machte der Graf einen Besuch auf Lundagard", fuhr Inez fort, „und als er nach Hause kam, sprach er eine Weile mit mir und Emy. Sie hatte gesungen, und seine Gedanken waren noch ganz von ihrem Gesange eingenommen. Es kam nun eine Zeit, wo er fleißige Besuche auf Lundagard machte. Er veranstaltete kleine Lustbarkeiten, zu welchen er auch andere Nachbarn einlud. Wenn er Emy nicht sah, schwärmte er draußen herum, oder sprach mit mir von ihr. Ich war oft, sehr oft bei Beckers, und sah den Grafen mit Emy zusammen; aber alles verrieth, daß er seine Gefühle noch mit keinem Wort zu erkennen gegeben hatte. Emy dagegen war sich in ihrem Benehmen immer noch gleich, und bewahrte ihre gewöhnliche Ruhe. Dabei aber hatte sich über ihre Züge eine Wärme und ein Leben ausgebreitet, welches sie unwiderstehlich schön machte. Ihre Augen hatten einen schwärmerischen, zuweilen träumerischen Ausdruck; aber dies war auch die einzige Veränderung, die mit ihr vorgegangen war.

„So vergingen zwei Monate, als der Graf, welcher einerseits sich dem Zauber, Emy zu sehen und zu hören,

blindlings zu überlassen schien, und andererseits in seinem Gespräch mit mir unaufhörlich Fehler an ihr zu entdecken suchte, seinen Landsitz zu verlassen und nach der Hauptstadt zu reisen beschloß.

„«Dieser Entschluß kommt ja recht schnell», sagte ich zu ihm.

„«Was soll ich sonst thun, Frau Waldén?» fragte er. «Mein jetziger Zustand gleicht dem eines Kranken, welcher in dem einen Augenblick vor Fieber brennt und in dem andern von Frost geschüttelt wird. Nein, das muß ein Ende nehmen. Ich reise nach Stockholm und heirathe.»

„Der Graf wollte das Zimmer verlassen. Als er bis zur Thür war, drehte er sich wieder nach mir herum und sagte:

„«Gehen Sie heute Nachmittag nach Lundagard?»

„«Vorgenommen habe ich es mir nicht.»

„«Gehen Sie hin — ich bitte Sie darum.»

„Er ließ das Thürschloß los und kehrte zu mir zurück, indem er hinzusetzte:

„«Theilen Sie Mamsell Kreuzer mit, daß ich abreise, und bitten Sie sie, mir ein Verzeichniß der Musikalien zuzusenden, welche sie von Stockholm zu haben wünscht; ich werde sie ihr besorgen.»

„«Wollen Sie vor Ihrer Abreise nicht selbst noch einmal hingehen, Herr Graf?»

„«Ich glaube es nicht», entgegnete er und damit verließ er mich.

„Am Nachmittag besuchte ich Beckers, und theilte Emy den Auftrag des Grafen mit. Kaum war dies geschehen, so trat er selbst ein.

„Während wir später im Garten umherspazierten, näherte er sich Emy, und ich erhaschte, von beiden unbemerkt, die Worte:

„«Hat Frau Waldén meinen Auftrag ausgerichtet

und Sie von meinem Wunsche in Kenntniß gesetzt, in der Hauptstadt Ihr Commissionär zu sein?»

„«Ja, Inez hat mir mitgetheilt, daß Sie abzureisen gedenken, Herr Graf.»

„Emy's Stimme besaß in diesem Augenblick nicht ganz ihre gewöhnliche Ruhe. Sie setzte dann noch einige verbindliche Worte über die Mühe hinzu, welche sie dem Grafen verursachte; auf seinen abermals ausgesprochenen Wunsch, ihr die Musikalien zu besorgen, versprach sie jedoch, ihm ein kleines Verzeichniß derselben zuzusenden.

„«Wann werden Sie wieder nach Holmvik zurückkehren, Herr Graf?» fragte sie dann.

„«Wenn ich vermählt bin.»

„«Ah so! Sie beabsichtigen also, sich zu vermählen, Herr Graf?»

„«Ja.»

„Es herrschte einige Augenblicke Schweigen, dann sagte Emy mit einer Stimme, in welche sie möglichste Ruhe zu legen bemüht war:

„«Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück, Herr Graf.»

„«Sie wünschen mir Glück, Emy?» fragte der Graf und seine Stimme bebte.

„«Ja, von ganzem Herzen.»

„Emy sprach jetzt wieder ganz mit ihrer gewöhnlichen Ruhe.

„«Sie wünschen mir Glück zu meiner Vermählung? Das ist nicht möglich!»

„«Ich wünsche, daß das Glück unter allen Verhältnissen Ihr treuer Begleiter sein möge, Herr Graf.»

„«Auch in meiner Liebe?»

„«Ja, in allem.»

„«O, dann habe ich mich sehr in Ihnen getäuscht», entgegnete der Graf und entfernte sich.

„Es war kein Irrthum von mir, sondern wirkliche Thatsache, daß Emy an diesem Abend ungewöhnlich bleich

war und daß eine Wolke von Niedergeschlagenheit auf ihrer Stirn ruhte, obschon sie sich bemühte, es zu verbergen.

„Am nächstfolgenden Morgen ging der Diener des Grafen mit einem Packet Bücher, welche Emy sich gewünscht, nach Lundagard. Ob diese Sendung auch von einem Brief begleitet war, weiß ich nicht; der Graf aber sagte zu mir, wenn der Diener zurückkäme, würde er über seine Reise bestimmen. Der Diener brachte ein kleines von Emy geschriebenes Briefchen mit. Der Graf riß es in meiner Gegenwart auf, und nachdem er die wenigen Zeilen überflogen, ward er sehr bleich, ließ das Blatt fallen und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Meine Augen fielen unwillkürlich auf die geschriebenen Worte, welche lauteten:

„«Emy's einzige Antwort ist: Reisen Sie und werden Sie glücklich.»

„Zwei Stunden darauf hatte er Holmvik verlassen und ist erst gestern zurückgekehrt", schloß Inez.

„Der arme Graf scheint in der Liebe entschiedenes Unglück zu haben", dachte Clara in ihrem Herzen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Am Nachmittag finden wir Frau Waldén und Clara zu einem Besuch auf Lundagard angekleidet. Anstatt die beiden Frauen allein gehen zu lassen, hatte jedoch der Inspector beschlossen, daß seine ganze Familie, aus zwei Knaben, einem von neun, dem andern von acht Jahren, einem kleinen Mädchen von vier Jahren, einem kleinen Buben von sechs Monaten, einem rothaarigen Gymnasiasten, welcher als Hauslehrer fungirte, und dem Inspector selbst bestehend, Beckers heimsuchen solle.

Allerdings kam es Clara, als einer Städterin, sonderbar vor, in Gesellschaft von Kindermädchen, Kindern und Hauslehrer in einem unbekannten Hause vorgestellt zu werden; aber sie war jetzt einmal auf dem Lande und mußte sich in den herrschenden Gebrauch fügen. Sie lachte daher recht herzlich, als sie sich in der fürchterlichsten Sonnenhitze an Frau Waldén's Seite mit einem Nachtrab von Kindern und Dienstboten auf der durch Getreidefelder führenden Landstraße befand. Ihre Heiterkeit stieg noch höher, als sie einen Blick auf das Kindermädchen warf, welches im Schweiße seines Angesichts den Korbwagen mit dem kleinen schreienden Weltbürger zog,

während der Inspector daneben herlief und ein großes Tuch ausgebreitet über den Wagen hielt.

Inez war misvergnügt, daß ihr eine solche Karavane folgte, sah das Leben von der schwarzen Seite an und verlor sich in düstern Betrachtungen. Clara's Heiterkeit vermehrte ihre Niedergeschlagenheit eher, als daß sie dieselbe gehoben hätte.

Ganz erschöpft von der Hitze kamen sie in Lundagard an. Als Clara hier in das große Wohnzimmer trat, erklärte sie, sie fühle, daß ihr erhitztes Gesicht an alles andere erinnere, nur nicht an die Erscheinung einer Dame aus der Hauptstadt.

Auf Lundagard waren blos der Hausherr und die Hausfrau anwesend; die jungen Leute hatten einen Ausflug unternommen, wurden aber jeden Augenblick zurückerwartet.

Clara's Gatte hatte sich ebenfalls eingefunden, um einen Besuch abzustatten; denn er gedachte mit seiner Gattin den Sommer an einem Orte, Namens Ängsö, in der Nähe von Lundagard, zuzubringen.

Nachdem man Kaffee getrunken und eine Weile geplaudert, fuhr ein Reisewagen auf dem Hofe vor, und wir finden in demselben unsere alten Bekannten, Emy, die jetzt dreiundzwanzig Jahre, Hildur, welche neunzehn, und die kleine Selma, welche nun bald sechzehn Jahre zählte.

Emy's Schönheit hatte durch den frischern Ton, den ihre Hautfarbe bekommen, und den seelenvollen Ausdruck, welcher jetzt in ihrem Blicke ruhete, bedeutend gewonnen; ihr äußeres Benehmen aber war noch verschlossener und kälter geworden. Die stattliche junonische Gestalt war voller geworden. Als sie so mit dem leichten Schäferhut auf dem Kopfe vor Clara dastand, verdiente sie in jeder Beziehung den Namen einer wirklichen Schönheit.

Hildur war von Wuchs mehr groß als klein und sehr schlank, dabei aber benahm sie sich ganz anspruchslos und trug den Kopf mit einer eigenthümlichen Biegung

des Halses, was einen sehr angenehmen Eindruck machte. Waren Hildur's Augen, schon als sie noch Kind war, schön gewesen, so waren sie dies jetzt in noch höherm Grade. Es lag Seele und Gefühl in ihnen, was in Verbindung mit ihrem schüchternen Wesen sie unbeschreiblich liebenswürdig machte.

Selma war zu einem sehr einnehmenden Wesen herangewachsen. Ihr Wuchs war schön und geschmeidig, und in allen ihren Bewegungen lag etwas Weiches und angeboren Graziöses. Ihre Züge waren regelmäßiger als die der Schwester, hatten aber nicht das Gepräge tiefen Gefühls, welches die Hildur's auszeichnete. Selma's Gesicht verrieth ein leicht zu rührendes Herz, welches allen Eindrücken offen und bereit war, ihnen Raum zu geben, sowie eine Seele, welche mit der Welt in und außer ihr noch nicht in Einklang gekommen war. Das Leben lag vor ihr da wie ein Räthsel, dessen Lösung ihr vielleicht manchen bittern Augenblick kosten würde.

Man trank Kaltschale in der Laube und war eben in vollem Zuge, als Selma zu ihrem Vater sagte:

„Wir bringen dir einen Gruß von dem Grafen Ruben; wir trafen ihn in dem Hüttenwerk G—bo."

„Dort war der Graf?" fragte der Lieutenant.

„Ja, er war schon seit einigen Wochen auf Besuch bei dem Baron O. gewesen. Ihm hatten wir es zu danken, daß wir die große Gemäldegalerie zu sehen bekamen, sowie daß wir am Abend zu dem Baron O. eingeladen wurden", fuhr Selma fort.

„Aber wie traft ihr denn mit dem Grafen zusammen?"

„Nun, eben als unser Wagen vor dem Hause des Hüttenverwalters St. hielt, kam der Graf aus demselben heraus, und als er erfuhr, daß wir bis den nächstfolgenden Tag zu bleiben beabsichtigten, bat er sich das Vergnügen aus, unser Führer zu sein, sodaß wir alle Zimmer und die Gemäldegalerie zu sehen bekamen. Er verließ

S—bo an demselben Abend, wo wir dort anlangten", schloß Selma.

Während Selma's Bericht sah Clara wie die Rosen auf Emy's Wangen eine höhere Farbe gewannen, obschon die Züge selbst ihre gewöhnliche Ruhe beibehielten.

„Gestern Abend kam der Graf in Holmvik an", fiel der Inspector Walden ein; „ich habe aber —"

Der Inspector hatte nicht Zeit auszureden, denn in dem Eingang der Laube stand der Graf. Clara ward von der auffallenden Bläſſe überraſcht, welche sein Gesicht bedeckte.

Graf Arthur's erste Blicke richteten sich auf Emy, und Clara folgte dieser Richtung. Die Röthe, welche auf Emy's stolzer Stirn brannte, der Freudenblitz, welcher unter den schnellgesenkten Augenwimpern hervorzuckte, enthielten für den aufmerksamen Beschauer ein ganzes Geständniß.

Auch das Antlitz des Grafen leuchtete. Seine Augen strahlten, während er den Wirth und die Wirthin begrüßte; als sie aber auf Clara verweilten, runzelte er leicht die Stirn, als ob ihr Anblick eine unangenehme Erinnerung in ihm erweckte. Im nächsten Augenblick schon aber hatte er, wie ein Mann, welcher wußte, was die Welt forderte, seine Bewegung unterdrückt und grüßte verbindlich.

Der Abend verging ganz angenehm, und der Graf war sehr aufgeräumt. Er sprach über seine Reisen, über Musik und Literatur.

„Im allgemeinen bin ich kein Freund von Romanlectüre", sagte er.

„Und aus welchem Grunde?" fragte Clara.

„Weil sie die Phantasie erhitzt und der Jugend einen ganz schiefen Begriff von der Wirklichkeit gibt, sowie auch dadurch die Leidenschaften mit einem gefährlichen und verlockenden Schimmer umgeben werden."

„Für uns Frauen aber ist diese Lectüre eine Quelle

der Bildung", fiel Emy ein. „Man kann sagen, daß sie fast die einzige ist, zu welcher uns der Zugang offen steht."

„Leider ist dies zum Theil wahr", antwortete der Graf, und heftete seine Augen auf Emy. „Der Fehler liegt aber darin, daß die Frauen sich keine andere aneignen wollen. Sie haben von ihrer Kindheit an die Gewohnheit angenommen, in der Phantasie zu schwelgen, und deshalb verachten sie alles, was nicht zu dieser spricht. Hätte ich eine Tochter, so würde ich es wie Lafontaine machen, und ihr alle Romanlectüre verbieten. Ich würde ihren Geschmack auf eine mehr wirklich bildende Lectüre richten; denn was ist wol eine Bildung werth, welche aus Romanen geschöpft wird? Wiegt sie wol das Unheil auf, welches dadurch angerichtet wird? Ein Mädchen soll ihre Rolle mit Anmuth spielen, sodaß sie geliebt wird. Ach, mein Gott, das ist etwas, worin die Natur sie unterrichtet, ohne daß sie es aus der Lectüre zu lernen braucht. Allerdings stößt sie hier auf eine und die andere schöne und moralische That, sie bekommt einen Begriff von ausgezeichneten Charakteren; wiegt dies alles aber wol das Unheil auf, welches durch diese ewigen Schilderungen von Liebe und Leidenschaft hervorgerufen wird? Ein Mädchen, welches von Romanideen erfüllt ist, verlangt von der Wirklichkeit jene gewaltigen Leidenschaften, jene ungeheuerlichen Begebenheiten, von welchen sie gelesen; und wenn sie alles dies im Leben nicht wiederfindet, so hält sie sich für unglücklich. Während der ewigen Jagd nach romantischen Begegnissen geht das Wohl so mancher verloren, und manche wird das Opfer eines unheilvollen Strebens, aus ihrem Leben einen Roman zu machen."

„Dann brechen Sie also über die armen Romane unwiderruflich den Stab", rief Clara lächelnd, „und gleichwol möchte ich die Behauptung aussprechen, daß sie weit mehr Gutes stiften können, als die besten Sittenlehren."

„Das könnten sie allerdings, aber sie thun es nicht“, antwortete Graf Arthur lachend.

„Und wo finden Sie den Grund hiervon?“

„In jener häßlichen Effecthascherei, welche die französische Schule eingeführt hat, und ohne welche man jetzt unter der großen Menge keine Leser mehr findet; in jener ewigen Steigerung der Gemüthseindrücke, welche durch Vorführung ungeheuerlicher, widerlicher Charaktere und gräßlicher Auftritte bewerkstelligt wird. Was soll Gutes durch eine Literatur gestiftet werden, welche durch die unaufhörliche Ueberreizung unserer Leidenschaften damit schließt, daß unsere bessern und edlern Gefühle dadurch in den Hintergrund gedrängt werden? Sie geben einen solchen Roman einer jungen Person in die Hand und Sie wollen, daß das unerfahrene Gemüth, die mit dem Leben unbekannte Seele, unter dieser Masse Spreu die wenigen nützlichen Körner herausfinde? Sie sehen nicht ein, daß Sie die Begriffe dadurch verwirren, anstatt dieselben aufzuklären, und daß es Ihnen nicht gelingen wird, in eine Seele, deren Einbildungskraft bis zum höchsten Gipfel gesteigert worden, wirklich gesunde und richtige Vorstellungen von der Welt zu pflanzen, worin sie leben soll.“

„Dann sollte also nach Ihrer Meinung alle Romanlectüre verbannt werden, Herr Graf?“

„Nein, ich verlange blos, daß der Roman eine wirkliche die Sitten veredelnde Lectüre werde, welche zum Verstand und zum Herzen spricht, welche die einfache Wirklichkeit in einer schönen, wahren und edeln Gestalt vorführt, und nicht durch ihre überspannten Bilder die Gedanken verwirrt und das Gemüth in Flammen setzt. Man lasse die Wirklichkeit sprechen. Dieselbe enthält hinreichende Poesie, ohne daß wir sie aus den Höhlen einer überspannten und wahrheitswidrigen Phantasie hervorzuholen brauchen. Die Dichtung sei blos eine leichte, aber gefällige Draperie der Wahrheit. Vor allen Dingen

aber bilden Sie das Urtheil der Jugend, ehe sie derselben gestatten, fortwährende Nahrung für die Phantasie zu saugen. Erwecken Sie ihre Träume von Liebe nicht eher, als bis ihr Verstand genugsam entwickelt ist, um recht zu verstehen, was Ehre und Liebe eigentlich sind. Lehren Sie sie denken, ehe Sie sie träumen lehren."

Das Gespräch ward hier unterbrochen, indem man meldete, daß das Souper aufgetragen sei.

„Nun, Sally, hast du schon von der sonderbaren Bewohnerin der Hütte gehört, welche Dora auf Hanskär erbaut hat?" fragte Inez Frau Becker, während man speiste.

„Allerdings", antwortete Frau Becker. „Ich fragte gestern Dora, wie die Sache damit zusammenhinge; sie antwortete jedoch ausweichend, es sei eine Witwe, welche in Einsamkeit auf dem Lande zu leben wünsche. Das Merkwürdigste ist, daß sie ganze drei Wochen auf Hanskär gewohnt haben soll, ohne daß jemand etwas davon gewußt hat."

„Von wem sprechen Sie, meine Damen?" fragte der Graf.

„Von einer Frau, welche in Dora's kleinem Hause auf Hanskär wohnt", antwortete Frau Becker.

„Und ihr Name?" fragte Clara.

„Den kennt man nicht", antwortete Frau Becker. „Dora spricht nicht davon. Ich fragte sie mehrmals, ohne daß sie meine Frage beantwortete."

„Das klingt ja sehr pikant", fiel Emy lächelnd ein, „und ist etwas, womit man in Ermangelung von Romanen seine Einbildungskraft beschäftigen kann."

„Sie lieben also wol Romanlectüre, Mamsell Kreuzer?" fragte der Graf, indem er sich Emy näherte.

„Ja, sehr; aber ich liebe auch die Wirklichkeit und glaube, daß dies sich ganz gut vereinigen läßt."

„Bei Ihnen, ja; denn da, wo Feuer und Eis vereinigt sein können, da können auch alle andern wider=

strebenden Elemente sich zueinander gesellen. Ich kenne niemand, der so aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt wäre wie Sie."

„Dies hat seinen Grund darin, daß Sie mich durchaus nicht kennen", antwortete Emy und sah mit offenem, reinem Blick zu dem Grafen auf.

„Vielleicht ist es geradezu unmöglich, Sie kennen zu lernen."

„Das glaube ich nicht, dafern man mich nur so auffaßt, wie ich bin, und nicht wie die eigenen, fortwährend wechselnden Gefühle mich der Phantasie erscheinen lassen. Wir urtheilen im allgemeinen sehr unrichtig nach dem Eindruck, den ein Mensch auf uns macht, ohne seinen Charakter zu erforschen, ja ohne uns auch nur die Mühe zu nehmen, ihn zu studiren."

„Wir haben für unser Urtheil keinen andern Maßstab als die Eindrücke, die wir erfahren", entgegnete der Graf, indem er neben Emy Platz nahm.

„Dieser Maßstab ist aber sehr unzuverlässig, Herr Graf, und daher kommt es, daß wir stets schief urtheilen."

„Aber wornach wollen Sie denn, daß wir unsern Nächsten beurtheilen?"

„Nach den Erfahrungen, nicht nach unserm Gefühl. Der Verstand muß das Wort führen, und wenn wir jemand nur oberflächlich kennen, so müssen wir mit unserm Urtheil über ihn ganz zurückhalten."

„Wollen Sie damit sagen, daß ich Sie nur oberflächlich kenne?"

„Ja, Herr Graf", entgegnete Emy, indem sie den Sprecher ernst und ruhig ansah.

„Dann bin ich also nicht competent, Ihren Charakter zu beurtheilen?"

„Nein, das sind Sie nicht."

„Da irren Sie sich, denn ich urtheile nach Ihren

Handlungen", entgegnete der Graf, indem er sich bückte, um Emy's Serviette aufzuheben.

„Erforschen Sie die Beweggründe zu jeder Handlung, Herr Graf, und Sie werden dann in einem andern Lichte sehen."

Mit diesen Worten erhob sich Emy und verließ den Grafen.

Nach der Abendmahlzeit näherte der Graf sich Clara und sagte in leisem, etwas unsicherm Tone:

„Haben Sie, Frau Kammeräthin, vielleicht einige Kenntniß von Frau Kahn's spätern Schicksalen?"

„Nein, Herr Graf; seit jenem unglücklichen Proceß ist meine Cousine spurlos verschwunden", entgegnete Clara mit bebender Stimme.

„Das ist entsetzlich! Sie ward ja aber öffentlich freigesprochen", sagte der Graf und war sehr bleich.

„Ja, aber Sie, der Sie Helenens gleichzeitig gefühlvolle und stolze Seele kennen, werden leicht begreifen, welchen unauslöschlichen Eindruck dieser erniedrigende und abscheuliche Proceß auf sie machen mußte."

„Ach, das begreife ich vollkommen. Als ich vor zwei Jahren während meines Verweilens in Paris las, daß sie Witwe geworden und daß Kahn's Neffe sie angeklagt, ihren Gatten vergiftet zu haben, kehrte ich sofort nach Schweden zurück, um ihr womöglich nützlich zu sein. Bei meiner Ankunft in Stockholm theilte man mir mit, daß sie freigesprochen worden, und daß sie dann weggezogen sei, man wisse nicht wohin. Diese Nachrichten erhielt ich von Mamsell Bill."

„Seit dieser Zeit haben wir von Helenen und ihrer kleinen Tochter nichts wieder gehört. Daß sie noch lebt, ist das einzige, was wir wissen, weil einer unserer Verwandten Auftrag erhalten hat, jährlich eine gewisse Summe von ihrem Vermögen an ein Handelshaus in Kopenhagen zu übersenden."

„Helenens Schicksal ruht wie eine drückende Last auf

meinem Gewissen", sagte der Graf bekümmert; „denn die Rolle, welche ich während ihres frühern Lebens spielte, hat, wie ich nun klar einsehe, ein Leben des Leidens und des Unglücks zur Folge gehabt."

„Eine sehr gewöhnliche Folge, wenn die Leidenschaft das Wort führt, Herr Graf", entgegnete Clara. „Jahre müssen büßen, was der Augenblick verbrochen hat, sagt das Sprichwort. Der ewige Wechsel Ihrer Eindrücke, die Herrschaft, welche das augenblickliche Gefühl auf Sie ausübt, das ist es, was Ihnen selbst und andern so viele Leiden gekostet hat. Ach, wer sein Leben ohne Reue wandeln will, muß die Religion und den Verstand zum Herrn seiner Leidenschaft machen."

„Sie haben recht, geehrte Frau, und man ist erst recht unglücklich, wenn man sich zum Sklaven der Leidenschaften macht."

Etwas später trennte man sich. Clara und ihr Gatte fuhren nach ihrer Wohnung in Ängsö.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wir versetzen uns an demselben Abend, wo Clara auf Lundagard war, nach Hanskär.

Diese Insel liegt umschlossen von schönen Scheren, welche den Meerbusen bedecken und gleichsam diesen ihren Liebling beschützen, der an Naturschönheiten sie alle übertrifft.

Auf der linken Spitze derselben erhebt sich eine Klippe, an deren Wand eine Hütte so erbaut war, daß der Berg die eine Wand bildete und die drei andern von Holz aufgeführt waren.

Dieses kleine Haus hatte eine sehr romantische Lage, ward von hohen Erlen beschattet und von wildromantischen Ufern umschlossen, und hatte den hellen Wasserspiegel vor sich. Es enthielt eine kleine Küche, ein größeres Zimmer und ein kleines Vorhaus.

Die letzten goldenen Strahlen der Sonne brannten auf den Scheren und erloschen dann in den Wogen des zitternden Meers. Die Vögel lockten im Chor ihre Jungen und Genossen, und auf einem der Bäume schlug die Drossel ihre melancholischen Triller.

Es waren dies die einzigen Töne, welche in Verbindung

mit dem leisen Rauschen des Windes im Laub, und dem seufzenden Anschlagen des Wassers gegen den Strand, die in der Natur herrschende Stille unterbrachen. Es war, als ob der Tag müde und träumerisch zögerte, ehe er der Erde Lebewohl sagte. Der Abend glich dem schüchternen, keuschen Herzen einer Jungfrau, welches dem Schöpfer sein Abendgebet darbringt.

Plötzlich ward das Schweigen auf Hanskär durch die weiche und heitere Stimme eines Kindes unterbrochen, welches rief:

„Dora, Dora, ich habe einen Fisch gefangen, einen schönen Fisch; sieh, wie er glänzt und schnellt! Dora, Dora, beeile dich!“

Die Stimme kam von einem kleinen drei= bis vierjährigen Mädchen, welches auf einem Stein am Strande saß und eine Angelruthe in der Hand hielt, an deren Haken ein Rothfisch zappelte.

„Ich komme, Ellen! Du darfst nicht so schreien“, antwortete Dora, und eilte auf die Kleine zu.

„Warum denn nicht, Dora?“

„Schau hin — Mama ist eingeschlafen.“

Dora zeigte auf den freien Platz vor dem Hause.

In dem hohen, üppigen Grase lag eine Frau von ungewöhnlich schlankem Wuchs, mit einer hohen, gedankenvollen umwölkten Stirn, einem bleichen abgezehrten Gesicht und langem, üppig braunem Haar. Sie war noch jung. Ihr Haupt ruhte auf einem kleinen Hügel, und die Augen waren geschlossen; aber Thränen, welche in den gesenkten Augenwimpern zitterten, und das heftige Wogen der Brust, bewiesen, daß sie nicht schlief, wie Dora glaubte. Es ruhte auf den Zügen der jungen Frau ein Ausdruck stummer Verzweiflung, mit grenzenloser Bitterkeit gemischt.

Dora, welche vollkommen überzeugt war, daß sie

wirklich schliefe, faßte Ellen bei der Hand und ging mit ihr weiter fort. Das heitere, muntere Trällern des kleinen Mädchens verhallte, je weiter sie sich entfernten, und bald herrschte vollkommene Stille um die in dem Grase Ruhende herum, welche unbeweglich und mit geschlossenen Augen liegen blieb, als wenn sie vergessen wollte, daß das Erdenleben sie noch umgebe.

Plötzlich hörte man leise, aber gleichmäßige Ruderschläge, welche durch ihren einförmigen Schall die Stille unterbrachen und sich Hanskär näherten. Es dauerte nicht lange, so ward ein Boot sichtbar, welches langsam um die nördliche Landspitze herumglitt. In dem Boote saß ein einziger Ruderer.

„Die Aussicht, welche sich hier von der untergehenden Sonne beleuchtet, darbot, war so zauberhaft schön, daß der Ruderer einige Augenblicke anhielt, und mit einem Ausdruck schwärmerischer Bewunderung das Gemälde betrachtete. Wohin flogen wol seine Gedanken? Das weiß nur Gott, aber lange schaukelte das Boot sich ziellos auf den Wogen.

Endlich erwachte er aus seinen Träumen, und begann wieder eifrig auf die Stelle zuzurudern, wo die Hütte stand. Nach kurzer Zeit befand er sich derselben gegenüber, und gewahrte in demselben Augenblick die im Grase Liegende, welche so in ihre innere Welt versunken war, daß sie die Ruderschläge nicht hörte. Bei ihrem Anblick zuckte der Ruderer zusammen und hörte auf zu rudern.

Lange betrachtete er diese Bildsäule eines lebenden Wesens, und ein Schauer überrieselte ihn, während er murmelte:

„Sie ist es! Gott, meine Ahnung betrog mich also nicht!“

Im nächsten Augenblick legte das Boot an, und der Ruderer stieg an den Strand und blieb stehen, unent=

schlossen, ob er sich der anscheinend Schlafenden nähern oder ihr Erwachen abwarten sollte. Endlich ging er auf den Rasenplatz zu, und als er nur noch wenige Schritte von ihr entfernt war, blieb er wieder stehen.

In demselben Augenblick öffnete sie langsam die Augen, und diese fielen auf den vor ihr stehenden Fremdling. Bei seinem Anblick sprang sie auf und eine purpurrothe Flamme überzog ihr bleiches, abgezehrtes Antlitz.

„Arthur!“ rief sie mit so schmerzlichem Ausdruck, daß es klang wie ein Angstruf.

„Helene!“ stammelte der Graf und senkte das sonst so stolze Haupt. Es trat ein mehrere Minuten dauerndes Schweigen ein, während dessen beide die ungestümen Schläge ihrer Herzen hörten.

Der Graf brach das Schweigen zuerst wieder.

„O, Helene, müssen wir so uns wiedersehen? Müssen Sie auf so furchtbare Weise Ihre Jugendliebe büßen, und muß ich so unglücklich sein, den Tag zu erleben, wo ich zu mir selbst sagen muß: Du bist das unglückliche Schicksal dieses bewundernswürdigen Weibes! Auf den Knien zu Ihren Füßen sollte ich das Unheil abbitten, welches ich Ihnen zugefügt, und mein ganzes Leben würde nicht hinreichen, es zu sühnen.“

Die ganze Erscheinung des Grafen verrieth tiefen und aufrichtigen Schmerz.

Die dunkelrothen Flammen auf Helenens bleichem Antlitz waren wieder verschwunden, und die gewöhnliche Bläſſe zurückgekehrt. Sie holte einen tiefen, unnennbar qualvollen Seufzer, dann antwortete sie mit ruhiger, sanfter Stimme:

„Graf Ruben hat nichts abzubitten, nichts zu sühnen. Die frühern Ereignisse meines Lebens haben keinen Einfluß auf die spätern gehabt. Die Liebe, welche ich einmal zu Ihnen hegte, hat in meinem Leben keine Haupt-

rolle gespielt; sie war nicht der Beweggrund zu meiner Vermählung, wie Sie zu glauben scheinen. — Nein, Arthur", setzte sie mit Bewegung hinzu, „ich ward Kahn's Weib, weil meine unaussprechlich geliebte Mutter es wünschte, nicht aus Verzweiflung über den Schiffbruch meines Herzens. Seien Sie vollkommen überzeugt, daß Sie sich nichts, durchaus nichts vorzuwerfen haben."

Helene trat einen Schritt näher und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Lassen Sie nicht mein trauriges Schicksal gleich einer Wolke den Himmel Ihres Herzens verdunkeln."

Der Graf ergriff die kleine magere Hand, und stammelte in großer Aufregung:

„Ach, Helene, Sie wollen mich aus Edelmuth, aus Barmherzigkeit verleiten, an diese Ihre Worte zu glauben, die nicht wahr sind."

„Sehe ich wol aus, als ob ich auch nur aus Edelmuth zu lügen im Stande wäre?" antwortete Helene mit fast bitterm Lächeln. „Nein, ich bin des Lebens so müde, ich habe eine so niedrige Meinung von der Menschheit, und glaube so wenig an das Glück, daß ich nicht mehr gut oder edelmüthig sein kann. Verlassen Sie mich daher, Arthur, mit der beruhigenden Gewißheit, daß Sie in allem, was mich betrifft, vollkommen schuldlos sind."

„Helene", rief der Graf mit bebender Stimme, „dein Herz ist also vollständig erkaltet für den, den du einmal liebtest?"

Es lag in Arthur's Gesichtsausdruck etwas Angstvolles, während er hinzusetzte:

„Deine Liebe ist verschwunden wie ein Sommertraum. Sie war also nur eine Frucht deiner Phantasie."

„Nein, sie kam mir vom Herzen; sie wohnte hier

so warm wie das Leben", antwortete Helene, und ihre Stirn färbte sich wieder dunkelroth; „aber sie ist erloschen."

Jeder Muskel in dem Gesicht des Grafen bebte, als ob er sein Todesurtheil erwartet hätte. Einige Secunden lang betrachtete Helene ihn mit einem wunderbaren Blick, gleichsam als ob sie in seiner Seele hätte lesen wollen, dann antwortete sie in bekümmertem Tone:

„Die Liebe gedeiht nicht in einer Brust, in welcher Verzweiflung und ein ewiger Schmerz ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Die Liebe weilt nicht in einem Herzen, welches mit Begeisterung seine Pflichten liebt, nachdem es dieselben einmal übertreten. Meine Liebe, Arthur, ist todt, — meine Freundschaft lebt noch. Deshalb betrachte ich Ihre Handlungsweise jetzt in einem andern Lichte."

Die Stirn des Grafen heiterte sich, ihm selbst unbewußt, auf; er setzte jedoch hinzu:

„Wenn wir beide vor Gott stünden, der in das Herz blickt, würde dann Ihre Antwort dieselbe sein, Helene? Ich bitte inständig, seien Sie wahr, seien Sie aufrichtig."

Der Graf ergriff ihre beiden Hände, und blickte ihr in die Augen.

„Meine Antwort würde dieselbe sein, selbst wenn ich im Begriff stünde, in mein Grab hinabzusteigen."

„Ich danke", sagte der Graf, und drückte ihre Hände ehrerbietig an seine Lippen, während ein schmerzliches Lächeln die ihrigen umschwebte. „Ich habe eine Bitte an Sie, Helene; schlagen Sie mir dieselbe nicht ab", bat der Graf.

„Wenn ich dieselbe bewilligen kann, so seien Sie überzeugt, daß ich es thun werde."

„Lassen Sie mich wiederkommen — blos ein einziges mal — und von Ihren eigenen Lippen eine Schilderung Ihres Lebens hören", bat der Graf. „Dann erst werde ich im Stande sein, zu beurtheilen, einen wie großen

Antheil meine Handlungsweise an Ihrem spätern Schicksal gehabt hat."

„Kommen Sie morgen Abend wieder, Arthur, dann werde ich Ihren Wunsch erfüllen, Arthur", antwortete Helene.

Einige Augenblicke später stieß das Boot von Hanskär ab und entferute sich.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Sonne war im Schose des Meeres zur Ruhe gegangen. Die kleine Ellen schlummerte ruhig in ihrem schneeweißen Bett. An ihrem Kopfkissen saß eine ältere Dienerin von sanften und ernsten Gesichtszügen. Am Strande auf einem der Steine saß Helene und blickte mit aufgeregter und fast wilder Miene auf die klare Wasserfläche. In ihrem Gesicht zeigten sich Spuren von Thränen. Auf einem Stein weiter unten hatte Dora Platz genommen. Mit ihren treuen klugen Augen schaute sie zu Helenen auf.

„Wollen Sie sich nicht zur Ruhe legen, Frau Kahn? Ich muß nun bald auf den Fischfang, und werde nun wol erst in einigen Tagen wieder nach Hanskär kommen", begann Dora, um Helenen aus ihren Grübeleien zu wecken.

„Dora, ich kann nicht schlafen. Du aber sollst um Drei wieder auf sein, gehe daher zur Ruhe", antwortete Helene und heftete ihre Augen auf Dora.

„O, ich bin durchaus nicht schläfrig", hob Dora in munterm Tone wieder an; „ich mache mir nichts daraus, eine Nacht zu wachen, und als wohlbestallte Fischerin

bin ich daran gewöhnt. Wenn Sie wünschen, will ich Ihnen eine alte Sage erzählen, welche hier im Orte in Bezug auf die Schere, welche man die Jungfrau nennt, in Umlauf ist. Da wir einmal die Nacht durchwachen wollen, so wird dies am besten sein, denn Weinen wird auf die Länge auch langweilig, und schadet den Augen", setzte Dora hinzu, als sie sah, daß Helenens Thränen zu rinnen begannen. „Ich bin der Meinung, daß es, wenn man einmal wacht, am unterhaltendsten ist, ein wenig zu plaudern", setzte sie scherzend hinzu.

„Liebe Dora, ich kann nicht zugeben, daß du um meinetwillen wachst", bemerkte Helene.

„Nun dann thue ich es ohne Erlaubniß", meinte Dora lachend. „Ich habe mir es einmal in den Kopf gesetzt, Ihnen diese Geschichte zu erzählen, und Sie sind daher gezwungen, sie anzuhören."

Dora nahm, indem sie dies sagte, eine so komisch entschiedene Miene an, daß Helene unwillkürlich den Mund zu einem matten Lächeln verzog.

„Nein, Dora, du sollst deine Geschichte nicht erzählen; sprich lieber von etwas anderm", sagte sie, ihre Thränen trocknend.

„Was denn? — Vielleicht das und jenes über unsere Nachbarn? O, das könnte wol geschehen, wenn Sie es durchaus befehlen", antwortete Dora und blinzelte mit den Augen. Die Miene, welche sie dabei zog, war so drollig, daß sie abermals ein schwaches Lächeln auf Helenens Lippen hervorrief.

„Nun dann laß hören, und erzähle etwas von den Leuten in Lundagard, die du mir so oft beschrieben. Dieselben fangen an, mein Interesse zu erwecken, besonders diese Mamsell Kreuzer, in welche der Graf auf Holmvik verliebt ist."

„Das soll geschehen", entgegnete Dora und begann nun mit einem gewissen natürlichen Humor von den Bewohnern von Lundagard und von Inspectors auf

Holmvik zu erzählen, und während sie so plauderte, gelang es ihr wirklich, Helenen ein wenig zu zerstreuen. Endlich brachte sie sie auch so weit, daß sie sich zur Ruhe niederlegte.

Nachdem Helene in einen unruhigen Schlaf gesunken war, schlich sich Dora in die Küche hinaus, zog hier ihre Frauenkleider aus, und legte eine vollständige Seemannstracht an, worauf sie nach der nördlichen Landspitze ging, wo ein Boot lag, in welchem ein Bauerbursche schlief. Es war jetzt 3 Uhr morgens.

„Wach' auf, Anders; wir wollen nun hinaus und sehen, was wir für einen Fang machen können."

Anders sprang schlaftrunken auf, und Dora in das Boot hinein und begann mit der ganzen Geschicklichkeit eines Seemanns ihre Ruder zu handhaben, sodaß das Fahrzeug bald von Hanskär verschwunden war.

Einige Tage darauf kam Graf Arthur in den Hof von Skärholm hereingesprengt. Madame Hedin stand, sich verneigend, an der Thür des Küchengebäudes.

„Ach mein Gott, der Herr Graf!" rief sie. „Das ist ja ein ganz seltener Besuch!"

„Als naher Nachbar muß ich euch doch einmal begrüßen", antwortete der Graf und schwang sich vom Pferde. „Ist Dora zu Hause?" fragte er und pochte die Alte freundlich auf die Schulter.

„Zu Hause ist sie, obschon ich nicht gleich weiß, wo sie steckt", entgegnete die alte Pachterin und rief eine Magd, welche sie beauftragte, Dora herbeizuschaffen, worauf sie den Grafen bat, in das große Gebäude hinaufzugehen.

„Ich habe einen kleinen Auftrag, den ich Dora bitten wollte, in X. auszurichten. Nicht wahr, sie fährt morgen dorthin?" sagte der Graf, indem er auf dem langen Sofa in dem Familienzimmer Platz nahm und sich die Stirn trocknete.

In diesem Augenblick trat Dora ein, und ihre Mutter

entfernte sich, um ihrem vornehmen Gast einen kühlenden Trank zu bereiten.

„Dora, kannst du mir sagen, wer jetzt auf Hanskär wohnt?“ fragte der Graf, als er und Dora allein waren.

„Eine Frau“, antwortete Dora und sah den Fragenden herausfordernd an.

„Und wie heißt sie?“

„Das will ich nicht sagen“, entgegnete Dora mit so bestimmter Miene, daß man deutlich sehen konnte, sie habe keine Lust, es zu verrathen.

„Aber Dora, ich will es wissen.“

„Dann müssen Sie es bei jemand anders auszuforschen suchen, denn ich sage es nicht“, antwortete Dora, indem sie den Grafen unerschrocken ansah.

„Ich habe eine ganz einfache Weise, dich zu zwingen.“

„O, ich bin nicht so leicht zu etwas zu zwingen, was ich nicht will“, meinte Dora lachend.

„Ich mache eine Anzeige bei dem Justizamtmann, der dann der Dame ihren Paß wird abverlangen lassen.“

„Das können Sie thun, Herr Graf, der Paß wird aber dann blos dem Justizamtmann vorgelegt und niemand anders.“

„Höre, Dora, wenn ich dir für die Offenbarung des Geheimnisses gebe, was du verlangst, und dir überdies auf mein Ehrenwort verspreche, niemals zu verrathen, daß du mir den Namen der Dame gesagt, wirst du mir ihn dann anvertrauen?“

„Herr Graf, seit Judas Ischarioth ist es allen, die sich durch Geld zum Verrath haben verlocken lassen, stets schlimm ergangen. Uebrigens habe ich auch durchaus keine Lust, Judas zu gleichen. Befehlen Sie noch sonst etwas, Herr Graf?“

„Du bist wirklich ein prächtiges Mädchen, Dora“, rief der Graf, indem er sich erhob und ihr die Hand reichte, worauf er hinzusetzte: „Gib mir deine Hand;

du hast dir meine Achtung und mein Vertrauen erworben."

„Ach, Herr Graf, ich verstehe nicht — ich —"

Und Dora sah ein wenig verlegen aus.

„Du sollst mich sogleich verstehen", rief der Graf, indem er die nach der Hausflur führende Thür verriegelte. „Gib mir deine Hand, und versprich mir, keinem Menschen zu erzählen, was ich dir jetzt sagen werde, und was ich von Dir wünsche."

„Das verspreche ich. Sie verlangen ja blos, daß ich schweigen soll, Herr Graf, und diese Kunst ist für mich nicht schwer."

„Die Fragen, die ich soeben an dich that, hatten blos den Zweck, dich auf die Probe zu stellen, denn ich kenne deine Hausgenossin auf Hanskär recht wohl. Es ist die Witwe des Kapitäns Kahn. Die Gründe, welche ich habe, mich für sie zu interessiren, sind gleichgültig. Genug, ich wünsche, daß du auf eine oder die andere Weise, und ohne daß mein Name dabei genannt werde, es so einrichtest, daß Mamsell Bill nach Hanskär kommt, und ich sie dort sehe."

„Das kann ich nicht. Ich habe Frau Kahn versprochen, weder ihren Namen zu nennen, noch jemand hinzuführen", antwortete Dora ernst.

„Sei nicht halsstarrig, Dora, sondern höre mich. Wenn Frau Kahn fortwährend dieser Einsamkeit und diesen nagenden Erinnerungen überlassen wird, so kann es leicht geschehen, daß ihr Kummer in eine förmliche Geisteskrankheit ausartet. Mamsell Bill ist ihre Cousine und Jugendfreundin, und wird daher durch ihre Nähe wohlthätig auf ihre Gemüthsstimmung einwirken. Bedenke, daß sie eine Tochter hat, für die sie leben muß, und daß diese Einsamkeit sowol ihr als ihrem Kinde nachtheilig ist."

Dora dachte eine Weile nach, dann sagte sie:

„Warum wollen Sie, Herr Graf, nicht selbst Mamsell Bill sagen, daß sie sich zu Frau Kahn begeben soll?“

„Weil ich mein Ehrenwort gegeben, niemals ihren Aufenthaltsort zu nennen, oder auch nur zu verrathen, daß ich sie kenne.“

„Wohlan, ich werde versuchen, Mamsell Bill nach Hanskär zu schaffen.“

„Gut, und nun kein Wort davon, daß ich mit dir gesprochen, oder daß ich Frau Kahn kenne.“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wir wenden uns nun nach Lundagard.

Der Graf hatte die Bewohner dieses Orts wieder angefangen zu besuchen. Wieder stand er träumend und den Tönen von Emy's Gesang lauschend; wieder wechselte seine Gemüthsstimmung zwischen Freude, Düsterkeit und Unzufriedenheit; wieder war Inez die Vertraute geworden, mit welcher er den ganzen Tag über Emy sprach. Man konnte sagen, Inez sei die Freundin des stolzen Grafen. Er, der in der Tiefe seines Herzens einen nicht unbedeutenden Grad von Hochmuth nährte, wählte gleichwol die junge Frau seines Inspectors zur Vertrauten der Geheimnisse seines Herzens.

Der Grund davon lag einzig und allein in Inez selbst. Es war gleichsam, als wäre die Luft, in welcher sie sich bewegte, edler als die, welche die Mehrzahl der Frauen umgibt. Es war dies die Folge eines überlegenen und im höchsten Grade erleuchteten Verstandes, und eines angeborenen Zartgefühls, sodaß ihr ganzes Wesen etwas ungemein Anziehendes erhielt.

Graf Ruben lag in unaufhörlichem Kampfe mit der immer stärkern Neigung seines Herzens zu Emy, und

mit dem in ihm wohnenden Stolz, welcher den Abstand zwischen dem hochgeborenen Grafen und der geringen Seekapitänstochter ermaß. Einerseits gab er sich ohne Bedenken seinen Gefühlen hin, andererseits suchte er mit Sorgfalt und Genauigkeit alles auf, was an Emy mit dem Namen eines Fehlers bezeichnet werden konnte.

Eines Abends, als Emy eben mit hinreißendem Ausdruck „Das Bild der Rose" gesungen, saß er still auf dem Sofa zurückgelehnt. Emy stand auf, verließ das Instrument und das Zimmer, ohne daß er ihr mit einem Worte dankte. Sie nahm ihre Arbeit und setzte sich in das Vorhaus. Gott und sie selbst wußten, was sich in dem marmorweißen und äußerlich ruhigen Busen bewegte; ein leichtes Beben der Lippen aber bewies, daß es darin nicht so friedlich aussah, wie man sich nach ihrem äußern Wesen versucht fühlen konnte, zu glauben.

Sie saß ganz allein.

Hildur war mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, denn man erwartete Arvid in Lundagard, wo er ein ganzes Jahr nicht gewesen war. Selma war hinuntergegangen in den Garten, um Blumen für die Tischvasen zu pflücken. Sie that dies sehr gern, und bewies dabei stets viel Geschmack.

Emy nähte mit solchem Eifer, daß es schien, als wolle sie durch ihren Eifer die Gedanken zwingen, sich auf ihre Arbeit zu richten. So verging lange Zeit, bis endlich der Graf aufstand und hinausging. Er stellte sich vor sie und wiederholte in eigenthümlichem Tone die Worte aus Emy's Gesang:

„Und heiß und glühend war mein Blut."

„Sagen Sie mir", setzte der Graf hinzu, indem er sich ihr gegenüber auf die Bank setzte, „wie ist es möglich, diese Worte mit so hinreißendem Ausdruck zu singen, wenn das Herz kalt, wenn die Seele jeder Leidenschaft

fremd ist, wenn die Vernunft wie ein grauköpfiger Greis das Gefühl bewacht?"

Der Graf heftete auf Emy einen Blick, welcher deutlich bewies, daß die Vernunft in seiner Seele nicht das herrschende Element war, sondern daß im Gegentheil die Leidenschaften hier den Befehl zu führen schienen.

Emy richtete mit fast königlicher Würde den Kopf empor, und heftete ihre großen tiefblauen Augen mit jenem reinen Ausdruck, der ihnen so eigen war, auf den Sprechenden.

„Ist die Seele ohne Gefühl", sagte sie, „ist das Herz kalt, weil wir die Vernunft und unser Rechtsgefühl herrschen lassen? Ich glaube es nicht. Sie wissen nicht, Herr Graf, welche Wärme sich in einer äußerlich ruhigen Brust bergen kann."

„Wenn aber das Blut heiß und glühend ist, dann gibt es nicht mehr jenen abgemessenen Zwang, welcher Recht oder Unrecht genannt wird, dann gibt es blos Gefühl."

„Ja, ein Gefühl, ebenso flüchtig als gewaltsam, ebenso unbeständig wie zügellos. Das tiefe ernste und wahre Gefühl aber erniedrigt sich niemals zu einem unbesonnenen Ausbruch, der uns in einem ruhigen Augenblick über unsere eigene Schwäche erröthen läßt."

„Ach, in dieser ewigen Ruhe, in diesem kalten Raisonnement liegt der größte Beweis von Mangel an Gefühl!"

„Wirklich?"

Emy sagte blos dieses einzige Wort, aber sie sagte es in sanftem milden Ton, und in ihrem Auge schimmerte ein eigenthümlicher Schmerz.

„Emy! Emy!" bat der Graf, „seien Sie doch ein einziges mal Weib! Seien Sie ein einziges mal ein schwaches Echo Ihres Gesangs!"

„Und was würden Sie, was würde ich dabei gewinnen?" fragte Emy mit wehmüthigem Lächeln.

„Sie — die Befriedigung einer Laune, und ich — die Demüthigung, der Spielball dieser Laune gewesen zu sein.“

„Bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung; treiben Sie mich nicht durch diese ewige Kälte zum Aeußersten, sondern antworten Sie mir: Weshalb hießen Sie mich gehen, gerade als ich Ihnen sagte, wie innig ich Sie liebte, Emy? Warum trieben Sie mich hinaus in die Fremde, während ein Wort von Ihnen mich hätte so glücklich, so überglücklich machen können? Emy, antworten Sie mir nicht mit den gewöhnlichen Phrasen, deren die Frauen sich zu bedienen pflegen, sondern antworten Sie mir aufrichtig.“

Die Augen des Grafen hingen fest an Emy's Antlitz.

„Ich bin zu stolz, um zu lügen, und liebe die Wahrheit zu sehr, um sie zu verschweigen, deshalb soll meine Antwort vollkommen wahr sein. Als ich ihren Brief empfing, in welchem sich die glühendste Leidenschaft aussprach, war meine erste Gemüthsbewegung ein Gemisch von Freude und Schmerz.“

„Von Freude!“ rief der Graf und erhob sich heftig.

In diesem Augenblick kam Selma mit ihren Blumen, und der Lieutenant vom Felde, Frau Becker von ihrem Besuch in der Küche und Hildur aus dem Brauhause.

Nicht ein Wort ward mehr diesen Abend zwischen Emy und dem Grafen gewechselt, denn es war ihnen keine Gelegenheit dazu unter vier Augen vergönnt. Er nahm eher Abschied als gewöhnlich und kehrte nach Holmvik zurück.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Graf trat mit aufgeregter Miene bei Inez ein, und nachdem er gegrüßt, warf er sich auf das Sofa, während er mit vor Freude bebender Stimme sagte:

„Sie liebt mich! Sie liebt mich!“

Der Ausdruck in Inez' Zügen war an diesem Tage stärker als gewöhnlich, und sie sah ihn melancholisch an, indem sie sagte:

„Dann haben Sie Emy alles gesagt, Herr Graf?“

„Ja.“

„Und was folgt hieraus?“ entgegnete Inez, indem sie ihre sanften Augen mit bekümmertem Ausdruck auf den Grafen heftete und dann hinzusetzte: „Glauben Sie mir, Emy ist zu gut und zu stolz, um eine Liebe anzunehmen, welche sich im Schatten birgt, und die nur Schatten auf sie werfen könnte. Sie erringen Liebe, Herr Graf, und jubeln darüber, ohne zu bedenken, daß Emy, wenn sie ruhig darüber nachdenkt, mit Verachtung eine Liebe von sich stoßen wird, welche sie nicht mit stolz aufgerichteter Stirn vor der ganzen Welt gestehen kann.“

Die stolzen Züge des Grafen verdunkelten sich, und er stützte den Kopf auf die Hand. Schmerzliche und

kummervolle Erinnerungen drängten sich bei Inez' Worten ihm auf. Das bleiche Bild Helenens trat warnend vor ihn und schien ihn zu fragen: „Hat dein Stolz nicht daran genug, mich geopfert zu haben?"

Inez fuhr fort:

„Gehörten Sie, Herr Graf, demselben Stande an wie Emy, dann hätten Sie das unbestrittene Recht, ihre Liebe zu erwerben, von Ihrer Liebe zu sprechen, denn dann wäre dieselbe von Hand und Herz begleitet. Wie ist es aber so? Ich will nichts weiter sagen."

„O, thun Sie es! Ich bitte darum", entgegnete der Graf, indem er Inez mit innigem Blick ansah. „Es liegt in allem, was Sie sagen, eine so einfache Wahrheit, daß sie wohlthätig auf die Seele einwirkt. Lassen Sie sich nicht durch allzu ängstliche Vorsicht abhalten, aufrichtig zu sein. Glauben Sie mir, die Wahrheit flößt stets Achtung vor der Person ein, von welcher sie gesprochen wird."

„Nun gut", hob Inez mit Bewegung wieder an, „dann erkläre ich, daß Ihre Liebe nur unendliches Leid für die stolze Emy zur Folge haben würde; denn ich bin fest überzeugt, sie würde sich lieber das Herz aus der Brust reißen, als sich gestatten, Gefühle zu erwidern, in welchen eine Erniedrigung für sie liegt. Entweder, Herr Graf, müssen Sie Emy Ihren Namen und Ihre Hand bieten, oder weit von hier fortgehen, um nicht die Ursache eines unnennbaren, stillen Leidens für das arme Mädchen zu werden, welchem Sie im Begriff stehen, das Herz zu stehlen."

Inez schwieg; der belebende Strahl, welcher für den Augenblick ihr Antlitz erhellte, erlosch, und ein Schleier von Ermüdung und Kummer breitete sich über ihre Züge.

Auf der Stirn des Grafen brannte die dunkle Röthe des Stolzes und vielleicht auch der Beschämung. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß Inez' Worte ganz geeignet waren, diese Gefühle hervorzurufen. Sie, die

Frau des Inspectors des reichen Grafen Ruben, erdreistete sich, ihm ganz offen zu sagen, daß er im Begriff stehe, eine verwerfliche That zu begehen. Sie, diese Frau, welche so tief unter ihm stand, welche beinahe zu seinen Dienern gehörte, zeigte ihm den Weg, den er gehen sollte, um als ehrlicher Mann zu handeln. Es lag in diesen Betrachtungen eines stolzen Gemüths etwas im höchsten Grade Demüthigendes.

Das Peinlichste von allem war, daß die Vernunft, die unbestechliche Vernunft, laut in das einstimmte, was Inez gesagt hatte; ja noch mehr, der eigene bessere Mensch des Grafen gab ihr recht.

Da er, von dem heftigen Kampfe seiner eigenen Gefühle vollständig in Anspruch genommen, keine Antwort gab, sondern mit umwölkter Stirn stumm vor sich hinblickte, sagte Inez:

„Meine dreisten Worte haben Sie vielleicht verletzt, Herr Graf; aber bedenken Sie, daß ich mich so unumwunden aussprach, weil Sie es selbst verlangten."

„Ich danke Ihnen dafür, Frau Walden", antwortete der Graf und erhob sich.

Es lag in diesem Tone etwas Stolzes, was Inez durchaus nicht entging. Mit der eigenthümlichen Unbeständigkeit ihres Charakters bereute sie schon fast ihre Aufrichtigkeit.

Wie der Graf die Nacht zubrachte, darüber meldet die Geschichte nichts; als aber der Diener am nächstfolgenden Morgen bei seinem Herrn eintrat, brachte er einen Brief mit, der am frühen Morgen durch den Postboten abgegeben worden.

Obschon Graf Arthur die Handschrift bisjetzt ein einziges mal gesehen, so erkannte er sie doch sofort wieder. Sobald er allein war, riß er das Couvert auf und las mit fliegenden Pulsen Folgendes:

„Herr Graf!

„Die Unterbrechung, welche gestern in unserer Unter-

redung stattfand, gab derselben eine Zweideutigkeit, welche ich mich beeile zu berichtigen. Ich möchte nicht gern Ihnen wieder begegnen, Herr Graf, während Sie in Bezug auf meine wirkliche Denkweise noch im Irrthum befangen sind. Deshalb habe ich den gewagten Entschluß gefaßt, mich schriftlich zu erklären. Ich nehme demgemäß den Faden unsers Gesprächs wieder auf.

„Als ich voriges Jahr Ihren von der überspanntesten Liebe dictirten Brief erhielt, empfand ich ein Gemisch von Freude und Schmerz. Die Freude hatte — warum sollte ich es verbergen — ihren Grund darin, mich von Ihnen geliebt zu sehen. Dies war jedoch ein nur flüchtiger Eindruck, und der Schmerz blieb bald allein zurück. Ach, Herr Graf, es war ein bitteres, sehr bitteres Gefühl; denn es zerstörte zwei Illusionen.

„Jeder Mensch macht sich ein Ideal, an welchem er festhält. So war es auch mit mir. Ich hatte mir die Liebe nicht als eine wilde, zügellose Leidenschaft gedacht, welche ihrem Egoismus alles opfert, ohne im Stande zu sein, selbst ein Opfer zu bringen. Vor meiner Einbildung stand die Liebe als das Höchste, was das Herz fühlen kann, als ein Gefühl, welches seinen Ursprung im Himmel hat, durch welches der Mensch gebessert und veredelt wird. Ich dachte mir es so tief, so ernst, daß der Geliebte uns heilig und jeder egoistische Gedanke aus dem von Liebe erfüllten Herzen verbannt würde. So träumte ich, Herr Graf, als Ihr Brief gleich einem Brillantfeuer mich einen Augenblick lang blendete, dann aber Leere und Finsterniß zurückließ.

„Welchen Glauben soll ich allen diesen leidenschaftlichen Worten beimessen? Mein Herz empfand blos eine unüberwindliche Furcht, und ich fühlte, daß ich Sie fliehen könnte, ja fliehen bis an das Ende der Welt; denn ich fand in Ihrem Briefe nicht jenes reine, vom Himmel stammende Gefühl wieder, welches ich Liebe nenne. Ich hatte auch den Traum genährt, daß mein Herz

niemals einen andern Mann lieben sollte als den, welcher durch Strenge gegen sich selbst es sich zur Lebensaufgabe gemacht, seine Leidenschaften zu beherrschen, und der mir durch sein unbestechliches Rechtsgefühl, seine Gewissenhaftigkeit, seine richtige Auffassung der Forderungen der Ehre mir so große Achtung einflößte, daß er dadurch in meinen Augen über andere und mich selbst, und außerhalb des Bereichs aller Schwächen gestellt würde.

„Auch hierin sah ich mich getäuscht, denn mein Herz hatte sich Ihnen zugeneigt, während meine Phantasie Sie mit allen diesen geträumten Eigenschaften ausstattete.

„Diese meine Aufrichtigkeit wird Ihnen beweisen, daß jedes Wort in diesem Briefe Wahrheit, unwiderrufliche Wahrheit ist. Eine Person, welche den Muth besitzt, die Schwäche, Sie zu lieben, zu gestehen, wird sich nicht zu einer Unwahrheit erniedrigen. Ihre Liebeserklärung, der leidenschaftliche Ton Ihres Briefs — alles sagte mir, daß ich, wenn auch so unglücklich, Ihre Leidenschaft zu erwecken, doch nicht so glücklich gewesen sei, Ihnen die Achtung einzuflößen, die ich gleichwol das Recht hatte zu fordern. Das Ideal, Herr Graf, war verschwunden, und die schonungslose Erfahrung grinste mir entgegen. Es war ein peinlicher, ein furchtbar peinlicher Augenblick; aber das Mädchen aus geringem Stande, welches Sie durch diese warmen Gefühle zu ehren glaubten, betrachtete dieselben als einen unverdienten Schimpf.

„Wäre mein Herz kalt gewesen, so hätte meine Antwort darin bestanden, daß ich den Brief zurückgesendet hätte. Ich wollte Ihnen jedoch keine Demüthigung zufügen, deshalb forderte ich Sie auf, abzureisen. Sie thaten es; ich dankte Ihnen in meinem Innern, und betrachtete diese Handlungsweise als ein Unterpfand Ihrer Achtung gegen mich.

„Dies, Herr Graf, als Erklärung meines Benehmens; nun nur noch einige Schlußworte.

„Hoffen Sie niemals, erwarten Sie niemals, daß

mein Herz mich verleiten werde, Ihrer Liebe Gehör zu schenken. Nein, in meiner Seele wohnt ein ebenso stolzer Geist wie in der Ihrigen, und dieser gestattet nicht, daß ich vor mir selbst über die Schwächen meines Herzens erröthe. Reisen Sie daher, vergessen Sie die Laune, welche Sie an mich fesselt, und lassen Sie Ihr Bild in meiner Seele als das eines Mannes zurück, welcher seine Schwächen der Pflicht und der Ehre zu opfern gewußt hat.

„Lassen Sie die Achtung gegen mich — denn diese verdiene ich vollkommen — Sie abhalten, jemals wieder auf Gefühle zurückzukommen, welche nicht zwischen uns bestehen dürfen. Jedes weitere Wort darüber würde ich mit Schmerz als einen bittern Beweis betrachten, daß der einzige Reichthum des armen, älternlosen Mädchens, ihre Ehre, von dem hochgeborenen reichen Grafen mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung betrachtet wird.

„Mein Herz wird stets die wärmsten Gebete für Ihr Wohlergehen und Ihr Lebensglück zum Himmel emporschicken. Jedes Glück, welches Ihnen beschert wird, ist auch ein Glück für

Emy.“

Der Graf las diesen Brief, er las ihn bis zu Ende und wagte kaum Athem zu holen; er verstand das darin Gesagte vollkommen, und dennoch hielt er seinen Blick stier darauf geheftet, als ob er nicht ein Wort davon begriffe. Sie gestand offen, daß ihr Herz an ihm hing; aber mit einem so ruhigen Ernst und mit derselben einfachen aber ergreifenden Würde, womit sie sagte: Hoffen Sie niemals. Der Brief trug das Gepräge so ungeschminkter, unschuldsvoller Wahrheit, daß der Graf fühlte, Emy werde niemals in Widerspruch damit handeln. Sie stand vor seiner Seele so rein und makellos wie die Morgenröthe. Er glaubte, das edle Mädchen vor sich stehen zu sehen, mit dem stolzen, aber ruhigen Ernst auf ihrer Stirn, der weiblichen Herzensgüte in ihrem Blick, und er führte den Brief mit mehr Achtung

als Leidenschaft an seine Lippen. In seiner Brust tobte ein gewaltiger Kampf widerstreitender Gefühle.

Du, lieber Leser, wirst denken, daß es hier doch eigentlich keines Kampfes bedurft hätte; denn der Graf war ja frei und hatte das Recht, über seine Hand und seinen Namen zu bestimmen. Alles hätte ja ein glückliches Ende nehmen können, und was kommt in Romanen häufiger vor, als daß ein armes Mädchen einen reichen Grafen zum Manne bekommt?

Das ist allerdings wahr, lieber Leser. In Romanen ist dies ein alltägliches Ereigniß; du mußt aber bedenken, daß Graf Ruben kein Ideal ist, sondern ein gewöhnlicher, aus dem Leben gegriffener Mensch, und in der Wirklichkeit ist es gar nicht so leicht, Gräfin zu werden. Die vorliegende Erzählung macht keinen Anspruch darauf, ein Roman zu sein, sondern nur eine Schilderung von alltäglichen Vorfällen. Die Charaktere sind unserer Welt entnommen, sie müssen daher als Menschen auftreten, aber nicht als Geschöpfe einer idealisirenden Phantasie.

Graf Arthur Ruben gehörte einer Familie an, welche sich infolge ihres unermeßlichen Reichthums niemals gezwungen gesehen, ihrem fleckenreinen Stammbaum ein bürgerliches Reis aufzupfropfen. Das aristokratische Princip hatte sich daher ungeschwächt erhalten, und ward in der wirklich edeln Familie mit fast religiöser Ehrerbietung gehegt. Bei dem Grafen Ruben gingen diese Ideen aber durchaus nicht aus dem schiefen Begriffe hervor, daß der Adel dazu geboren sei, um vor den übrigen Klassen den Vorzug zu erhalten, oder das Recht zu haben, auf Kosten des Volks zu leben und es zu unterdrücken. Nein, die Familie Ruben betrachtete den Adel als eine veredelte, durch Erziehung und Gewohnheiten verbesserte Kaste, welche durch reicher begabte Naturen entstanden, und dann durch Verbindungen mit ebenso ausgezeichneten Persönlichkeiten eine vollkommene Veredelung erfahren.

„Der Edelmann hat die Pflicht, seinen Adel unbefleckt

zu bewahren und durch ritterliche, hochherzige Thaten sich vor der Masse auszuzeichnen, und dieser in allem Guten zum Vorbild zu dienen", pflegte Arthur's Vater zu seinen Söhnen zu sagen. „Macht es euch daher zu einer Gewissenssache, nicht durch eine Heirath außerhalb unserer edeln Kaste eine weniger reine und erhabene Denkweise einzuschmuggeln", setzte er hinzu.

Alles dies hatte in dem Herzen des jungen Grafen den Grund zu einer tiefwurzelnden Achtung vor dem höhern moralischen Werthe des Adels und zu einem nicht geringen Grade von Stolz gelegt. Obschon Arthur einen wirklich redlichen Charakter hatte, so war er doch nicht frei von einer ziemlichen Anzahl Geburts- und Standesvorurtheile, wiewol er dies, wenn man ihn deswegen zur Rede gestellt, niemals zugegeben hätte.

Bei der Bekanntschaft mit Emy hatte er, als er sie sah und hörte, seinen warmen und schwärmerischen Gefühlen Raum gegeben. Seine von Kindheit an eingewurzelten Vorurtheile empörten sich jedoch gegen diese Liebe und waren der Grund, daß eine eheliche Verbindung zwischen ihm und der geringen Seekapitäns Tochter seinem Stolz als etwas Unmögliches erschien. Ohne Bedenken bemühte er sich, Liebe zu erringen, und zog dabei nicht in Betracht, daß es durchaus nicht ritterlich von ihm gehandelt war, ein Gefühl erwecken zu wollen, welches für Emy im höchsten Grade unheilvoll werden konnte, wenn er ihr nicht seinen Namen schenken wollte, oder dies nicht thun zu können glaubte.

Mitten in seinem Rausch und Taumel berührten ihn Frau Walden's Worte wie eine eisige Flut, und Emy's einfacher, stolzer und aufrichtiger Brief erweckte ihn vollkommen zur Besinnung und zum Bewußtsein seiner Pflichten. Es gab für ihn nun keine andere Wahl, als entweder zu fliehen, oder als Emy's Freier aufzutreten. Noch war seine Liebe nicht stark und ernst genug, um ihn in den Stand zu setzen, mit der Muttermilch eingesogene

Vorurtheile dafür zu opfern. Noch besaß er eine zu schiefe und unrichtige Auffassung vom Leben und zu geringe Achtung vor dem Verdienst, welches nicht von adelichem und — wie er es betrachtete — veredeltem Blute ausgeht. Ob er sich jemals einen erleuchteten Blick und eine richtige Weltanschauung zu eigen machte, lassen wir vor der Hand dahingestellt sein. Die Zukunft wird es lehren. In dem gegenwärtigen Augenblick faßte er den Entschluß, einen Kampf zu fliehen, welchen er nicht mit Ehren bestehen zu können glaubte.

Nachdem er den ganzen Tag in seinem Zimmer eingeschlossen und in einem unaufhörlichen Kampfe mit sich selbst zugebracht, schrieb er am Abend folgenden Brief an Emy:

„Theuere, geliebte Emy!

„Wie gewaltsam das Herz auch von dem mächtigen Feuer der Gefühle schlagen möge, so gibt es doch eine Stimme, welche sich stets Gehör verschafft, sei der Sturm in uns auch noch so wild. Diese Stimme ist die der Wahrheit. Sie, Emy, haben mit dieser Stimme zu mir gesprochen, und ich beuge das Knie vor Ihnen. Die Würde und Einfachheit Ihrer Worte hat meine Seele tief ergriffen, sodaß ich mit Beschämung mich selbst, dagegen mit Bewunderung Sie betrachte. Sie haben mir mit furchtbarer Klarheit gezeigt, daß mein ganzes Leben bisjetzt eine schwache, zügellose Nachgiebigkeit gegen meine exaltirten Eindrücke gewesen ist. Sie haben damit gesagt, daß ich des Namens eines Mannes, noch viel mehr aber dessen eines Edelmannes, unwürdig bin. Von wem soll man verlangen, daß er seine Begierden zu zügeln verstehe, wenn nicht von denen, welche infolge ihres Ranges hoch über der großen Menge stehen? Mit Ihrem Briefe vor mir habe ich die Vergangenheit in meiner Erinnerung vorübergehen lassen, und mit einem Gefühl von Selbstverachtung gefunden, daß ich mir niemals, wie es einem Manne geziemt, es zur Lebensaufgabe gemacht

habe, meine Leidenschaften zu beherrschen, sondern daß ich im Gegentheil ein fügsamer Sklave derselben gewesen bin. Sie, Emy, stehen so rein, so hoch, so edel vor mir, daß ich mit Schmerz fühle, wie recht Sie haben, wenn Sie mich Ihrer Liebe nicht würdig finden. Sollte jedoch Arthur Ruben eines Tages sich in veredelter Gestalt zeigen, so können Sie dann zu sich selbst sagen: «Ich bin es, die einen bessern Geist in seiner Seele erweckt hat." Bis dahin, unaussprechlich geliebte Emy, leben Sie wohl! Ich gehe, weil Sie es verlangen; ich gehe, um getrennt von Ihnen einen Kampf auszukämpfen, den Ihr Anblick mir unmöglich machen würde zu bestehen. Ich gehe, um vielleicht nie wiederzukehren; sollten wir uns aber noch einmal begegnen, Emy, so ist dann der Kampf beendet und der Sieg entschieden. Freiwillig werde ich Sie nicht eher wiedersehen, als bis mein Inneres mir sagt, daß ich Ihrer Achtung ebenso würdig bin als Ihrer Liebe. Sollte mir dagegen ein solches Bewußtsein versagt bleiben, so sehen wir uns nie wieder. Nah oder fern ist und bleibt meine Bewunderung und Liebe für Sie dieselbe. Senden Sie zuweilen einen freundlichen Gedanken; um ein Abschiedswort wage ich kaum zu bitten für

Arthur Ruben."

Diesen Brief sendete der Graf sofort ab, gerade als ob er gefürchtet hätte, in die Versuchung zu kommen, seine Worte zurückzunehmen. Als der Diener fort war, empfand Arthur eine peinliche Unruhe. Seine Phantasie flüsterte ihm viele thörichte Hoffnungen zu, welche seine Vernunft verwarf; je länger er aber wartete, desto lauter wiederholte die bethörte Stimme der Hoffnung: „Ganz gewiß sendet sie dir einige liebevolle Worte zum Lebewohl."

Während dieser verführerische Gedanke seine fieberhafte Ungeduld bis auf den höchsten Gipfel steigerte, kam der Diener zurück und hielt wirklich einen kleinen Brief in der Hand.

Das Blut stieg dem Grafen wie ein Feuerstrom ins

Gehirn empor, und seine Hand zitterte, als er den Brief aufriß und dabei dachte: „Nein, ich gehe nicht fort; ich will ihrer Liebe nicht entsagen.“

O, du ewig trügerische Hoffnung, wohin flohest du mit allen deinen Versprechungen? Fort — um über das erneuete Spiel mit einem leichtgerührten Menschenherzen zu lachen.

Der Graf stierte den verheißungsvollen Brief an, der blos ein einziges Wort enthielt, ein Wort, welches ihm die ganze Thorheit seiner Erwartungen vor Augen hielt, denn es stand weiter nichts da als:

„Dank!“

Wie viel sagte dieses einfache Wort, und wie vollkommen raubte es dem Grafen jeden Schimmer von Hoffnung! Wir wollen uns jedoch vor der Hand nicht weiter mit ihm beschäftigen.

Dreißigstes Kapitel.

Am nächstfolgenden Morgen stand Emy frühzeitig in dem Vorhause von Lundagard und sah den Wagen des Grafen vorbeirollen. Arthur nahm den Hut ab — er hatte sie gesehen.

Wie sah es wol in Emy's junonischer Brust aus? War es darin so ruhig, wie der Ton ihres Briefs anzudeuten schien? Ward das stolze Mädchen so vollkommen von ihrer Vernunft beherrscht, wie man versucht sein konnte zu glauben? Oder tobte darin ein stärkerer, gewaltiger und mächtigerer Kampf als vielleicht in einer gewöhnlichen Menschenbrust? Ja, es glühte unter dem schneeweißen Marmor, denn es schlug unter demselben ein Herz so warm wie die Sonne des Südens.

Emy glich, während sie so dastand und dem forteilenden Wagen nachsah, einem mit reinem weißen Schnee bedeckten Vulkan. Ueber das äußere Wesen war eine kalte Ruhe, ein unzugänglicher Stolz ausgebreitet, der niemand gestattete, in das tiefe Versteck der Seele hinabzuschauen. Nur die Augen, diese großen tiefblauen Augen, hatten einen Ausdruck, welcher einer Flamme innern Feuers glich. Aber nur eine Secunde brannte die Flamme

darin, dann erlosch sie, und Emy drückte die Hand fest auf ihr stürmendes Herz, um die Schläge desselben zu hemmen, während die Lippen von unterdrücktem Schmerz bebten, und ein weißer Flor sich über die Rosen der Wangen legte.

Mit hochaufgerichtetem Haupte und ihrer gewöhnlichen Miene trat Emy in das Familienzimmer, um an dem Frühstück theilzunehmen. Ihre Stimme war, während sie sprach, gleichmäßig, und niemand ahnte den stummen Schmerz.

Hildur's Blicke hingen an Emy's Antlitz, und ihr, welche mit zärtlicher Unruhe in den Zügen las, war es klar, daß die schneebedeckte Fläche eine tiefe, unheilbare Wunde barg, welche von Frischem blutete.

Nach dem Frühstück hatten die Mädchen im Vorhause Platz genommen; Emy nähte schweigend und tief über ihre Arbeit gebückt.

Hildur, welche echtes Zartgefühl besaß, faßte die Schmerzen und Kümmernisse, welche ihre Umgebung beherrschten, stets sehr richtig auf und beurtheilte das Leiden, welches jetzt an Emy's Herzen nagte, auch jetzt ganz richtig. Dennoch war sie zu zartfühlend, um das, was Emy quälte, auch nur mit einem einzigen Wort zu berühren. Hätte Hildur mit ihrem Herzblut Emy und denen, welche sie sonst noch liebte, jeden Kummer ersparen können, so würde sie kein Bedenken getragen haben, es zu vergießen. Jetzt hatte sie blos ihren Scherz, um den Gram, von welchem Emy beherrscht ward, zu verscheuchen und wo möglich zu lindern. Während sie daher auf sehr heitere und humoristische Weise einen Bauer nachzuäffen suchte, und Emy dadurch zu einem unwillkürlichen Lächeln zwang, saß Selma da und nähte ganz eifrig. Endlich sagte sie:

„Nun, wißt ihr denn, ihr Mädchen, daß der Graf heute von Holmvik abgereist ist?“

„Ja, liebe Selma, er ist abgereist und kommt auch

diesen Sommer nicht wieder", fiel Hildur ein. „Nun hast du einen Freier weniger."

„Ich spreche ja nicht mit dir", meinte Selma.

„Nicht? Und gleichwol sagtest du: Ihr Mädchen. Also, wenn du blos Emy meinst, so sprichst du im Plural? Das ist ein klarer Beweis von deinen ausgezeichneten grammatikalischen Kenntnissen."

„Nähe du doch, Hildur!" antwortete Selma verletzt.

„Das thue ich ja schon aus Leibeskräften."

„Ist es nicht sonderbar, daß der Graf nicht erst hier Abschied genommen hat, Emy?" hob Selma wieder an und richtete das Wort nur an die Genannte.

„Ja, es ist entsetzlich grausam, daß er dir nicht Lebewohl gesagt hat, meine arme Selma", sagte Hildur und näherte sich Selma, indem sie ihren Schürzenzipfel faßte. „Warte, ich will dir deine heißen Thränen trocknen und deinen unbegreiflichen Schmerz lindern."

Hildur nahm, indem sie dies sagte, eine höchst komische Miene an, machte einen langen Hals und wollte ihrer Schwester die Augen trocknen. Durch diese Bewegung aber beabsichtigte sie blos, Emy zu decken, die bei Selma's Worten purpurroth erglühte.

„Wirst du mich denn niemals in Ruhe lassen?" rief Selma erzürnt.

„O ja, dafern du nicht mehr von deiner gräflichen Flamme sprichst; denn es scheint wirklich, als ob dein Herz verdreht wäre."

„Gerade so wie dein Kopf."

Mit diesen Worten erhob sich Selma und ging hinein ins Zimmer, wo sie eine Kramer'sche Etude zu spielen begann.

Nun wendete Hildur sich zu Emy. Der scherzende sorglose Ausdruck in ihrem Blicke war verschwunden, und in den wunderbar schönen Augen leuchtete ein Schimmer grenzenloser Anhänglichkeit. Sie näherte sich Emy, ergriff

ihre Hände, lehnte sich an ihre Brust und flüsterte in sanftem schmeichelnden Tone:

„Wollen wir gehen und Inez begrüßen?“

Emy sah Hildur in die schönen Augen. Es war dies so wohlthätig für ihr krankes Herz; es war als ob ein Sonnenstrahl die Eisrinde durchbräche, mit welcher sie ihre glühenden Gefühle umschlossen hatte. Ein paar große Thränen zitterten an ihren Wimpern, während sie sagte:

„Nein, ich danke dir, Hildur.“

„Willst du vielleicht allein sein?“ fragte Hildur, während ein feuchter Glanz Hildur's herzenswarmen Blick noch wärmer machte.

„Ja, aber ich kann es nicht, ohne daß —“

„Ohne daß man dich vermißt? Geh' nur hinauf in unser Zimmer und überlaß das übrige mir.“

Emy küßte zur Antwort Hildur auf die Stirn und verschwand dann die Treppe hinauf. Hildur eilte in die Küche und hatte hier ihrer Mutter so viel zu sagen und sie an so viel, was besorgt werden mußte, zu erinnern, daß diese, ganz erschrocken darüber, daß sie so viele dringende Angelegenheiten vergessen, mit dem Ertheilen von Befehlen vollauf Beschäftigung erhielt. Dann eilte Hildur zu Selma und verwickelte sich mit dieser in einen so eifrigen Wortwechsel, daß Emy für den Augenblick ganz vergessen ward.

Während Hildur noch so mit Selma beschäftigt war, öffnete Frau Becker die Thür zwischen Küche und Schlafzimmer, indem sie sagte:

„Da kommt die Kammerräthin; fahrt schnell mit dem Boot über den Fluß; sie ist schon auf der Wiese.“

Selma sprang sogleich zur Brücke und hinein in das Boot, und Hildur eilte zu Emy hinauf, um sie von der Ankunft der Freundin zu unterrichten.

Einige Augenblicke später saß Clara mit Frau Becker und den Mädchen im Vorhause. Clara war jetzt auf Lundagard sehr beliebt. Auch für Clara selbst gab es keinen Ort, wo sie sich so wohl fühlte und wo sie so gern verweilte. Sie hatte sich mit ganzer Seele an die Becker'sche Familie angeschlossen, und deshalb war der Ort ihr lieb.

„Du bleibst wol heute bei uns, Tante?" fragte Selma und streichelte Clara.

„Ja, wenn deine Mama mich nicht gehen heißt", antwortete Clara lächelnd.

Frau Becker versicherte, daß sie niemand so gern sähe wie Clara, und nachdem man einige Erfrischungen eingenommen und über allerhand geplaudert, sagte Clara:

„Liebe Sally, ich komme eigentlich heute, weil ich eine Bitte an dich habe, die du mir nicht abschlagen darfst."

„Wenn du sie aussprichst, dann kann von «abschlagen» nicht die Rede sein", versicherte Frau Becker herzlich.

„Ich wünsche dich nämlich mit der Unbekannten auf Hanskär bekannt zu machen. Was sagst du dazu?"

Clara's Blick heftete sich mit forschendem Ausdruck auf Emy, welche bei ihr in hoher Gunst stand.

„Was, Clara, du kennst sie?" rief Frau Becker und schlug die Hände zusammen. „Wer ist sie denn? Es soll mir großes Vergnügen machen, sie zu sehen."

„Sie ist mit mir verwandt", hob Clara mit einer gewissen Verlegenheit und etwas zögernd wieder an. „Sie ist Witwe."

„Und wie heißt sie?" fiel Selma ein.

„Es ist die Kapitänin Kahn", antwortete Clara, und ihr Blick flog von der einen zu der andern, um zu entdecken, welchen Eindruck ihre Worte machten.

Bei dem Namen Kahn richteten alle die Köpfe empor und sahen die Kammerräthin beinahe bestürzt an.

„Sigrid's Cousine, welche — welche —“ Frau Becker redete nicht aus.

„Welche angeklagt war, ihren Mann vergiftet zu haben, aber freigesprochen ward“, ergänzte Clara.

„Ja, aus Mangel an Beweis ward sie freigesprochen“, bemerkte Frau Becker; „der Verdacht ruht aber immer noch auf ihr.“

„Aber mit Unrecht. Höre mich an, Sally. Ich will dir Helene Kahn's Geschichte erzählen, und bin vollkommen überzeugt, daß du, die du so gut und mitleidig bist, die erste sein wirst, welche mich in meinen Bemühungen unterstützt, die arme Frau einer Einsamkeit zu entreißen, welche ihrem Leben und ihrem Verstand gefährlich ist.“

„Ach ja, erzähle uns ihr Schicksal“, riefen die Mädchen.

Es ward beschlossen, daß Clara am Nachmittag, wenn auch der Lieutenant zu Hause wäre, Helenens traurige Lebensgeschichte erzählen sollte.

Als Emy und Clara einen Augenblick allein waren, umschlang die Kammerräthin das junge Mädchen, sah ihr mit herzlichem Blick tief in die Augen, und sagte:

„Sollte das Vorurtheil gegen die unglückliche Helene auch dich abhalten, sie zu trösten und ihr beizustehen?“

„Nein“, entgegnete Emy, indem sie Clara mit reinem, sanften Ausdrucke ansah. „Sie ist unglücklich, geliebte Clara, und da weicht jedes Vorurtheil, dafern wir auf den Namen eines Christen Anspruch machen wollen.“

„Ha, ich wußte, daß du so sprechen würdest. Siehe, Emy, was ich an dir am meisten liebe und bewundere, ist das W e i b, das edle, wahre und gute Weib, welches sich niemals verleugnet.“

„Dein Lob ist von mir unverdient, denn das Unglück hat stets Anspruch auf Mitleid, auch wenn es selbst verschuldet ist.“

„Du versprichst also, mir hülfreichen Beistand zu leisten, um Helenen zu trösten, obschon du noch bezweifelst, daß sie schuldlos sei?“

„Ja, ich verspreche es“, sagte Emy, indem sie Clara die Hand reichte.

„Dank, du gute Emy“, rief Clara hocherfreut.

Einunddreißigstes Kapitel.

Milde warme Lüfte liebkosten die Blätter der Bäume, und umfächelten unsere sechs Personen auf Lundagard, während sie am Nachmittag in der Laube am Rande des Flusses saßen. Die Mädchen nähten, Frau Becker stickte und der Lieutenant hörte aufmerksam Clara zu, welche, in einen aus dem Zimmer herbeigeholten Schaukelstuhl zurückgelehnt, Folgendes erzählte:

„Die Assessorin Trenner, meine Tante, hatte blos eine Tochter Helene, welche sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit liebte. Das Mädchen hatte von Kindheit an eine heftige, phantastische und exaltirte Gemüthsart, und hätte daher einer ruhigen, sanften und verständigen Leitung bedurft. Durch die gleichzeitig schwache und despotische Erziehung der Mutter aber ward sie frühzeitig daran gewöhnt, sich einerseits zügellos ihren Eindrücken überlassen zu dürfen, sobald dieselben nur nicht mit denen der Assessorin in Collision kamen, andererseits aber sich sklavisch in den Willen der Mutter zu fügen, wenn ihre Geschmacksrichtungen verschieden waren. Alles dies legte wol den Grund zu der wärmsten Liebe von seiten der Tochter zu der Mutter, aber auch zu einem hohen Grad

12*

von Furcht, und das uneingeschränkte Vertrauen, welches zwischen Mutter und Kind bestehen soll, war nicht vorhanden. Helene lag zu den Füßen der Mutter, küßte ihr die Hände und liebkoste und vergötterte sie, aber niemals lehnte sie ihr Haupt an der Mutter Brust, um ihre Gedanken, Wünsche und Gefühle auszusprechen. Die Mutter war vielmehr die letzte Person, vor welcher Helene ihr Herz ausgeschüttet haben würde.

„Hierzu trug auch in hohem Grade der Umstand bei, daß sie fühlte, sie werde niemals von ihrer Mutter richtig verstanden werden. Zu all diesem kam, daß die Assessorin eine auf den höchsten Gipfel gesteigerte Eifersucht auf die Anhänglichkeit ihrer Tochter besaß, wodurch bei letzterer ein gewisser Grad von Verstellung hervorgerufen ward. Sie wagte niemals zu gestehen, daß sie irgendjemand anders liebte, aus Furcht, daß ihre Mutter in einen heftigen Ausbruch von Schmerz gerathen und dadurch einen jener Auftritte herbeiführen könnte, vor welchen Helenens weiches Herz förmliches Entsetzen empfand, weil sie die Gefühle zu einer peinlichen Höhe steigerten, und eine vollständige Betäubung aller Seelenkräfte zurückließen.

„Ach, welchen Stoff zu inhaltschweren, obschon traurigen Betrachtungen über das noch ungelöste Problem der Kindererziehung gewähren uns die Assessorin Trenner und ihre Tochter! Es herrschte zwischen ihnen die grenzenloseste Liebe, und gleichwol, wie vollkommen ohnmächtig war nicht diese Liebe infolge ihres Mangels an Wahrheit und Vernunft! Hätte meine Tante ein einziges mal versucht, die Gemüthsart und den Charakter ihrer Tochter zu studiren, und sich klar gemacht, daß ein Kind von Helenens gleichzeitig reicher und dennoch mangelhafter Natur vor allen Dingen einer Zärtlichkeit bedurfte, welche sie mit milder Wärme und Ruhe umgab, und durch ihren friedlichen Schatten die weichern Gefühle, aber nicht eine glühende Leidenschaft, nährte, die durch ihre gewal-

tigen Stürme die keimende Saat verheerte, oder zur vorzeitigen Reife brachte, — sicher hätte sie dann gesucht, ihre zügellosen Gefühle zu bändigen.

„Ich will mich jedoch bei diesen betrübenden Betrachtungen nicht länger aufhalten. Sie fordern eine größere Fähigkeit als die meinige, um klar und deutlich dieses Thema zu entwickeln, und es wäre wünschenswerth, daß jemand, der diese größere Fähigkeit besäße, einer Sache von so schwerem Gewicht seine Aufmerksamkeit widmete.

„Helene hatte ihr siebzehntes Lebensjahr erreicht. Sie war nicht schön, ja, sie konnte streng genommen, nicht einmal hübsch genannt werden; ihre frische, blühende Farbe aber, die große Lebhaftigkeit in ihren Zügen und in ihrem Benehmen war der Grund, daß sie nicht unbemerkt blieb. Zu den Männern, welche sehr bald ihre Blicke und Wünsche auf das lebensfrische und heitere Mädchen richteten, gehörte auch der Kapitän Santé Kahn. Er war schon einige vierzig Jahre alt, aber reich und von guter Familie, worauf die Assessorin großen Werth legte, sodaß sie eine Verbindung zwischen ihm und ihrer Tochter wünschte, ohne daß sie dabei den Charakter des Kapitäns studirt, oder untersucht hätte, ob er ein für die schwärmerische Helene passender Mann sei.

„Während der Kapitän das Haus der Assessorin fleißig besuchte, trat hier ein Graf auf, dessen Namen ich nicht nennen will. Er hatte einen Proceß, in welchem Trenner sein Anwalt war. Als er einmal das Zimmer des Assessors verließ, erblickte er Helenen. Diese flüchtige Begegnung hatte die Folge, daß der Graf, welcher bisjetzt nur den Assessor besucht, am Abend desselben Tags eine förmliche Visite bei der Assessorin machte. Hatte Helene schon auf den ersten Anblick Eindruck auf ihn gemacht, so that sie dies durch ihre lebhafte, muthwillige, oft kindische Conversation in noch weit höherm Grade. Sie war eine geschickte Porträtmalerin, und dies gab

reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung. Genug, der Graf kam wieder und oft.

„Die Assessorin, welche blos an ihre Pläne in Bezug auf Kahn und seinen erwarteten Heirathsantrag, welchen sie eifrig herbeiwünschte, dachte, weil sie dadurch unumschränkte Gewalt über das Herz ihrer Tochter zu erlangen hoffen konnte, schenkte den Besuchen des Grafen weiter keine Aufmerksamkeit als die, welche ihre geschmeichelte Eitelkeit ihr für den Augenblick eingab.

„So verging der Winter. Ging Helene zu ihren Lectionen oder kam sie von denselben zurück, so begleitete sie der Graf. Daß er während dieser Promenaden Gelegenheit erhielt, seine Gefühle zu erklären, ist natürlich, und daß ein Mann, von der Natur in Bezug auf seinen innern und äußern Menschen so reich begabt wie dieser, ein allen Eindrücken so offenes und so excentrisches Herz wie das Helenens eroberte, hätte ihre Mutter ohne Mühe voraussehen können. Die Assessorin gab aber weder auf die Tochter noch auf den Grafen Acht, denn es fiel in ihrer Gegenwart nichts vor, was den Plänen, die sie entworfen, in den Weg getreten wäre.

„Die Neigung des Grafen zu Helenen gewann gleichwol einen so bedenklichen Charakter, daß sie die Aufmerksamkeit seiner Familie zu erwecken begann.

„Uebrigens hatte er auch eine Verwandte, welche ihn mit unbezwinglicher Zuneigung liebte und schonungslos und grausam ward, weil sie diese Zuneigung nicht erwiedert sah.

„Eines Tages — es war im Frühjahr — hatte der Graf, seiner Gewohnheit gemäß, sie von der Wohnung des Professors E., bei welchem sie Unterricht im Malen hatte, nach der ihrigen begleitet. Als er sich von ihr trennte, besuchte er jene Verwandte.

„«Ich habe gehört, daß du einer gewissen Mamsell Trenner eifrig den Hof machst», sagte sie; «ist das wahr?»

„Der Graf erröthete und gab eine kurze ausweichende Antwort; da aber die junge Dame dessenungeachtet den Gegenstand wieder aufnahm, sagte er, sich durch ihren Ton verletzt fühlend:

„«Nun ja, ich liebe dieses Mädchen — was wünschest du weiter zu wissen?»

„«Ob du sie zu heirathen gedenkst.»

„«Und wenn ich dies beabsichtigte, was würde daraus folgen?» rief der Graf lebhaft und von seiner Liebe so vollkommen beherrscht, daß er in diesem Augenblick Helenen ohne Bedenken seine Hand angetragen haben würde, um es wahrscheinlich schon im nächsten zu bereuen.

„«Die Folge eines solchen Schrittes wird sein, daß ich deinem Vater melde, wie sein Sohn um einer zügellosen Laune willen unserer Familie einen Makel anzuhängen im Begriff steht. Ja noch mehr, ich werde die Verachtung der ganzen Familie gegen dich erwecken, und wo du auch immer eine solche Frau einzuführen gedächtest, würdest du alle Thüren verschlossen finden. Du kennst deinen Vater, du kennst uns alle und weißt, wie tief unsere Verachtung gegen dich sein würde. Du mußt mich auch entschuldigen, wenn ich ebenso wie deine übrigen Verwandten mich gezwungen sehe, dich nicht zu empfangen, solange dein Herz dergleichen Absichten birgt.»

„Mit diesen Worten erhob sich die junge Dame und verließ das Zimmer.

„Sie hatte den in der Brust des Grafen schlummernden Stolz gleichzeitig gedemüthigt und gereizt. Eine lange Weile blieb er in dem Salon stehen, und während dieser Augenblicke kämpften Liebe und Stolz in seiner Seele.

„An demselben Abend wollte er einen Onkel besuchen, ward aber nicht vorgelassen, obschon dieser zu Hause war und mehrere Personen bei sich hatte.

„Am nächstfolgenden Morgen erhielt er einen Brief von seinem Vater, der ihm befahl, ihn mit seinen Be-

suchen solange zu verschonen als er das Verhältniß mit einem Mädchen fortsetzte, welches seine Gattin nicht werden könne, und seine Buhlerin nicht werden dürfe.

„Was nach dem Lesen dieses Briefs in dem Grafen vorging, weiß ich nicht; als er aber zwei Tage darauf einen Besuch bei dem Assessor machte, und Helenen allein im Zimmer traf, war seine Stirn umwölkt und sein Gesicht bleich, Sein ganzes Aeußere verrieth eine düstere Gemüthsstimmung.

„Helene, die ihn mit jenen schwärmerischen, hingebenden, exaltirten und reinen Gefühlen liebte, welche der ersten Liebe so eigen zu sein pflegen, hatte keinen Gedanken, keinen Wunsch, kein Gefühl, welches sich nicht um den Grafen drehte. Alle andern Interessen waren aus ihrer Seele verschwunden, er war für dieses warme empfindsame Herz alles.

„Das veränderte Aussehen des Grafen entging Helenens Augen nicht, und sie fragte, was ihn beunruhige. Der Graf antwortete in bekümmertem Tone die für Helenens künftiges Schicksal so verhängnißvollen Worte:

„«Ich leide, geliebte Helene, weil ich dir nicht meinen Namen bieten darf, und ungewiß bin, ob du mich innig genug liebst, um mich deshalb nicht zu verstoßen. O, Helene, ich — ich liebe dich bis zum Wahnsinn!»

„Der Graf hatte keine Ahnung von der Wirkung seiner Worte. Er hatte einen Thränenstrom oder, trotz aller seiner Aeußerungen, eine Versicherung heißer Liebe erwartet, aber von all diesem geschah nichts. Helene blieb stumm, und als der Graf, der, während er sprach, die Augen gesenkt hatte, dieselben wieder zu der immer noch Schweigenden erhob, sah er sie mit hoch aufgerichtetem Haupte und todtenbleichen Wangen vor sich stehen.

„Sie hatte sich vom Stuhl erhoben. Ihre Augen waren mit einem Ausdruck von Schmerz und Verachtung auf ihn geheftet, aber keine Thräne zitterte darin.

„«Helene! Geliebte, angebetete Helene! Verzeihe mir! — ich —» stammelte der Graf.

„«Schweigen Sie, Herr Graf», antwortete Helene in klarem, deutlichem Tone. «Hier kann von keiner Verzeihung die Rede sein.»

„Mit diesen Worten verließ Helene schnell das Zimmer, und der Graf mußte den Gruß des Assessors beantworten, welcher in diesem Augenblick eintrat.

„Hätte Helene jetzt zu ihrer Mutter fliehen, an ihrer Brust ihrem Schmerze Luft machen, und durch ruhige, milde und friedliche Zärtlichkeit Linderung und Trost erhalten können, dann hätte die Wunde nicht so heftig geblutet, dann wäre der Schmerz kein so gewaltiger gewesen.

„So aber hatte Helene niemand, dem sie sich hätte anvertrauen können. In ihr Zimmer eingeschlossen, auf den Knien liegend und die Hände ringend, brach sie in wilde Klagen aus. Sie rief in ihrem Schmerze Gottes Beistand an, aber sie that es in wahnsinniger Aufregung, nicht mit jener tiefen Ergebung, welche der Seele Linderung bringt.

„Aus diesem Zustand hoffnungsloser Verzweiflung und unnennbaren Leidens erweckte sie die Stimme ihrer Mutter, welche sie aufforderte, die Thür zu öffnen. Helene schauderte. Lieber wäre sie gestorben, als daß sie ihrer Mutter ihre Liebe und die Demüthigung gestanden, welche ihr beschieden worden. Zu ihren unaussprechlich bittern Qualen gesellte sich auch noch die, daß sie ihren Schmerz und ihre Thränen durch eine Unwahrheit verbergen mußte. Die Arme wäre in diesem Augenblick gern gestorben, dafern sie vor ihrem Tode der Mutter alle Martern ihrer Seele hätte offenbaren dürfen, wenn sie aus dem geliebten Munde Trost und freundliche Zusprache vernommen hätte. Aber die Arme wußte, daß ihr erstes Wort über diesen Gegenstand bei ihrer Mutter einen gewaltsamen Ausbruch von Verzweiflung, Vorwürfen und Schmerz hervorgerufen haben

würde. Diese Steigerung der eigenen Qual hätte ihr blutendes Herz nicht zu ertragen vermocht, das wußte sie. Auf die wiederholte Aufforderung der Mutter öffnete Helene endlich die Thür.

„«Aber um Gottes willen, mein geliebtes Kind, was fehlt dir?» rief Frau Trenner, als sie das von Thränen und Gemüthsbewegung entstellte Antlitz der Tochter erblickte.

„«Ich habe Zahnweh, liebe Mama!» schluchzte Helene, und umhalste ihre Mutter.

„«Aber, meine gute Helene, dann wollen wir doch gleich nach dem Arzte schicken. Willst du warme Kräuterkissen auflegen? Sag', was willst du, daß ich thue, um deinen Schmerz zu lindern?» fragte die Assessorin, indem sie ihre Tochter zärtlich liebkoste und küßte.

„«Ich will nichts, als mein leidendes Antlitz an deiner Brust ausruhen lassen, Mama», rief Helene, indem sie ihre Mutter umschlang und ihr Haupt fest an sie drückte, während sie schluchzend stammelte: «Sag', daß du deine arme Helene liebst.»

„Die Assessorin, welche an Helenens Heftigkeit gewöhnt war, fragte sie nicht näher aus; denn da sie von ihr aufs zärtlichste geliebkost ward, so hatte sie ja keinen Grund, einen Nebenbuhler in der Liebe ihrer Tochter zu fürchten.

„Auch dieser Tag hatte ein Ende und die Nacht kam, nicht mit Ruhe und Trost für Helenen, sondern mit ihren Schatten und ihrer Finsterniß, um ihren Schmerz zu verbergen und ihrer Verzweiflung zu lauschen. Wie mancher furchtbare Kampf, wie manche schmerzensvolle Klage hat nur die Nacht zur Vertrauten gehabt! Der Tag kam mit Sonne und Licht, für Helenen aber war er nur Finsterniß; es war eine lange Nacht, die ihr ganzes Leben hindurch dauern sollte.

„So vergingen zwei Tage. Am dritten des Morgens trat Frau Trenner bei ihrer Tochter ein. Ein leichter

Schauer durchrieselte Helenen, denn sie las auf dem Antlitz ihrer Mutter die Vorzeichen eines herannahenden Sturmes. Auf der einen ihrer Wangen brannte eine dunkle Flamme, und die Augen waren so kalt und scharf, daß Helenen sich das Herz zusammenschnürte. Ihre Mutter hielt einen erbrochenen Brief in der Hand. Mit beinahe schneidender Stimme sagte sie zu ihrer Tochter:

„«Dieser Brief ist an dich; von wem er ist, brauche ich dir nicht zu sagen, denn auf deinen todtenbleichen Wangen lese ich das Zeugniß eines bösen Gewissens. Du hast deine Mutter betrogen, sie um dein Vertrauen und deine Liebe bestohlen; du hast sie belogen, und wagst dennoch sie zu bitten, daß sie dich liebe. Mir — mir, die du mir theurer gewesen bist als mein zeitliches und ewiges Wohl, mir lohnst du so! Mich opferst du einer unwürdigen Liebe zu einem Menschen, der dich nicht den tausendsten Theil so innig liebt wie ich! Helene, du bist ein grausames, ein undankbares Kind, dessen Geburt das größte Unglück deiner Mutter ausmacht.»

„Die Assessorin warf sich, indem sie dies sagte, auf das Sofa, und brach in krampfhaftes Weinen aus. In ihrer ungezügelten Heftigkeit vergaß sie ganz den empfindlichen und kranken Seelenzustand ihrer Tochter. Sie fühlte blos ihren eigenen Schmerz, ihre eigene Verzweiflung darüber, daß Helene jemand anders liebte, und zwar vielleicht mehr als sie.

„«O, Mutter, Mutter, sprich nicht jetzt, wo ich so grenzenlos unglücklich bin, diese harten Worte zu mir!» sagte Helene in herzzerreißendem Tone, warf sich ihrer Mutter zu Füßen, und wollte ihre Hand fassen.

„Frau Trenner aber entriß ihr dieselbe und sprang auf, indem sie rief:

„«Hinweg von mir, unglückseliges Kind! Du willst mich blos durch deine heuchlerischen Bitten bewegen, dir seinen elenden Brief zu geben. Aber verstehe wohl, ich verachte und verfluche diese erniedrigende Liebe, welche

du aus deinem Herzen reißen sollst, wie ich mit diesem Blatt thue.»

„Die Assessorin zerriß den Brief. Helene umschlang mit einem Ruf der Angst und Verzweiflung ihre Knie, und sank besinnungslos zu Boden. Die Mutter hatte den Bogen zu straff gespannt, als daß nicht eine Saite in dem Herzen des armen Kindes hätte reißen müssen, welches schon vorher von einem Schmerz gefoltert ward, den es kaum zu ertragen vermochte.

„Tage und Nächte vergingen nun, während welcher Zeit Frau Trenner trostlos Tag und Nacht mit unermüdlicher Liebe und Geduld am Krankenlager der Tochter wachte.

„Endlich, nach einem harten Kampfe mit dem Tode, kehrte Helene ins Leben zurück. Als sie das erste mal wieder im Gesellschaftssalon sich zeigte, machte Kapitän Kahn einen kurzen Besuch, und war dabei von dem Grafen begleitet; aber kalt und unzugänglich saß Helene da und sendete nicht einmal einen Blick dem Manne zu, den sie noch mit jedem Tropfen ihres Blutes liebte.

„Die Assessorin hatte sich vorgenommen, dem Grafen gegenüber zu thun, als habe sie durchaus keine Kenntniß von dem Liebesverhältniß, welches zwischen ihrer Tochter und ihm stattgefunden.

„Der Sommer nahte, und in den ersten Tagen des Juni hielt Kapitän Kahn um Helenens Hand an. Ihre Mutter gab ihr unter zärtlichen Bitten und Liebkosungen zu verstehen, es sei für sie der einzige Weg, um zu beweisen, daß sie sich ihre Liebe zu dem Grafen ernstlich aus dem Sinn geschlagen, und daß sie ihre Mutter noch ebenso innig liebe wie zuvor, wenn sie einwilligte, die Gattin des Kapitäns Kahn zu werden. Die Assessorin weinte, sprach von ihrem bittern Schmerz und ihrer unbegrenzten Liebe, und Helene, erschüttert, schwach, ohne Hoffnung, ohne Glauben an irdisches Glück, in ihrem Herzen und Stolze verwundet, gab nach, und glaubte in

vollkommener Uebereinstimmung mit ihrer Pflicht zu handeln. Sie wollte dem Grafen ihre Gleichgültigkeit und Verachtung dadurch beweisen, daß sie sich mit Kahn vermählte.

„Trotzdem aber der Stolz ihr diese Handlungsweise dictirte, so überließ sie sich gleichwol gänzlich ihrer Liebe und verschwendete den leidenschaftlichsten Ausdruck derselben an ein Gemälde welches sie im stillen malte und welches ein Bildniß des Grafen war. Einige Tage vor der Verlobung entdeckte die Assessorin dieses Gemälde und vernichtete es.

„Helene sagte dem Kapitän mit vollkommener Aufrichtigkeit, daß ihr Herz an dem Grafen hinge; aus Zartgefühl aber verschwieg sie alles, was einen Schatten auf ihn werfen konnte, sodaß der Kapitän in Bezug auf das Benehmen des Grafen in vollkommener Unkenntniß blieb.

„Im nächstfolgenden Herbst stand Helene vor dem Traualtar."

Clara hielt einige Augenblicke inne.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

„Alles, was ich bisjetzt mitgetheilt, kann als ein Prolog gelten", hob Clara wieder an, „denn erst nachdem Helene vermählt war, begann jenes Unglücksschicksal, welches sich wie eine schwere schwarze Wolke auf ihr Leben herabsenkte. Ehe ich fortfahre, muß ich mit einigen Worten den Charakter und die Familienverhältnisse des Kapitäns schildern.

„Der Kapitän war bisjetzt noch nicht vermählt gewesen, sondern hatte sein Hauswesen von einer verwitweten Schwester besorgen lassen. Kahn's Schwager, ein ausschweifender, verschwenderischer Lieutenant, Namens Claren, hatte das Vermögen seiner Frau durchgebracht, und sie und ihren Sohn in wirkliche Armuth versenkt. Die natürliche Folge hiervon war, daß die Schwester des Kapitäns alles Mögliche that, um ihren Bruder vom Heirathen abzuhalten; denn da sie seine nächste Erbin war, so mußte, wenn der Kapitän unvermählt starb, ihr Sohn Reinhold Claren in den alleinigen Besitz von Kahn's ziemlich bedeutendem Vermögen kommen.

„Frau Claren prägte daher dem Herzen ihres Sohnes

ein, daß das größte Unglück, welches ihm begegnen könnte, wäre, wenn sein Onkel heirathete.

„Zehn Jahre lang ging alles nach Wunsch. Frau Claren starb in der angenehmen Hoffnung, daß ihr Bruder sein Leben als Hagestolz fortsetzen würde. Reinhold arbeitete in einer Amtsexpedition und träumte sich schon als Besitzer des Reichthums seines Onkels.

„Kapitän Kahn's Charakter war ein eigenthümliches Gemisch. Er besaß einen dreisten, starken, kraftvollen und unbezwinglichen Willen, eine heftige und strenge Gemüthsart, einen rechtschaffenen, muthigen und zuverlässigen Charakter, unbegrenzte Herrschsucht, eine edelmüthige Uneigennützigkeit, aber auch eine unerschütterliche Härte, wenn er gereizt, oder in seinen heiligern Gefühlen verletzt ward. Streng gegen sich selbst und in Erfüllung seiner eigenen Schuldigkeit war er es gegen andere ebenso unbeweglich. Selbst Mann von Ehre, hatte er seine Mitmenschen selten im Verdacht von Niedrigkeiten. Soldat mit Herz und Seele, gab er auch in seiner Häuslichkeit eine entschiedene Liebe zur Ordnung, Stille und Pünktlichkeit kund. Er betrachtete sich in seinem Hause wie bei seiner Compagnie als den allmächtigen Anführer, der unbeschränkte Macht besaß und dessen Befehlen blindlings gehorcht werden müßte.

„Dies war der Mann, der mit der ganzen Stärke seines kraftvollen Charakters sein Herz an Helenen hing. Seine Liebe glich dem Feuer, welches mit seinen Gluten alles zu Asche brennt. Konnte wol eine Verbindung zwischen diesen beiden Personen glücklich werden? War es auch nur denkbar, daß sie erträglich würde, während eins der Gatten mit alles fordernder, auf nichts verzichtender Liebe liebte, und mit leidenschaftlicher Gewalt eine Erwiderung dieser Gefühle in einem Herzen finden wollte, welches für einen andern schlug?

„Als ich Helenen das Knie beugen und vor Gott ihre Liebe, ihren Glauben und ihr Leben mit einem

theuern Eid verschenken hörte, fühlte ich eine unheilverkündende Ahnung meine Seele durchzucken, und ich glaubte schon in dem Buche des Schicksals namenlose Leiden für diese so himmelweit voneinander verschiedenen Gatten zu lesen.

„Die Ehe des Kapitäns begann mit einer unaufhörlichen Unruhe, einer beständigen Furcht, einer rastlosen Jagd nach Gegenliebe. Er wußte, daß Helene den Grafen geliebt hatte, aber sein Herz war zwischen Hoffnung und Furcht getheilt. Die Phantasie schmeichelte ihm, indem sie ihm vorgaukelte, Helene werde bald den Grafen vergessen und ihren Gatten lieben; seine Vernunft aber, seine Weltkenntniß flüsterte ihm das Gegentheil zu, und theilte seine Gefühle zwischen einer heimlichen Unruhe und einer sich mit jedem Tage mehr entwickelnden heftigen Eifersucht.

„Helene war mit dem warmen, religiösen Vertrauen vor den Altar getreten, daß sie mit guten Vorsätzen im Stande sein würde, ihrem Gatten Glück und Freude zu schenken. Sie hegte eine so schwärmerische Bewunderung für alles, was man Pflicht nennt, daß sie glaubte, sie werde in diesem Gefühl stark genug sein, ihren Beruf recht zu erfüllen. Ach, Pflicht ohne Liebe ist wie Glaube ohne Werke — sie ist todt, und von dem Tod geht weder Leben noch Glück aus. Diese beiden Gatten, welche durch die Bitten und Bemühungen einer Tochter aneinander gefesselt worden, trugen in ihrer eigenen Brust genug Elemente zu einem unglücklichen Leben, ohne daß es noch eines dritten bedurft hätte, und gleichwol sollte dieses dritte Element das unheilvollste werden.

Es war dies der Neffe des Kapitäns, der Notar Reinhold Clarén. Auch über seinen Charakter muß ich hier einige Worte beifügen.

„So muthig, herrschsüchtig und uneigennützig der Kapitän war, ebenso feig, falsch und habsüchtig war der Notar Clarén. Die Hauptzüge seines Charakters waren:

unersättliche Habsucht, unermeßliche Eitelkeit, ein treuloses, heuchlerisches und niedriges Gemüth in Verbindung mit einer stummen, nie ruhenden Hartnäckigkeit, in deren Folge er durch List und Ränke das Ziel zu erreichen suchte, nach welchem er trachtete, weil er aus Feigheit niemals offen in einer Sache aufzutreten wagte. Die Mittel, welche er im stillen anwendete, um zu erreichen, was er wünschte, waren ihm gleichgültig, denn Gewissen und Ehre wurden nie in Anschlag gebracht, wenn sein Eigennutz oder seine Eitelkeit das Wort führte.

„Die Vermählung seines Onkels mit Helenen war für Reinhold's Habsucht ein so furchtbarer Donnerschlag, daß er lange Zeit brauchte, um sich davon zu erholen. Seine sklavische Furcht vor der Heftigkeit und dem Despotismus des Kapitäns, war der Grund, daß er der Wuth, die in ihm kochte, auch nicht mit einem einzigen Worte Luft machte. In seiner Seele entwickelte sich ein wirklicher Haß gegen den Onkel, welchen er als den Mann betrachtete, der ihm Reichthum und Glück geraubt. Auch gegen Helene empfand er einen furchtbaren Wunsch nach Rache, und mit gierigen Blicken durchspähte er die ganze Umgebung der jungen Frau um im stillen und während er ihr alle äußern Beweise von Freundschaft und Theilnahme gab, ihr in den Augen des Kapitäns zu schaden und womöglich so viel Unfrieden in ihrer Ehe hervorzurufen, daß dieselbe unerträglich würde und mit einer förmlichen Scheidung endete.

„Das erste halbe Jahr verging ohne andere Stürme als die Ausbrüche von Eifersucht auf seiten des Kapitäns, welche allemal sich kund gaben, wenn er mit gewaltsamer und heftiger Leidenschaft seiner Gattin einige Worte wahrer und wirklicher Wärme zu entlocken suchte, aber nur sanfte Freundlichkeit, niemals Liebe erhielt, oder wenn sie in Gesellschaft mit dem Grafen zusammentrafen, der bei diesen Gelegenheiten Helenen eine Aufmerksamkeit

fiwies, welche deutlich zu erkennen gab, daß seine Gefühle für sie noch dieselben waren wie vorher.

„Helene war die Sklavin des Willens und der Launen ihres Gatten, aber sie war niemals eine liebevolle, zärtliche Gattin, die durch ihre Liebkosungen und ihre Hingebung ihm ein glückliches Leben bereitet hätte. Sie glich einer für ihre Pflichten lebenden Maschine und opferte denselben sich und ihre Wünsche, aber alles war mechanisch, gefühllos und ohne Leben.

„Wie namenlos unglücklich der heftige Kapitän, der mit jeder Faser seines Herzens liebte, sich an der Seite eines solchen Pflichtautomaten fühlen mußte, läßt sich leicht denken, besonders da er sah, wie lebendig und warm sie in jeder andern Beziehung war. Er raste, er tobte, er bettelte zu ihren Füßen um Liebe, er machte sein und ihr Leben zur Hölle; aber ach, er vermochte nur ihr Mitleid zu erwecken, ihre Unterwürfigkeit zu verdoppeln, aber in dem armen tödlich verwundeten Herzen kein wärmeres Gefühl zu entzünden.

„Nach Verlauf eines Jahres gebar sie einen Sohn. Helene, welche schon glaubte, ihr eheliches Joch sei eine drückende Bürde, empfand bei der Geburt ihres Kindes einen Strahl von Hoffnung und Freude. Sie, die nicht mit Liebe an ihrem Gatten hing, sondern ihn blos fürchtete, glaubte nun, da sie ein Kind hatte, welches sie lieben konnte, ihr Schicksal geduldig ertragen zu können.

„Während Helene sich diesen Träumen hingab, und der Kapitän hoffte, daß die Geburt ihres Kindes die Mutter seinem Herzen näher bringen würde, ging Reinhold's schwarze Seele mit Rachegedanken schwanger.

„Wie haßte er dieses Kind, welches seine Hoffnung auf Erbschaft gänzlich vernichtete! Er knirschte vor Wuth mit den Zähnen, als er daran dachte, und nun nachdem er die Liebe des Kapitäns ebenso wie Helenens Stellung zu ihrem Gatten studirt, und überdies durch Lauschen und Spioniren sich überzeugt hatte, daß die Eifersucht

seines Onkels der Neigung galt, welche Helene für den Grafen gehegt, entwarf er seinen Plan.

„Da er in dem Hause des Kapitäns wohnte, so ward es ihm sehr leicht, durch einige in aller Unschuld hingeworfene Worte in Bezug auf eine gewisse unerklärliche Aehnlichkeit zwischen Helenens Kind und dem Grafen erst die Kälte des Kapitäns und dann seine Antipathie gegen das Kind zu erwecken, worauf er dann anscheinend ganz absichtslos erwähnte, er sähe den Grafen oft vorbeigehen. Eines Tags beim Mittagstische äußerte er ganz hingeworfen:

„« Graf *** muß hier in der Nachbarschaft wohnen; er geht beinahe täglich an dem Fenster vorbei und sieht herauf. »

„Reinhold's lauernde Blicke flogen rasch hinüber nach Helenen, und hefteten sich dann auf den Kapitän. Die erstere ward feuerroth, als sie den Namen des Grafen hörte. Der Kapitän dagegen ward bleich, denn beide wußten recht wohl, daß der Graf nicht in der Nähe wohnte. Reinhold, der den Grafen nicht ein einziges mal hatte vorbeigehen sehen, trank ein Glas Wasser, und dachte:

„« Ich habe den Nagel auf den Kopf getroffen. Gut. Nun weiß ich, was ich zu thun habe! »

„Am Abend sagte der Kapitän zu Helenen, während er ihr zwei Theaterbillets überreichte:

„« Kleide dich an, wir wollen ins Theater gehen. »

„Seine Stimme war drohend, seine Miene streng.

„« Unser Kleiner ist aber nicht recht wohl, laß mich lieber zu Hause bleiben", bat Helene.

„« Nein, du wirst mitgehen. »

„Sein Ton gestattete keinen Widerspruch.

„Der Kapitän und Helene traten in die erste Galerie und hier begegneten die Blicke der jungen Frau denen des Grafen, der in einer Loge gerade gegenübersaß.

„Helene wendete das Gesicht ab, aber in beinahe spottendem Tone sagte ihr Gatte:

„«Grüße doch den Grafen, Helene! Oder hast du ganz vergessen, wie er aussieht?»

„Helene erhob den Blick zu ihrem Gatten. Seine Züge verriethen unerschütterliche Härte und bittern Hohn. Mit einer Stimme, welche unheilverkündend klang, flüsterte er:

„«Grüße — ich befehle es!»

„Helene gehorchte, wie gewaltig sie sich aber auch anstrengte, so vermochte sie doch nicht den Lauf des Blutes zu hemmen, denn dieses stieg ihr mit seinen Purpurflammen ins Gesicht empor.

„«O, nun weiß ich genug», zischte der Kapitän. «Du liebst ihn noch!»

„Nun kam eine Zeit, die ich nicht schildern kann. Der Kapitän schleppte Helenen unaufhörlich in ein Concert nach dem andern, ins Theater, auf die Promenade, und überall hin, wo sie mit dem Grafen zusammentreffen konnten. Nach einer jeden solchen Begegnung raste er in wilder Eifersucht gegen Helenen. Er hat mir selbst versichert, daß er bei jedem dergleichen Zusammentreffen Höllenqualen litt, daß aber seine einzige Linderung darin bestand, zu wissen, daß Helenens Martern noch größer waren. Einmal, als ich um Schonung der Armen bat, rief er:

„«O, warum liebt sie mich nicht? Warum betrügt sie mich? Ich weiß, daß sie dies thut? Reinhold hat es mir gesagt.»

„Endlich machte der Graf eine Reise ins Ausland. Helenens kleiner Sohn starb, und wir hofften, ihre Qualen seien nun zu Ende; aber ach, sie sollten nur eine neue Gestalt annehmen.

„Der Notar, der sich nun von dem verhaßten Kinde, welches ihn aller Aussichten auf die Erbschaft beraubt, befreit sah, begann nach einem andern Angriffsplan zu

verfahren. Er besuchte sehr oft die Assessorin Trenner, und meldete ihr im stillen, Helene sei sehr unglücklich, und er müsse selbst gestehen, daß sein Onkel sich im höchsten Grade schlecht gegen seine Frau benehme. Die Assessorin, welche damals vor kurzem Witwe geworden, sprach sich sehr heftig aus, mußte aber auf Reinhold's wiederholte Bitten versprechen, nicht zu verrathen, daß sie diese Mittheilungen von ihm erhalten.

„Ich kam zu meiner Tante, als sie gerade im Begriff stand, sich zu Helenen zu begeben. Unter einer Flut von Thränen und den bittersten Klagen erzählte sie mir, Reinhold habe ihr gesagt, wie unglücklich Helene sei. Ich hatte dies schon längst gewußt, aber mich gehütet, meiner Tante ein Wort davon zu sagen, denn ich kannte ihre heftige, zu Gewaltthätigkeiten geneigte Gemüthsart

„Vergebens suchte ich ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß Reinhold ein doppeltes Spiel spielte; sie wollte nichts davon hören. Ich wiederholte die Worte, welche der Kapitän zu ihr gesagt; aber meine Tante behauptete, Kahn habe den Namen seines Neffen blos benutzt, um einen Vorwand für seine Bosheit zu haben.

„Da sie nicht geneigt war, die Wahrheit einzusehen, so suchte ich sie wenigstens zu bewegen, sich eines Angriffs auf den Kapitän zu enthalten, und nicht durch ihre Einmischung das unglückliche Verhältniß zwischen den beiden Gatten noch mehr zu verwirren.

„Auch jetzt aber blieb sie immer noch taub für meine Bitten und Vernunftgründe, und folgte blindlings der Verzweiflung und dem Zorn, der ihre Brust bei dem Gedanken erfüllte, daß Helene, ihre vergötterte Helene, unglücklich sei.

„«Es ist furchtbar, zu bedenken, daß Jahre vergangen sind, ohne daß ich eine Ahnung von den Leiden meines Kindes gehabt habe. Und sie, die Arme, die kein Vertrauen zu mir gehabt hat!» rief die verzweifelte

Mutter. «O, ich könnte diesen Menschen umbringen, welcher ihr das Leben zu verbittern wagt.»

„In dieser gereizten Gemüthsstimmung begab sich die Assessorin in das Haus des Kapitäns. Das Unglück wollte, daß kurz vor ihrer Ankunft hier der Kapitän sich einem heftigen Ausbruch von Eifersucht hingegeben hatte, in dessen Folge Frau Trenner ihre Tochter auf dem Sofa ihres Schlafzimmers liegend, weinend und ganz in Schmerz aufgelöst antraf.

„Die Assessorin hatte schon mehrmals, wenn sie sie besucht, Spuren von Thränen an ihr bemerkt, aber auf ihre Fragen nach der Ursache, von Helenen stets die Antwort bekommen, sie sei krank, oder sie ängstige sich wegen der Gesundheit ihres Kindes, und endlich gab der Tod des Knaben einen steten Vorwand, denn Helene gab ihrer Mutter alle andern Gründe an, nur nicht den rechten. Sie hatte niemals den Muth gehabt zu sagen: «Mama, du hast durch diese Heirath das Unglück deines Kindes ebenso herbeigeführt wie das des Mannes, mit welchem du mich vereinigt.» — Nein, Helene hätte lieber doppelten Schmerz ertragen, als durch eine solche Mittheilung das Leben ihrer Mutter verbittert.

„Als die Assessorin ihre Tochter in den tiefsten Schmerz versenkt sah, schlang sie ihre Arme um sie und rief mit Verzweiflung und Heftigkeit!

„«O, mein Kind! mein geliebtes Kind! Muß ich es erleben, dich so leiden zu sehen! Helene, Helene, du hast mich hintergangen, du bist unglücklich, du bist mit einem Ungeheuer von Grausamkeit vermählt; aber ich werde dich diesem entsetzlichen Schicksal entreißen.»

„Die Assessorin ließ ihre Tochter los, und wollte sofort zu dem Kapitän eilen, während heftiges Schluchzen die aufgeregte und wirklich unglückliche Mutter am ganzen Körper erschütterte. Helene aber ergriff angstvoll ihre Hände und bat:

„«Gute, geliebte Mama, höre mich. Wenn du

meinen Frieden und meine Zukunft lieb hast, so sage Kahn nichts. Ich bitte, ich flehe dich auf meinen Knien darum. O, ich habe nicht den Muth und die Kraft, den furchtbaren Auftritt zu ertragen, der die Folge davon sein würde. Deine Einmischung, Mutter, würde mein Los nur noch entsetzlicher machen. Die Schuld ist übrigens nur mein — nur mein, aber nicht sein.»

„Helene drückte die Hände ihrer Mutter an die Lippen, und weinte.

„«Du sanfter, guter Engel, du sagst, die Schuld sei dein; aber weiß ich denn nicht, wie gut und nachsichtig du bist und stets gewesen bist? — O, meine Helene, du bittest für deinen Tyrannen; aber ich werde Muth für uns beide haben, ich werde dem Elenden sagen, daß du sein Haus sofort verlassen und mir folgen sollst. Du mußt von ihm geschieden werden, und wenn ich dich mit Gewalt seinen Klauen entreißen sollte.»

„Die Assessorin warf sich in der aufgeregtesten Gemüthsstimmung auf das Sofa.

„«Geschieden, sagst du, Mama? Das kannst du nicht wollen», flüsterte Helene, indem sie zu den Füßen ihrer Mutter niederkniete. «Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden; und deine Helene wird als Kahn's Gattin leben und sterben.»

„Es trat ein Schweigen ein, welches nur durch das Schluchzen der Assessorin und ihrer Tochter unterbrochen ward. Ein Seufzer, ein tiefer krampfhafter Seufzer ließ sich hinter Helenen hören. Sie sprang erschrocken auf, denn sie erkannte diesen Seufzer der Leidenschaft und Verzweiflung. Schaudernd drehte sie sich um.

„An das Thürgewände gelehnt, stand Kapitän Kahn. Sein Blick weilte auf Helenen, aber diesmal nicht mit Härte, Wuth und Haß, sondern mit einem Ausdruck tiefen, unnennbaren Schmerzes. Er streckte ihr schweigend die Arme entgegen, und etwas, was einer Thräne glich, blinkte in den sonst so strengen und durchdringenden Augen.

„Worte, wären sie auch noch so beredt gewesen, hätten Helenen nicht in dem Grade zu rühren vermocht, wie diese stumme Geberde. Sie stürzte in die Arme ihres Gatten, mit wahrer und wirklicher Wärme schlang sie ihre Arme um seinen Hals, während er sie, die er bis zum Wahnsinn liebte, heftig und leidenschaftlich an seine Brust drückte.

„Wären Helene und der Kapitän jetzt allein gewesen, oder hätte meine Tante Ruhe und Verstand genug gehabt, um stumme Zuschauerin zu bleiben, so wäre die Aussöhnung der beiden Gatten vielleicht für die Zukunft nützlich und heilsam geworden, denn der Kapitän hatte das Gespräch zwischen seiner Gattin und seiner Schwiegermutter mit angehört.

„Frau Trenner aber fühlte ihr Herz vor Zorn erbeben, als sie ihre Tochter von den Armen des Mannes umschlossen sah, der sie so unglücklich gemacht, und alle jene gräßlichen Schilderungen von moralischer Mishandlung, welche Reinhold entworfen, standen mit furchtbarer Lebendigkeit vor ihrer Erinnerung.

„Sie erhob sich, ging auf die beiden Gatten zu, faßte Helenen beim Arm, und sagte in scharfem Tone zu ihrem Schwiegersohn:

„«Wenn meine unglückliche Tochter schwach genug ist, die Hand zu küssen, welche sie gemishandelt, so ist dies doch nicht mit mir der Fall. Sie versprachen mir, ihr ein glückliches Leben zu bereiten, und Sie haben ihr dagegen jeden Tag, jede Stunde zu einer neuen Tortur gemacht, und ihr ein so entsetzliches Dasein geschaffen, daß mir das Herz bei dem Gedanken daran vor Entsetzen stillsteht.»

„«Mama, Mama, um Gottes willen!» rief Helene vor Schrecken todtenbleich. Sie fühlte den Arm ihres Gatten beben und sah an dem drohenden Muskelspiel seines Gesichts, daß ein furchtbarer Sturm zum Ausbruch kommen würde.

„«Schweig, Helene, laß deine Mutter sich aussprechen, wenn sie es wagt!» befahl der Kapitän, ließ seine Gattin los und kreuzte die Arme über der Brust, während er seine scharfen Augen auf die Schwiegermutter heftete.

„«Wenn ich es wage?» wiederholte Frau Trenner mit flammenden Wangen und funkelnden Augen. «Wenn ich es wage! Seien Sie überzeugt, daß ich dies thue. Wohlan, hören Sie, was ich von Ihnen denke, und was ich laut vor einem jeden ausrufen werde, der es hören will: Sie benehmen sich gegen meine Tochter als ein herzloser, abscheulicher, elender Tyrann, welcher —»

„«Mutter, willst du mich tödten!» keuchte Helene, die sich kaum noch aufrecht zu halten vermochte.

„«Schweig!» donnerte der Kapitän; «laß das wahnwitzige Weib sprechen!»

„Die Assessorin trat ihrem Schwiegersohn einen Schritt näher und sagte langsam, während ihre Gemüthsbewegung ihre Stimme fast zu ersticken drohte:

„«Das wahnwitzige Weib will blos sagen, daß sie ihre Tochter mit nach Hause nimmt, daß sie dieselbe Ihrer Barbarei entreißen wird, daß Helene nicht eine Minute länger hier bleiben soll.»

„Ein krampfhafter Schauer schüttelte die Assessorin, als sie mit beinahe lautloser Stimme hinzusetzte:

„«Eine Mutter, die ihr Kind so liebt wie ich, wird es auch vor seinem Henker retten, und des Himmels Rache auf ihn —»

„Helene stürzte ihrer Mutter zu Füßen, und rief mit herzzerreißendem Schmerz:

„«Halt ein, Mutter! Willst du dem Vater meines heimgegangenen Kindes fluchen?»

„Der Kapitän faßte Helenen bei den Armen und riß sie in die Höhe, indem er mit einem Gemisch von Hohn und Bitterkeit sagte:

„«Hören Sie wol, Frau Assessorin, Ihre Tochter bittet um Schonung für den Vater ihres Kindes,

nicht für ihren Gatten. Fassen Sie die Bedeutung dieser Worte? Aber nein, Sie fassen sie nicht; ich will es Ihnen aber sagen.»

„«Ich mag nichts hören. Ich habe nichts weiter hinzuzusetzen, als daß ich meine Tochter nehmen und mich mit ihr entfernen werde», antwortete die Assessorin heftig und reichte Helenen, welche unbeweglich stehen blieb, die Hand.

„«Versuchen Sie es, meine Frau hinwegzuführen, wenn Sie können!» rief der Kapitän, indem er seine Schwiegermutter fest bei der Hand ergriff, und hinzusetzte: «Dieses Weib ist mein — verstehen Sie? — sie ist mein Eigenthum, und Ihre Drohungen prallen ab an meinem Recht. Sie besitzen keine Macht über sie, und das Gesetz vermag nicht, eine Ehe zu lösen, von welcher ich will, daß sie bestehen bleibe. Ich habe Sie stillschweigend angehört, hören Sie nun mich.»

„«Nein, nein, ich will fort, um Beistand zu holen und mein Kind Ihren Händen zu entreißen!» rief die Assessorin ganz außer sich.

„«Selbst der König kann Ihnen in dieser Beziehung nicht beistehen», antwortete der Kapitän mit furchtbarer Kälte. «Sie werden deshalb bleiben und mich hören.»

„«Mama, liebe Mama, wenn du mich nicht zum Wahnsinn treiben willst, so höre ihn!» bat Helene in Thränen schwimmend.

„Schweigend, mit einer ganzen Welt von Stürmen in ihrem Busen, setzte sich die Assessorin zitternd auf das Sofa.

„«Frau Assessorin», hob der Kapitän wieder an, «Sie gaben mir Ihre Tochter mit den Worten: Sie ist sanft, sie ist rein in allen ihren Gefühlen, Sie werden glücklich werden, denn sie wird Ihnen treu und ergeben sein. — Ich dagegen gab Ihnen das Versprechen, Ihre Tochter mehr zu lieben als alles andere auf Erden. Ich that dies in dem vollen Bewußtsein, daß meine Liebe

tief und fest war, daß sie erst mit meinem Leben aufhören würde. Wohlan, fragen Sie Helenen, ob ich mein Wort gebrochen, ob meine Liebe nicht heute noch ebenso warm und stark ist wie an dem Tage, wo ich ihr meine Hand antrug. Fragen Sie Ihre Tochter, ob ich eine einzige Minute aufgehört habe, sie zu lieben?»

„Die Augen des Kapitäns waren auf Helenen geheftet. Er schwieg.

„«Nun, Helene, welche Antwort gibst du auf die Fragen deines Gatten?» sagte die Assessorin. «Du wagst wol nicht, aufrichtig zu sein? O du armes Kind, du mußt aus Furcht lügen!»

„Frau Trenner bedeckte, als sie dies sagte, ihr Gesicht schluchzend mit den Händen.

„«Mama, keine Macht, keine Furcht würde in diesem Augenblick mich bewegen zu lügen», sagte Helene wehmüthig. «Mit der Hand auf dem Herzen kann ich versichern, daß Kahn mich stets geliebt hat.»

„«Und kannst du dasselbe auch von dir sagen?» rief der Kapitän wild und heftig. «Kannst du sagen, daß du auch nur eine einzige Stunde den Mann geliebt, der dir sein Leben geschenkt, dessen Herz du gewonnen, dessen Gattin du bist?»

„Kahn faßte Helenens Hände, drückte sie hart und setzte hinzu: «Nein, nein, deine Schwüre vor Gott, in welchen du Liebe und Treue gelobtest, waren Meineide. — Ihre Tochter, Frau Assessorin, hat mich nie geliebt; wenn sie mich aber auch ihrer Liebe beraubte, so hätte ich gleichwol noch ein Recht auf ihre Treue gehabt. Sie hat mich aber um beides bestohlen, und ich weiß nicht einmal, ob das Kind, welches nun todt ist, mein war — oder ob —»

„Ein gleichzeitiger Ausruf des Schmerzes von Mutter und Tochter unterbrachen den Kapitän. Die Assessorin warf sich zwischen die beiden Gatten, und Helene stürzte wie betäubt auf die Knie nieder. Wie eine verwundete

Löwin, welche ihr Junges vertheidigt, umfaßte die verzweifelte Mutter ihre Tochter, um sie aus dem Zimmer zu tragen, während sie mit keuchender Stimme rief:

„«Das ist zu viel! Zu viel! Sie thäten besser, wenn Sie sie tödteten. Komm — komm — du bist durch eine solche Beschuldigung entehrt, mein Kind. Du kannst — nicht länger — hier weilen.»

„Helene erhob sich mit Anstrengung, strich sich mit beiden Händen das Haar von der Stirn, warf mit einer Bewegung von Verzweiflung und Stolz den Kopf zurück, und sagte langsam:

„«Nein, meine Mutter, ich werde dir nicht folgen; ich werde hier bleiben bei meinem Gatten, dies ist meine Pflicht, die ich niemals vergessen werde; möge auch er der seinigen eingedenk sein.»

„Helene trat dem Kapitän einen Schritt näher, und setzte in kaltem deutlichen Tone hinzu:

„«Mit welchem Recht wagst du, einen so schimpflichen Verdacht auszusprechen?»

„«Mit dem Recht, welches mir meine verspottete und unbelohnte Anhänglichkeit gibt», antwortete der Kapitän. «Verstehst du nicht, daß die Gewißheit, daß dein Herz einem andern gehört, jede Anklage gegen dich glaubhaft macht? Ha, niemals wirst du begreifen, welche Hölle der Anblick dieses Kindes für mich war, nachdem man mich an deiner Treue und deiner Ehre zweifeln gelehrt.»

„Der Kapitän fuhr sich mit der Hand über das bleiche Antlitz.

„«Also gibt es jemand, der — der mich anzuklagen gewagt?» fragte Helene und stand so bleich, so kalt, mit so stolz aufgerichtetem Haupt vor ihrem Gatten, daß man auf ihrer schneeweißen Stirn ihre Unschuld lesen zu können glaubte.

„«Ja.»

„Ein Seufzer, so qualvoll, daß eine ganze Welt

von Schmerz darin lag, entrang sich der Brust des Kapitäns bei diesem einzigen Wort.

„«Und du hast ihm geglaubt?» fragte Helene, indem ihre Züge immer kälter und bleicher wurden.

„«Wenn eine Frau ihren Gatten nicht liebt, so werden solche Anklagen glaubhaft», antwortete der Kapitän, «und deshalb habe ich an deiner Treue gezweifelt. — Ach, da dein Herz nicht mein gehörte, so hatte ich ja nichts, worauf ich meine Ueberzeugung stützen konnte. O, Frau Assessorin», rief der Kapitän zornig zu seiner Schwiegermutter gewendet, «Sie hätten Ihre Tochter lehren sollen, daß nur die Liebe es ist, was den Grund zu ehelichem Glück legt.»

„Helene ging auf ihre Mutter zu und sagte bittend:

„«Unaussprechlich geliebte Mama, verlaß uns nun. Ach, ich weiß, daß du leidest, daß du grausam durch mich leidest; aber alles wird wieder gut werden.»

„Helene drückte die Hände ihrer Mutter schluchzend an ihre Lippen, während sie wiederholte:

„«Alles, alles wird wieder gut werden.»

„«Und du willst wirklich bei diesem Mann bleiben?» rief die Assessorin, indem sie ihre Tochter in die Arme schloß und stürmisch an ihr Herz drückte. — Gott allein weiß, was die verzweifelnde Mutter dachte.

„«Nur der Tod scheidet zwei Gatten!» rief Helene.

„Frau Trenner entfernte sich mit Haß im Herzen gegen ihren Schwiegersohn. Ihr Verstand war nicht klar genug, um einzusehen, daß der Kapitän womöglich noch unglücklicher war als Helene, und daß sie selbst diese unglückliche Ehe geschaffen.

„Was zwischen Helenen und ihrem Gatten vorging, weiß ich nicht; am nächstfolgenden Tage aber schrieb Helene ihrer Mutter:

„«Geliebte Mama! — Alles ist erklärt, alles ist nun wieder gut. Mein Gatte hat mich um Verzeihung gebeten. Glaube mir, er ist es, der unglücklich gewesen

ist. — Mama, vergiß, was gesprochen worden, und bedenke, daß deine Helene viel gegen den Mann gutzumachen hat, mit welchem sie sich ohne Liebe vermählte. Komm, komm, zu deiner Helene.»

„Nun begann für Helenen eine Zeit neuer Martern. Der Kapitän war allerdings ruhiger und Helene zärtlicher gegen ihn, die Assessorin aber, welche ihre Tochter jetzt täglich besuchte, kam unaufhörlich bald in aufgeregter Gemüthsstimmung, bald mit Zorn, bald mit Thränen, Verzweiflung und Schmerz auf die Forderung zurück, daß Helene sich von dem Kapitän scheiden lassen solle.

„Helene aber, sonst so schwach und nachgiebig, war, wenn es diesen Punkt galt, unbeweglich.

„Reinhold begann nun heimlich, während des Verlaufs von ziemlich einem Jahr, gemeinschaftlich mit Frau Trenner den Plan zu entwerfen, daß man Helenen bewegen müsse, von ihrem Gatten fortzuziehen; ginge sie nicht darauf ein, so müsse man sie mit Gewalt zwingen, ihren Mann zu verlassen, weil sie zuletzt tiefsinnig und geisteskrank werden würde, wenn sie fortwährend der tyrannischen und grausamen Behandlung des Kapitäns unterworfen bliebe. Alle Tage tischte er der verzweifelnden Mutter die gräßlichsten und unwahrsten Geschichten von dem auf, was Helene von Kahn zu ertragen hätte, und steigerte dadurch den Haß und Zorn der Assessorin zu einer furchtbaren Höhe. Andererseits warnte er den Kapitän vor den Fluchtplänen, welche Frau Trenner angeblich in Gemeinschaft mit ihrer Tochter entwarf. Genug, das Mistrauen des Kapitäns erwachte wieder, obschon jetzt gegen die Schwiegermutter, wiewol Helene es war, welche die Folgen davon ertragen mußte.

„Eines Tages, als die Assessorin in vollem Zorn ihre Tochter verlassen und Helene sich weinend in einen Armstuhl geworfen hatte, trat Reinhold bei ihr ein. Er sprach sehr theilnehmend von dem Schmerz der Assessorin, und daß dieser Zustand ihr endlich das Leben kosten

würde. Er sagte auch, daß Helene durch ihre Weigerung ihrem Gatten einen nur geringen Dienst leiste, denn auch der Kapitän selbst würde nicht eher Ruhe und Frieden finden, als bis er von seiner Gattin geschieden wäre. Er beschwor Helenen, zu bedenken, wie viel Gutes ein solcher Schritt für sie alle zur Folge haben würde.

„Helene trocknete ihre Thränen und richtete sich zu ihrer vollen Größe empor. Sie ließ ihn ruhig ausreden. Als er fertig war, heftete sie ihre Augen scharf und fest auf ihn und sagte:

„«Sage mir, wer ist es, der in dem Gemüth meines Gatten den abscheulichen Argwohn erweckt hat, daß er nicht Vater meines Kindes sei?»

„Reinhold konnte nicht umhin, die Farbe zu wechseln, und senkte die Augen, während er antwortete:

„«Das weiß ich nicht, wol aber weiß ich, daß er diesen Argwohn hegt; er hat ihn selbst gegen mich ausgesprochen.»

„«Sobald ich erfahre, wer es gewesen ist, fasse ich meinen Entschluß. Nenne mir den Namen des Elenden, der mich so schimpflich verleumdet, und ich werde auf deine Vorschläge eingehen», sagte Helene, indem sie vor Reinhold stand, und mit funkelnden Augen hinzusetzte: «denn ich werde ihn umbringen und dann selbst sterben. Dann wäre mein Gatte von mir geschieden.»

„Reinhold erbebte und ward bleich. Er glaubte in dem Antlitz seiner jungen Tante zu lesen, daß sie bereits wisse, wer es sei, und in seiner leicht zu schreckenden Feigheit fürchtete er für sein Leben.

„Weder Helene noch Reinhold ahnten, daß der Kapitän, welcher seine Gattin fast fortwährend belauerte, hinter dem Thürvorhang verborgen, das ganze Gespräch mit angehört hatte.

„Als Kahn einige Minuten, nachdem Reinhold sich entfernt, in das Zimmer seiner Gattin trat, war sein Benehmen so liebevoll und zärtlich, daß er sie mit

warmen, eindringlichen Worten bat, das Vergangene zu vergessen und versichert zu sein, daß er sein Unrecht wieder gutmachen würde.

„Es lag etwas so tief Ernstes, etwas so Inniges in den Worten des sonst so strengen Mannes, daß Helenens Herz dadurch tief gerührt und auch in diesem ein wärmeres inniges Gefühl geweckt ward.

„Zwei Tage darauf erkrankte der Kapitän an Magenschmerzen, und die Symptome glichen, obschon sie nicht heftig waren, denen der Cholera. Dieses Unwohlsein dauerte mehrere Tage. Reinhold begann mit seinem Onkel über die Nothwendigkeit zu sprechen, für den Fall seines Todes ein Testament zu machen. Der Kapitän lächelte bitter, ließ aber einen Juristen rufen.

„Reinhold's Herz begann zu pochen, und er sprach tief bewegt von seiner Anhänglichkeit, seiner Liebe u. s. w., von seinem Schmerz, den geliebten Onkel durch ein Weib, welches seiner Güte und Liebe unwürdig sei, so unglücklich zu sehen.

„Der Kapitän antwortete auf alles dies weiter nichts als:

„«Mein lieber Reinhold, du sollst in meinem Testament nicht vergessen werden, dessen sei versichert. Jetzt aber verlaß mich.»

„Das Testament ward errichtet, aber niemand erfuhr etwas von dem Inhalt desselben.

„Mit dem Kapitän ging es einige Tage lang besser, und seine Herzlichkeit gegen Helenen verdoppelte sich, ja er bewies sogar seiner Schwiegermutter eine gewisse Freundlichkeit, obschon sie dafür nicht sehr empfänglich war.

„So verging eine Woche, als der Kapitän eines Abends, als er in Gesellschaft seiner Gattin und der Assessorin eine Tasse Thee getrunken, wieder an Magenschmerzen erkrankte, die aber diesmal von heftigerer und gewaltsamerer Art waren. Es ward ein Arzt herbeigeholt. Bei seinem Eintritt rief der Kapitän, während

er sich im fürchterlichen Kampfe mit seinem Körperleiden krümmte, ihm entgegen:

„«Herr Doctor, sagen Sie mir aufrichtig, was halten Sie für die Ursache meiner Krankheit?»

„Der Arzt betrachtete genau das Gesicht seines Patienten, that einige Fragen, und erklärte, er fürchte, der Kapitän habe Gift bekommen, worauf er sogleich ein Gegengift verschrieb.

„Ich schweige von dem Eindruck, den diese Worte auf Helenen und meine Tante machten. Der Kapitän erhob sich mit großer Anstrengung, und streckte die Arme seiner Gattin entgegen, die sich an seine Brust warf. In klarem, deutlichem Tone sagte er:

„«Wenn ich sterbe, Herr Doctor, so seien Sie meiner letzten Worte eingedenk. Meine Gattin ist unschuldig; aber mein —"

„Die immer heftiger werdenden Schmerzen hinderten den Kapitän weiter zu sprechen, und eine halbe Stunde darauf war er todt."

Clara schwieg. Alle waren tief erschüttert.

„Aber man fand ja Arsenik in Frau Kahn's Bureau", bemerkte der Lieutenant.

„Ja, aber dennoch war sie unschuldig", hob Clara wieder an. „Ich sage nichts von der entsetzlichen Verzweiflung der ersten Stunden. Während der nächsten fanden sich, von Reinhold herbeigerufen, der Staatsanwalt und einige Polizeibeamte ein, welche genaue Nachforschungen vornahmen und die Section der Leiche anordneten. Bei der Haussuchung, welche ebenfalls vorgenommen ward, fand man in Helenens Bureau in einem unverschlossenen Schubfache ein leeres Papier, in welchem sich noch einige Körner Arsenik befanden. Ich übergehe, daß die Section der Leiche den Verdacht, daß eine Vergiftung stattgefunden, bestätigte; ich übergehe auch den Anfang des Processes, welcher leider viele Verdachtsgründe gegen die arme Helene herausstellte, die noch dadurch

bestärkt wurden, daß das Testament des Kapitäns nur zu ihrem Vortheil lautete, dagegen Reinhold von allem Erbe ausschloß und ihm ausdrücklich untersagte, sich mit der Verlassenschaft zu befassen.

„An einem der Verhörstage verlangte der Staatsanwalt, daß Helene zur Haft gebracht würde, gegen die Bürgschaft meines Mannes aber blieb sie auf freiem Fuß. Sie kehrte nach Hause zurück, fest entschlossen, sich nicht lebend ins Gefängniß führen zu lassen. Verzweiflungsvoll und zermalmt sagte sie dies zu ihrer Mutter und zu mir. Die Assessorin überhäufte ihre Tochter mit Liebesbezeigungen, und suchte ihr Hoffnung und Vertrauen auf ihre Unschuld einzuflößen; Helene aber rief verzweifelt:

„«Hier gibt es keine Hoffnung, Mutter. Mein Leben ist einem stummen Fluche verfallen, und deine arme Helene wird ihr Leben wahrscheinlich auf dem Blutgerüst oder im Gefängniß enden. Doch nein, nein — diese Schmach werde ich nicht ertragen; lieber will ich ihr selbst ein Ende machen. Trotz aller meiner Bemühungen, meine Pflichten recht zu erfüllen, ist mein Leben blos eine Kette ungerechter Anklagen gewesen.»

„Helene brach, indem sie dies sagte, in heftiges Schluchzen aus. Die Assessorin schloß ihre Tochter in die Arme.

„«Glaubst du», sagte sie, «daß ich für deine Ehre, dein Glück, mein Leben opfern könnte?»

„«Mama, Mama, ich weiß, daß du um meinetwillen auf die ewige Seligkeit verzichten würdest. O, geliebte Mama, welche Kümmernisse habe ich dir bereitet?»

„«Helene, wenn du weißt, daß es kein Opfer gibt, welches ich dir nicht bringen könnte, so mußt du auch mir eins bringen können.»

„«Begehre es, — befiehl über mich», bat Helene.

„«Dann flehe ich dich an, daß du mir schwörst, möge geschehen, was da wolle, für das Kind zu leben, welches

du unter deinem Herzen trägst. Du mußt deiner Mutter heilig versprechen, das Leben zu bewahren, welches sie dir geschenkt.»

„Niemals hatte ich auf dem Antlitz meiner Tante einen mildern und hingebendern Ausdruck wahrgenommen. Helene versprach ihr heilig, was sie verlangte.

„Den ganzen übrigen Abend sprach die Assessorin milde, liebreiche Worte zu ihrer Tochter. Oft habe ich später daran gedacht, daß, wenn Frau Trenner stets so gewesen wäre, sie auf Helenens Leben einen weit wohlthätigern Einfluß ausgeübt haben würde.

„Als wir uns trennen wollten, verschwand dieser stille bekümmerte Ausdruck aus Frau Trenner's Zügen, und es spiegelte sich darin jene leidenschaftliche Zärtlichkeit und Liebe, welche sie für ihr Kind hegte. Heftig schluchzend warf sie sich vor ihrer Tochter auf die Knie nieder, faßte ihre Hände und rief mit ungezügeltem Schmerz:

„«Sag' mir, Helene, daß du deiner Mutter verzeihst, in ihrer verblendeten Zärtlichkeit und Furcht, von dir an der Seite eines geliebten Gatten vergessen zu werden, dich zu einer Heirath ohne Liebe beredet und dir dadurch ein freudenleeres, leidenvolles Leben bereitet zu haben. O ich fühle, daß ich schwer gegen dich gefehlt habe; aber siehe, Kind, ich liebte dich, wie noch nie ein menschliches Herz geliebt hat. Deine Liebe allein und ausschließlich zu besitzen, war für mich nothwendiger als die Luft; sie mit jemand theilen zu müssen, trieb mich zur Verzweiflung, und ich hätte sterben müssen, wenn du sie ausschließlich deinem Gatten gewidmet hättest. Ach, ich hatte nicht den Muth, zu verzichten, und deshalb habe ich viel, viel zu sühnen.»

„Der Auftritt, welcher nun folgte, war herzzerreißend. Nachdem die Assessorin, außer sich vor Schmerz, sich aus den Armen der Tochter gerissen, ging sie hinauf in ihr Zimmer und bat mich, ihr zu folgen. Dann ließ sie

meinen Gatten, einen Geistlichen, den Untersuchungsrichter, in dessen Departement Helenens Angelegenheit gehörte, sowie auch den Arzt holen, welcher Kahn behandelt. Alle diese fanden sich bei ihr ein, obschon sie ganz erstaunt waren, mitten in der Nacht gerufen zu werden.

„Hier und in Gegenwart dieser Personen erklärte die Assessorin, sie sei es, die den Kapitän vergiftet, um ihre Tochter von einer unglücklichen Ehe zu erlösen. Ihr Geständniß ward zu Protokoll genommen, und sie bat, bis den nächstfolgenden Tag in ihrer Wohnung bleiben zu dürfen, wo sie dann bereit sein würde, sich an Gerichtsstelle einzufinden. Es war 3 Uhr des Morgens, als die Herren sich wieder entfernten. Der Geistliche blieb noch allein bei meiner Tante zurück und hatte noch eine über eine Stunde dauernde Unterredung unter vier Augen mit ihr, worauf sie sich das Abendmahl reichen ließ. Dann legte sie sich zur Ruhe. Am nächstfolgenden Morgen 11 Uhr, als der Gerichtsbote kam, trat ich in ihr Zimmer."

Clara schwieg und schauderte.

„Nun?" fragte Frau Becker athemlos vor Ungeduld und in der peinlichsten Spannung.

„Sie war todt", fuhr Clara tief ergriffen fort. „Sie hatte sich die Pulsadern geöffnet. Helenens Schmerz bei dieser Mittheilung grenzte an Wahnsinn, sodaß es vergeblich wäre, denselben zu schildern. Sie ward inzwischen frei gesprochen und verschwand kurz darauf, nachdem sie eine Tochter geboren. Zwei Jahre ist sie umhergeirrt und aller Berührung mit der Welt und den Menschen ausgewichen, um sich ihrem grenzenlosen Schmerz hinzugeben und in eine Nacht von Hoffnungslosigkeit zu begraben, welche durch keinen Sonnenstrahl erleuchtet wird.

„So schleppt sie ihre Tage hin, weil die letzte Bitte ihrer Mutter war, daß sie lebe; dieses Leben aber ist ein langsamer Todeskampf. Ihre Seele ist allen mildernden Gefühlen, allem Glauben und allem Vertrauen

auf Gott verschlossen. In ihrem Herzen lebt nur bittere Verzweiflung, welche es für jeden weichern Eindruck unzugänglich macht. Ihre Liebe zu ihrem Kinde ist zuweilen ein wilder Schmerz, und zuweilen eine angstvolle Unruhe über die Zukunft und die Leiden, welche es erwarten. In solchen Augenblicken wünscht sie in ihrem dunkeln unglücklichen Seelenzustand, daß Gott die Kleine zu sich nehme. Sie hat nicht einmal eine frohe Hoffnung auf ihr Kind gesetzt. Nein, in ihrer Seele herrscht Finsterniß und nur Finsterniß. Dies ist die Geschichte der Frau, die ihr mir nun einer Einsamkeit entreißen helfen müßt, welche sie unfähig macht, ihre Pflichten als Mutter zu erfüllen", schloß Clara und sah ihre Zuhörer der Reihe nach an.

„Und wir wären nicht werth, Christen zu heißen", antwortete der Lieutenant gerührt, „wenn wir uns weigerten."

Emy reichte Clara mit thränenvollen Augen beide Hände, indem sie sagte:

„Sei überzeugt, Clara, daß ich Jahre meines Lebens darum gäbe, wenn ich den Schmerz der Unglücklichen lindern und dem Kinde die Mutter zurückgeben könnte."

Hildur sagte nichts, reichte aber Clara mit einem so sprechenden, so warmen Blicke die Hand, daß Clara's Augen sich mit Thränen füllten."

Selma küßte laut weinend Clara's Hand.

„Laßt auch mich hierbei eine Rolle übernehmen, durch die ich nützen kann", sagte sie.

Nachdem die allgemeine Bewegung sich ein wenig beschwichtigt hatte, bemerkte der Lieutenant:

„In den Zeitungen ist aber die Assessorin niemals als die Schuldige genannt worden."

„Mein Gatte und mehrere einflußreiche Personen und Freunde meiner Tante sorgten dafür, daß die Sache nicht öffentlich besprochen und die Unglückliche in der Stille begraben ward", antwortete Clara.

„Aber was ist Ihre Meinung, Frau Kammerräthin? War die Assessorin wirklich schuldig?“ fragte der Lieutenant.

„Ach, Herr Lieutenant, in dieser Beziehung wage ich niemals meine Ueberzeugung auszusprechen. Das einzige, worauf ich den theuersten Eid leisten wollte, ist, daß Helene vollkommen unschuldig ist. Gottes Gerechtigkeit wird aber schon noch die Wahrheit an den Tag bringen.“

Clara schaute wehmüthig und gedankenvoll vor sich hin.

„Und was ist denn aus jenem Elenden, dem Neffen, geworden?“

„Er ist immer noch Notar, verrichtet seinen Dienst ganz pünktlich, hat eine reiche Frau geheirathet und ist, nachdem er mit großem Eifer als Helenens Ankläger aufgetreten, überall umhergegangen, um zu sagen, sie sei wirklich die Schuldige, obschon die Mutter das Verbrechen auf sich genommen habe, um die Tochter zu retten.“

„In welchem Rufe steht er im Gesellschaftsleben?“

„In dem eines Narren, der von zwei Hauptleidenschaften, dem Eigennutz und der Eitelkeit, hin und her gezerrt wird; außerdem betrachtet man ihn als einen schwachköpfigen Großsprecher und Freund von starken Getränken, wenn andere ihn dazu einladen. Er wird allgemein verlacht, nirgends gern gesehen, und wegen seiner Habgier und Aufschneiderei verachtet.“

„Wußtest du schon, daß Frau Kahn auf Hanskär wohnte, als wir davon sprachen?“ fragte Frau Becker.

„Nein, ich war damals, wie alle ihre Verwandten, in vollkommener Unkenntniß ihres Aufenthaltsortes“, antwortete Clara.

„Wie hast du es denn erfahren, Tante?“ fiel Selma ein.

„O, das ging ganz einfach zu. Wir waren, Sigrid und ich, auf Skärholm, und das Gespräch kam auf Hanskär. Dora begann mit großer Lebhaftigkeit von der

wildromantischen, schönen Lage ihrer sogenannten Hütte zu sprechen, und Sigrid sagte lachend:

„«Nimm dich in Acht; meine Schwester könnte Lust bekommen, diese Einsiedlerin dort zu beunruhigen.»

„«Wenn dies in Mamsell Bill's Gesellschaft geschieht, so muß sie wol ebenso wie ich sich darein fügen; ich aber werde die Herrschaften nicht selbst dahin rudern.»

„Meine Neugier, die Hütte und die Einsiedlerin zu sehen, ward durch diese Antwort noch höher gesteigert, und ich schlug Sigrid vor, uns dahin rudern zu lassen. Vergebens suchten wir Dora zu bereden, uns zu begleiten; sie behauptete, sie könne es nicht thun, weil sie versprochen habe, niemals Fremde hinzuführen. Sie setzte hinzu:

„«Wenn die Herrschaften aber ohne meine Hülfe dahin fahren, so kann ich nichts dafür.»

„Wir führten unsern Vorsatz aus, und wen fanden wir? — Helenen. Unser Anblick erschütterte sie furchtbar; aber er rief leider keine Freude hervor, sondern blos die furchtbaren Erinnerungen an den Tod der Mutter. Wir sahen sehr bald ein, daß die Absonderung, in welcher sie lebt, sie unaufhörlich wieder zu dem Kummer zurückführt, der an ihr nagt, und deshalb beschlossen wir, sie auf eine oder die andere Weise dieser Existenz zu entreißen."

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Zwei Tage später, an einem klaren, herrlichen Junimorgen, schaukelte ein Boot auf den sich leicht kräuselnden Wogen und steuerte nach Hanskär. Es war einer jener sonnigen Morgen, wo man die Pulse des Lebens in der ganzen Natur schlagen zu sehen glaubt, und wo alles von Freude und Hoffnung zu sprechen scheint. Es war als ob die lächelnde, prachtvolle Sonne zu dem Kummer und Schmerz sagen wollte: „Wie kannst du wagen, in der Seele des Menschen zu weinen, wenn alles in der Natur unter meinen Strahlen belebt und erfreut wird?"

Wohin auch immer das unzufriedene Menschenauge an einem solchen Sommermorgen blickt, so wird es von Jubel und Gottes Lob begrüßt; denn dieses erschallt von allen Bäumen, und selbst die Blume an ihrem Stengel scheint hold lächelnd die Königin des Tages zu begrüßen und mit der Thauthräne in ihrem Auge dem Schöpfer zu danken.

In dem kleinen Boote, welches mit raschen Schlägen von einem Scherenwächterknaben gerudert ward, saß Clara an Emy's Seite, mit dem Arme sie umschlungen haltend und den Kopf an ihre Schulter lehnend. Ihnen gegenüber

saß ein älterer Herr, mehr klein als groß und sehr hager, mit einem Gesicht, welches man, wenn man es einmal gesehen, nicht wieder vergaß, so scharf markirt waren die Züge desselben. Die Stirn war hoch und so hervorstehend, daß sie sogleich in die Augen fiel und selbst für einen Nichtphrenologen einen gedankenvollen Ausdruck hatte. Wenn man sie betrachtete, so las man darin ein sinniges, geistreiches Gemüth, umfassende Intelligenz und niemals ruhende Wißbegierde. Es war eine Stirn, auf deren Besitz der größte Philosoph Griechenlands stolz gewesen wäre. Die Nase war stark gekrümmt, die Augen scharf und lebhaft.

Dies war Clara's Gatte, der Kammerrath Scheller. Im Vordertheil des Boots saßen Hildur und Selma. Der Kammerrath unterhielt sich mit den beiden jungen Mädchen.

„Wie fühlst du dich, Clara?" fragte Emy freundlich, und neigte sich zu ihr herab.

„Das grelle Sonnenlicht thut meinen müden, kranken Augen weh, und das Herz pocht mir vor Unruhe über den Erfolg unserer Fahrt."

„Haben Sie die Güte, Emy, nach Ängsö zu steuern, damit ich dort ans Land steigen kann; denn bei der von Ihnen und meiner Frau beabsichtigten Ueberraschung bin ich eine vollständig überflüssige Person, und, wenn ich es aufrichtig gestehen soll, es wird mir angenehm sein, wenn ich mich dabei nicht zu betheiligen brauche", sagte der Kammerrath.

„Du glaubst also wol, unser Unternehmen werde mislingen?" fragte Clara, indem sie sich erhob und ihren Gatten unruhig ansah.

„Von «glauben» kann in dieser Beziehung bei mir keine Rede sein, mein Engel. Du wünschest zu reussiren, und da muß auch ich hoffen, daß dies der Fall sein möge."

Der Kammerrath küßte, indem er dies sagte, seiner Frau galant die Hand.

Man legte bei Ängsö an, und der Kammerrath nahm von den Damen höflich Abschied.

Wieder schaukelte das Boot auf den Wogen, und wieder lehnte Clara ihr Haupt an Emy's Schulter, aber niemand brach das Schweigen. Alle waren in sich selbst versunken. Endlich, als man Hanskär sah, fragte Emy: „Wo sollen wir anlegen?“

„Dort an der Spitze“, antwortete Clara und erhob sich.

Das Boot legte an, und unsere vier Passagiere sprangen ans Land, worauf sie weiter nach der Stelle gingen, wo die Hütte stand.

Man erreichte den Berg an der Seite, wo das kleine Haus erbaut war. Auf der andern oder Rückseite hatten sich von Natur einige Erhöhungen gebildet, in deren Folge man wie auf einer Treppe bis hinauf auf die Höhe des Berges gelangen konnte. War man hier, so befand man sich in gleicher Ebene mit dem Dache des Hauses. Nach dieser Stelle lenkte Clara ihre Schritte, und die andern folgten ihr. Als alle oben waren, bat Clara Emy, etwas zu singen, gleichviel was, dafern es nur eine Volksmelodie wäre.

„Ich lasse euch hier“, setzte Clara hinzu, „und gehe hinunter zu Helenen.“

Mit diesen Worten entfernte sie sich.

Emy saß eine lange Weile und schaute träumend hinaus auf das Meer. Auf der weißen Stirn schwebte eine Wolke des Kummers, und die Lippen umspielte ein schmerzliches Lächeln. Sie machte eine Bewegung mit dem Kopfe, wie um die Gedanken zu verscheuchen, welche sie quälten, und begann dann mit ihrer klaren, frischen, wunderbar schönen Stimme eine Volksweise zu singen, welche mit den Worten schloß:

„Der Kummer ist groß, doch größer ist Gott,
Größer als irdischer Schmerz.
Hast du nicht Freunde, so hast du doch Gott, —
Diesen drück' dann an dein Herz.“

Bist du einmal während deines Lebens, lieber Leser, in hoffnungslose Verzweiflung versunken gewesen, sodaß du alles Gefühl für Gott und die Welt, die er so schön geschaffen, verloren hattest; warst du einmal ohne Glauben an das Gute, ohne Hoffnung und ohne Liebe zum Leben; befandest du dich einmal in einem solchen Seelenzustand, und wurdest plötzlich aus deinem düstern Hinbrüten durch einen schönen, seelenvollen und melancholischen Gesang geweckt, der durch seine Töne alle Saiten deines Herzens erbeben ließ: dann weißt du auch, daß dir dieser Gesang erschien wie eine Offenbarung aus einer Welt, welche du vergessen, und daß du unwillkürlich dich in eine bessere und ruhigere Gemüthsstimmung versetzt gefühlt hast.

Emy's Stimme gehörte zu jenen seltenen, welche gleichzeitig die lebhafteste Bewunderung, das größte Entzücken und Thränen der Rührung hervorrufen. Es lag in ihrem Gesang eine Glut, welche das Blut in Wallung setzte; es lag darin eine Kraft und Wärme, welche das Herz erweiterte, und ihre Töne hatten etwas Mildes und Weiches, welches alle zärtlichern Gefühle des Herzens in Bewegung setzte.

Emy sang drei Verse, ohne daß das Knistern eines einzigen Reises oder das Rascheln eines Blattes den Gesang unterbrochen hätte. Es war als wenn die Blumen, die Vögel und selbst die Blätter auf den Bäumen ihren Tönen mit Andacht lauschten. Ja, selbst die blaue Flut schien nicht zu wagen, seufzend an den Strand anzuschlagen, um nicht durch ihre wehmüthige Klage die Sängerin zu stören, und die Nixen lauschten sicherlich diesen Tönen, welche die Sprache einer unbekannten, aber wunderbaren Welt redeten.

An der Thür der Hütte saßen Helene und Clara, als die ersten Töne von Emy's Gesang die erstere bewogen, zusammenzufahren. Die kleine Ellen, welche am Strand spielte, hörte damit auf und blieb unbeweglich

stehen, um zu lauschen. Je länger Emy sang, desto milder ward der Ausdruck in Helenens Antlitz, und endlich rannen Thränen die bleichen Wangen herab.

Die letzten Töne verhallten. Helene neigte ihr Haupt auf die Hände herab und weinte still. Es war nicht eine wilde gewaltsame Verzweiflung, sondern ein stiller Schmerz, welcher das verschlossene, von Bitterkeit erfüllte Herz öffnete.

Clara verhielt sich stumm und ließ sie weinen; bald aber ertönte wieder Emy's Stimme hold, schmeichelnd, mild, und dennoch mit so wehmüthiger Klage, daß sie tief in die Seele drang. Emy sang klar und deutlich:

„Leb' wohl, die Nacht kommt nun gezogen,
Die Nacht, die ohne Ende ist.
Leb' wohl, ich fliehe mit den Wogen,
Mein Blick zu Gott gewendet ist.
Die Hoffnung lass' ich hier zurück;
Im Himmel nur wohnt wahres Glück."

Als der Gesang verklungen war, hob Helene ihr gesenktes Haupt und fragte:

„Clara, Clara, warum hast du durch diese Lieder in meiner Seele Gefühle erweckt, welche niemals mehr darin sich regen sollten? Wer ist die Sängerin?"

„Es ist eine junge Dame, die in Gesellschaft mit zwei andern gekommen ist, um dich heute mit mir zu besuchen."

Helenens Stirn umwölkte sich, und sie antwortete mit Bitterkeit:

„Ich hasse jedes fremde Angesicht, ich hasse jede Berührung mit den Menschen."

„Aber nicht mit denen, welche so singen, daß die bessern Gefühle deines Herzens wieder erwachen. Uebrigens hilft es dir weiter nichts, du mußt uns den ganzen Tag hier behalten, das ist mein fester Entschluß."

Clara rief ohne weitere Umstände die drei Mädchen, und einige Augenblicke darauf standen sie vor Helenen,

welche noch unter dem Einfluß der Eindrücke, welche der Gesang hervorgerufen, sie mit weniger Schüchternheit begrüßte, als außerdem der Fall gewesen sein würde.

Als Clara ihre Freundin Emy vorstellte, überzog eine dunkle Röthe Helenens Stirn, und in ihrem Auge leuchtete ein Blitz des Schmerzes. Gleich darauf aber reichte sie Emy die Hand und sagte mit etwas unsicherer Stimme:

„Wenn ich in meiner selbstgewählten Einsamkeit mich einmal gesehnt habe, einen Menschen zu sehen, so habe ich stets an Sie gedacht, meine Beste! Dora hat Sie so oft beschrieben, daß dadurch meine Neugier erregt worden ist. Nun stehe ich in Clara's Schuld, welche den einzigen Wunsch erfüllt hat, den mein Herz im stillen nährte. Sie ersehen daraus, daß man niemals von der Welt und sich selbst so verlassen ist, daß unsere Seele nicht etwas hätte, wornach sie sich sehnt."

Mit wehmüthigem Lächeln reichte sie, indem sie dies sagte, Emy die Hand.

Helenens Blicke hingen fest an dem reinen, frischen und schönen Gesicht des jungen Mädchens. Es war als ob sie jeden Zug desselben prüfen, als ob sie erforschen wollte, ob die Seele, welche hinter dieser schönen Außenseite wohnte, damit in Einklang stünde. Hätte Helene in Emy's Herz schauen können, so würde sie es blutend und verwundet gefunden haben; aber auch von so warmem Glauben, so innigem Vertrauen auf Gott beseelt, daß sie dadurch Kraft erhalten hätte, ihren Schmerz zu tragen.

In der Art und Weise, auf welche Emy der unglücklichen Einsiedlerin begegnete, lag durchaus nichts von ihrem gewöhnlichen stolzen und kalten Charakter; sondern vielmehr etwas Einfaches, Mildes und Herzliches in Verbindung mit jener äußern Ruhe, welche Emy nur höchst selten verließ.

Man brachte den Tag auf Hanskär zu, und ein jedes

bot alles, was in seinen Kräften stand auf, um Helenens Interesse zu wecken.

Ellen ward Selma's Günstling, und Helene lächelte, als sie sah, wie sehr ihr Töchterchen sich freute, jemand zu haben, mit dem sie sprechen konnte.

Als Clara am Abend aufbrach, und Hildur im Namen ihrer Mutter den Wunsch aussprach, den nächstfolgenden Tag Frau Kahn auf Lundagard zu sehen, antwortete Helene zu Clara's und der andern großen Erstaunen:

„Es soll mir eine wirkliche Freude sein, Lundagard zu besuchen, und ich werde mir nicht das Vergnügen versagen, morgen vorzusprechen.“

Das Boot stieß ab, und Helene saß am Strand mit Ellen auf ihrem Schos und schaute nach. Die Kleine sang und trällerte, die Mutter aber träumte, träumte schmerzlich.

Nun hatte sie also die Person gesehen, welche Arthur liebte. Sie fand, daß diese an Schönheit hoch über ihr stand, und begriff vollkommen, daß Arthur um Emy's willen die Liebe vergessen, welche er früher ihr gewidmet. Aber sie wollte dieses Mädchen näher kennen lernen, sie wollte in ihr Herz blicken, sie wollte ihre geheimsten Gefühle und Gedanken lesen. Dies war die Veranlassung, welche sie bewog, ihre Einsamkeit zu verlassen.

„Wenn sie jenes Ideal von Reinheit und Tugend wäre, welches ich mir so oft geträumt“, dachte Helene, „dann würde ich mich bemühen, sie lieben zu lernen. Ach, ich würde noch einmal mein Herz der Anhänglichkeit und Zärtlichkeit öffnen, wenn sie den Glauben an die Tugend und an das Gute in meine Seele zurückführen könnte.“

Gleich darauf aber umspielte ein schmerzlich spöttisches Lächeln ihre Lippen, und Bitterkeit und Verachtung erhoben ihre Stimmen, indem sie sagten:

„Tugend — gibt es diese wol? — Nein, alles, alles hat mich betrogen, und die Menschen haben mich

mit Verachtung und Verwünschungen überhäuft, während ich gewissenhaft meine Pflichten zu erfüllen suchte, und mein Schicksal mit Ergebung trug; und ich, ich sollte noch glauben, die Tugend sei kein leerer Schall? Arme Thörin, es gibt nur Verbrechen und Ungerechtigkeit. O, meine Mutter! Meine Mutter!"

Helene drückte die Kleine heftig an ihre Brust und brach in Schluchzen aus, während sie fortfuhr:

„Dein Vater, dein armer Vater, mein Kind, der so unglücklich war, er ward gemordet, — gemordet, — von meiner Mutter. Doch nein, nein, dem ist nicht so! Es war eine furchtbare Lüge!"

Und Helene brach in jene wilden Klagen aus, deren Zeugin ihre Tochter so oft gewesen. Das Kind schlang seine Arme um ihren Hals und weinte, — weinte darüber, daß es die Mutter weinen sah.

So hatte Helene drei Jahre verlebt, unter unaufhörlicher Erinnerung an das furchtbare Unglück, welches sie getroffen, ohne daß sie einen Wirkungskreis fürs Leben oder Trost in der Religion gesucht hätte. Es war ihr gegangen wie vielen, die durch eine mangelhafte Erziehung keinen festen ernsten Glauben, kein tiefes und inniges Vertrauen auf Gottes Güte und Erbarmen sich zu eigen gemacht haben; sie konnte die Prüfung nicht ertragen, sondern erlag derselben. Selbst verkannt, kam sie endlich dahin, daß sie Gottes Güte verkannte, die Gerechtigkeit des Höchsten bezweifelte und sich einer finstern Verzweiflung und einem bittern Hohn überließ. Anstatt ihre Zuflucht zu Gott zu nehmen, um bei ihm Trost und Stärkung zum Ertragen ihrer Leiden und ihres Unglücks zu finden, floh sie von Gott hinweg und bezweifelte die Existenz der ewigen Gerechtigkeit. Der Kummer hatte Helenens Gemüth nicht gebeugt, nicht milder gemacht, sondern dasselbe nur verhärtet und verbittert, und Groll in der Seele zurückgelassen.

Während Helene sich noch so ihrem gewaltsamen

Schmerz überließ, stieg Dora wieder ans Land. Ein Blick auf Helenen sagte ihr sogleich, in welchem Gemüthszustand sie sich befand.

„Mein Gott, Sie drücken ja Ellen todt, Frau Kahn!" rief Dora mit verstelltem Schrecken.

Helene zuckte zusammen, küßte ihre kleine Tochter, trocknete ihre Thränen und ließ das Kind los.

Dora nahm die Kleine auf den Arm, indem sie in ernstem Tone sagte:

„Wenn Ellen meine Tochter wäre, Frau Kahn, so würde ich ihr niemals Thränen auspressen; ich würde nicht durch meinen Kummer auch dem Kinde das Leben verbittern. Indessen, ein jeder folgt dem Zuge seines Herzens."

Helene sah Dora an und schwieg; in ihrem Herzen aber fühlte sie diese Worte wie glühende Kohlen, und vor ihre Erinnerung trat ihre eigene Kindheit mit allen jenen stürmischen Gemüthserschütterungen, die durch das heftige leidenschaftliche Temperament ihrer Mutter hervorgerufen worden. Dora's Worte hatten in Helenens Seele eine neue Saite angeschlagen, welche laut und hell erklang. Sie erinnerten sie an ihre Pflichten gegen ihre Tochter, und sie fragte sich selbst, ob sie dieselbe recht erfüllte, wenn sie sich blos ihrem eigenen Schmerze überließe. Helenens ungeduldiges Herz drohte zu bersten bei dem Gedanken, daß sie aus Egoismus und um dessen willen, was sie litt, ihr Kind vernachlässigte.

Dora war inzwischen mit der Kleinen an den Strand gegangen, und es dauerte nicht lange, so vernahm man Ellens munteres Gelächter und Dora's freundliche, treuherzige Stimme. Helene dachte:

„Ich muß meinen Schmerz unterdrücken, und mit erzwungenem Lächeln meine Pflicht gegen mein Kind erfüllen, damit nicht meine Kümmernisse seine Freuden zerstören. O, dieses Leben, wo alles Lüge ist! Wird es denn niemals in der Welt eine Brust geben, an welche

ich mit Vertrauen mein Haupt lehnen kann? Soll mein Leben ewig eine Unwahrheit und fortgesetzte Verstellung bleiben? Verstellung vor meiner Mutter, aus Furcht, ihr zu misfallen; Verstellung vor meinem Gatten, aus Furcht, seine Eifersucht und seinen Zorn zu erwecken; Verstellung vor meinem Kinde, aus Furcht, ihm das Leben zu verbittern. Bin ich verurtheilt, von der Wiege bis zum Grabe eine fortgesetzte Lüge zu bleiben?"

Vierunddreißigstes Kapitel.

Wir versetzen uns nun wieder nach Lundagard, aber einige Tage nach Helenens erstem Besuche daselbst. Hildur saß nett und zierlich auf der Bank an Emy's Seite und arbeitete; doch war es heute mit ihrem Fleiße nicht weit her, denn sie horchte unaufhörlich auf alles, was dem Rollen eines Wagens glich, und richtete die Augen beständig nach der Landstraße. Kein Wort der Erwartung oder Unruhe kam über ihre Lippen, im Gegentheil suchte sie durch ihren Scherz Emy aufzuheitern, welche, wenn sie mit Hildur allein war, oder wenn niemand auf sie achtete, sich ihren wehmüthigen Gedanken überließ.

Selma kam mit einem großen Schlüsselbunde in der Hand zu ihnen heraus, und sagte mit höchst unglücklicher Miene:

„Ach, mein Gott, Hildur, es ist doch allemal unausstehlich, wenn ich die Woche habe. Da kommt jetzt der Schuhmacher und bleibt vierzehn Tage da, und gerade diese vierzehn Tage sind mir zugefallen. Ich sage dir aber, Hildur, ich gehe nicht darauf ein, daß wir jede allemal zwei Wochen hintereinander haben. Ich halte es nicht aus."

Mit diesen Worten warf Selma sich auf die Bank nieder.

„Du hältst es nicht aus, arme Kleine, glaubst du; aber versuche es nur. Bedenke, daß du jeden Mittag drei Herren in der Küche hast, das wird gleich etwas sein, was dich munter macht", antwortete Hildur.

„Ja, du meinst, die Schuhmacher wären passende Gesellschaft für mich, während du mit Arvid umgehst", sagte Selma, die sich nun verletzt fühlte.

„Ach, mein Engel, dann hast du aber wieder vierzehn Tage frei, in welchen du dich liebenswürdig machen kannst. Es kommt ja auch ein wenig Gottes Wort im schwarzen Rocke mit; denke doch, wenn du dieses fromme Herz gewännest! Ueberdies bekommen wir auch einen Künstler, der dein Bild so hold und schön malen wird. Liebe Selma, unsere Nasen werden unsterblich! Wie herrlich werden sie sich auf unsern Porträts ausnehmen!"

Hildur warf wieder einen Blick auf die Straße und unterdrückte einen Seufzer.

„Wie oft hast du schon geseufzt und nach deinem Herzliebsten auf die Straße hinausgesehen?" fragte Selma lachend. „Es lohnt nicht der Mühe, daß du deine Ungeduld verbirgst; denn wir sehen dieselbe doch, und —"

„Und du grämst dich zu Tode, daß du gerade jetzt keine Herzensflamme hast. Wenn das Glück dir aber wohl will, so verliebst du dich, wie ich schon gesagt habe, in den Geistlichen. Beeile dich nun und mache alles für die Abendmahlzeit bereit."

Selma wollte eben wieder antworten, als ein kleiner Reisewagen rasch in den Hof hereinfuhr. Aus diesem Wagen schaute Arvid's heiteres Antlitz, und neben ihm saß ein Geistlicher mit ernstem, nachdenklichem Gesichtsausdruck, der fast an Inspiration erinnerte. Ehe noch der Wagen gänzlich halt gemacht hatte, öffnete Arvid die Thür, sprang heraus, und trat strahlend heiter vor die drei Mädchen und reichte Hildur mit warmem Blick die Hand.

„Hildur, Hildur, endlich, nach einem ganzen Jahr der Trennung sehen wir uns wieder!"

Er drückte, indem er dies sagte, ihre Hand an seine Lippen, obschon Hildur erröthete und im höchsten Grade verlegen diese Huldigung ablehnen wollte. Der Blick aber, den er auf sie heftete, war so beredt, so vom Herzen kommend, daß er alles sagte, was die geschlossenen Lippen sich weigerten auszusprechen.

„Ist auch dir dieser Zeitraum vorgekommen wie eine Ewigkeit?" fragte Arvid und vergaß ganz, Emy und Selma zu begrüßen.

„Arvid, wir sind nicht allein", flüsterte Hildur mit ihrer gleichzeitig schüchternen und liebenden Miene.

„Ich vergaß Erde und Menschen, als ich dich wiedersah", entgegnete Arvid lachend, und wendete sich dann zu den beiden andern jungen Damen, indem er sagte:

„Verzeihet, — die Freude meines Herzens geht allem andern vor."

Nachdem er Emy herzlich begrüßt, reichte er Selma die Hand, rief aber mit heiterer Ueberraschung aus:

„Aber zum Teufel, kleine Selma, du bist ja sehr schön geworden!"

Und unbeschreiblich hübsch war Selma in der That jetzt mit ihrer schlanken Gestalt, ihrem seelenvollen Auge und ihrem heitern Lächeln.

„Ich bitte dich, Arvid, du wirst das Mädchen verwöhnen, wenn du sagst, sie sei schön", scherzte Hildur. „Jetzt sei artig und begrüße Papa und Mama, und stelle uns dann dem Mann Gottes vor; bedenke, daß er das Pastorat verwalten soll, — das wird weit besser sein als hier zu stehen und ungereimtes Zeug zu schwatzen."

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Einige Stunden darauf saßen Hildur und Arvid in der kleinen Laube am Ufer. Unser junger Lieutenant hielt einen Arm um Hildur's Leib geschlungen und ihre Hand in der seinen. Er schaute ihr tief in die treuherzigen Augen, während er mit ihr auf seine gewöhnliche lebensfrische Weise plauderte.

„Also, meine geliebte Hildur", sagte er, „endlich sind wir so weit, daß ich dich in einigen Tagen meine Braut nennen darf, und dann, dann feiern wir im Herbst unsere Hochzeit und ziehen nach Liljedal, welches ich gepachtet habe und zu deinem Empfang in Stand setzen werde. Ach, Hildur, wie lange hat die Hoffnung auf Verwirklichung dieser Träume mein Herz beunruhigt, und wie jubelt es jetzt, wo ich dem Ziele so nahe bin! Wie glücklich fühle ich mich! Sag', Hildur, daß auch du mit Sehnsucht und Ungeduld der Verwirklichung dieser unserer Kindheitsbilder entgegengesehen hast."

„Arvid, bedarf es wol erst meiner Worte, um dir zu sagen, daß alle Wünsche meines Herzens sich um dich gedreht haben?" antwortete Hildur. „Du weißt ja, wie ich an dir hänge, wie glücklich ich bin, bald Lust und Leid mit dir theilen zu dürfen."

In Hildur's Augen schimmerte jener eigenthümliche Glanz, der ihnen einen so unwiderstehlichen Ausdruck lieh.

Lange saßen die jungen Leute beisammen und sprachen davon, wie wohl sie sich auf Liljedal befinden würden, welche Einrichtungen sie treffen wollten u. s. w. Es lag in diesem Gespräch über ein nahes Glück und eine werdende gemeinsame Heimat etwas Magisches, was die Wonne der Gegenwart erhöhte.

„Gestehe, meine Hildur", hob Arvid wieder an, „daß wir wirklich glücklich sind. Ein Leben der Jugend, der Gesundheit, der Liebe, der Thätigkeit und des Friedens lächelt uns entgegen. Mit diesen herrlichen Bundesgenossen sind wir des Glückes sicher."

Arvid erhob sich, denn es ward ihm und Hildur zugerufen, daß sie hineinkommen sollten, weil Fremde angekommen wären.

„Ja, Gott ist gut gegen uns gewesen", flüsterte Hildur, „und ich fühle mich so dankbar gegen den allgütigen Geber."

Ein warmer Kuß, eine herzliche Umarmung und unsere jungen Freunde eilten hinein.

Wird dein Himmel, du gute treuherzige Hildur, stets so klar bleiben? Wird deine warme vertrauensvolle Seele niemals die Bitterkeit des Lebens kennen lernen? Oder werden auch für dich die Tage der Prüfung kommen, um das Gold im Feuer zu läutern? Droht nicht schon am Morgen deines Glücks ein neidisches Schicksal, sein Netz von Qual, Leiden und Entbehrung zu spinnen? Niemand kennt die Wege der Zukunft, jetzt aber war Hildur glücklich.

Als sie mit Arvid in das Zimmer trat, war Helene mit ihrer kleinen Tochter auf Besuch da. Es war eine frohe Ueberraschung, daß sie so bald wiederkam. Ihr Aussehen war ein lebhafteres als sonst, und das Feuer in ihrem Auge brannte weniger düster. Es lag vielmehr in ihrem Blick etwas von ihrer angeborenen Milde. Sie

kam, um Emy zu bitten, sie auf Hanskär zu besuchen, zu diesem Zwecke sie am Abend dorthin zu begleiten und ein paar Tage daselbst zu verweilen.

Frau Becker, der Lieutenant und die Mädchen vereinten sich nun, um sie zu bitten, mit ihrer kleinen Ellen auf Lundagard zu bleiben. Man bat so eifrig und eindringlich, daß Helene, welche fast kein Auge von Emy verwendete, ihre Einwilligung gab.

Kurz nachdem man sich hierüber geeinigt hatte, trat Arvid's Reisegefährte in das Zimmer, und man stellte den Pastor Wenborg und die Kapitänin Kahn einander vor.

Bei dem Namen Kahn stutzte der junge Geistliche, machte Helenen eine tiefe Verbeugung und näherte sich ihr, worauf er über gleichgültige Dinge zu sprechen begann. Mit beinahe scharfem Blick betrachtete er die abgezehrten Züge der jungen Witwe. Während ihres Gesprächs begab sich die übrige Gesellschaft hinaus in den Garten. Als sie allein waren, sagte der Pastor:

„Ich habe das Glück gehabt, Ihre Mutter zu kennen, Frau Kapitänin.“

Diese Worte erweckten den ganzen Schmerz in Helenens Innern. Ihr Gesicht umdunkelte sich, und mit wehmüthigem, bekümmertem Lächeln sagte sie:

„Aber ich habe meine Mutter niemals Ihren Namen nennen hören, Herr Pastor. Wo machten Sie ihre Bekanntschaft?“

„An ihrem Sterbebett“, antwortete der Pastor mit tiefer Betonung.

„Ha!“ rief Helene, an allen Gliedern zitternd, während der wildeste Schmerz ihr Gesicht beinahe verzerrte. Sie faßte den Pastor am Arme und stammelte:

„Sie reichten ihr das Abendmahl, Herr Pastor?“

„Ja“, entgegnete er.

Er war ebenfalls bleich, und es war klar, daß eine peinliche Erinnerung vor seiner Seele stand.

„Und meine theuere, meine angebetete Mutter sagte —

sagte — Ihnen — alles?" fragte Helene, und vermochte nur mit Mühe diese Worte hervorzustammeln.

„Geehrte Frau, ich bin Priester", antwortete Wenborg. „Das, was einem Priester in der Beichte anvertraut wird, ist in Schweigen begraben."

„Nur ein einziges, ein einziges Wort zur Aufhellung der Nacht, die mich umgibt", bat Helene angstvoll und heftig. „Nur ein einziges Wort, und ich werde Ihnen ewig, ewig dafür dankbar sein."

„Wenn ich kann", entgegnete der Pastor gerührt.

„War meine Mutter schuldig?" fragte Helene und stieß diese Worte mit keuchender, hastiger Stimme hervor.

Der Pastor schwieg.

Helene faßte seine Hand und setzte hinzu:

„O, es ist eine Tochter, welche bittet, eine Tochter, welche zehnmal sterben wollte, dafern sie nur zu ihrem eigenen Herzen sagen könnte: Deine Mutter war nicht schuldig."

„Geehrte Frau", antwortete Pastor Wenborg mit mildem Ernste, „diesen Wunsch kann ich nicht erfüllen. Das einzige, was ich Ihnen auf mein Gewissen versichern kann, ist, daß Sie mit voller Zuversicht darauf hoffen können, Ihre Mutter in einer bessern Welt wiederzusehen. Wer viel geliebt hat, dem wird auch viel verziehen werden, und Ihre Mutter hatte Sie so innig geliebt, daß Gott mit ihren Fehlern sicherlich Nachsicht haben wird. Sie war Ihrer Achtung, Ihrer Liebe würdig."

„Dank", stammelte Helene, während ihr die Thränen unaufhaltsam die bleichen Wangen herabrannen.

Emy's Wiedereintritt in den Saal unterbrach das Gespräch; aber es war als ob diese Worte eine gewisse Ruhe über Helenens Gemüth ausgebreitet hätten.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Wir lassen einen Monat vergehen und wollen sehen, wie es jetzt mit den betreffenden Personen aussieht. In einem kleinen Zimmer in einem der kleinern Gebäude von Lundagard, am Ufer des Flusses, saßen Emy und Helene.

„Du fragst mich, ob ich ihn wirklich geliebt habe?" sagte Emy, träumerisch durch das Fenster schauend. „Ach, Helene, ich liebe ihn auch in diesem Augenblick noch; ich liebe ihn so warm, so tief, so innig, daß ich oft über die gewaltsame Natur meiner Gefühle fast erschrocken bin. Jeden Tropfen meines Blutes könnte ich für sein Glück und seine Freude hingeben."

Auf Emy's sonst so ruhigem Gesicht leuchteten jetzt die Flammen einer glühenden Leidenschaft.

„Und dennoch verstießest du ihn?" fragte Helene, indem sie Emy mit schwärmerischem Blick betrachtete.

„Ja, mein Gewissen, die Erinnerung an meine Mutter befahl mir es zu thun. O, was dieser Schritt mich kostete, welchen furchtbaren Kampf ich mit meinem Herzen zu bestehen hatte, dies kann niemand, niemand sich denken als du, meine Helene", sagte Emy, indem sie Helenen warm und liebend umarmte.

„Und niemand kann dich inniger lieben als ich“, antwortete diese. „O, wenn ich bedenke, wie meine Freundschaft für dich mildere Gefühle in meine Seele zurückgeführt hat, dann glaube ich nicht mehr, eine fluchbeladene Verstoßene zu sein, welche durch eine grausame Pflicht genöthigt ist, ihr zwischen Verzweiflung und Haß getheiltes Leben hinzuschleppen.“

„Haß, Helene?“ wiederholte Emy und sah ihre Freundin an. „Haß? Kann dein Herz wirklich Haß hegen? Nein, das ist nicht möglich.“

„Ich will nicht schaden, ich will mich nicht rächen; aber ich kann nicht verzeihen“, antwortete Helene bitter. „Ich kann jene Niedrigkeiten, jene Verfolgung nicht verzeihen; dies ist mir unmöglich.“

Emy ergriff Helenens beide Hände, und sah sie mit so warmem, so reinem Blick an, als ob sie dadurch alles Finstere und Bittere in der Seele der Freundin beschwören wollte. „Bedenke, daß Christus, als er unter den Händen seiner Henker blutete, die großen herrlichen Worte sprach: «Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.» Denke an diese Worte, denke an die Milde und Versöhnlichkeit, welche darin liegt, und sage: Steht uns fehlenden Menschen wol das Recht zu, nicht zu verzeihen, wenn Er mit seinem göttlichen Erbarmen uns es lehrt? O, Helene, fliehe zu dem Trost, den das Christenthum gibt, fliehe zu diesem und du wirst daraus Kraft schöpfen, zu vergessen, was du gelitten, und denen zu verzeihen, die dich verfolgen.“

Helene saß schweigend da. Emy's Stimme hatte etwas zum Herzen Dringendes; es lag eine so wahre Ueberzeugung in ihren Worten und ein so aufrichtiger Glaube in ihrem Blick, daß Helenen die Thränen in die Augen traten.

„Mit dir an meiner Seite, unter dem Einfluß deiner Worte, wird meine Seele besser und mein Herz weicher werden. Gott gab mir dich, damit die Verzweiflung

mich nicht zermalme. Aber sage mir, Emy, was ist es, was dich so viel besser gemacht hat als andere?"

„Ich bin nicht besser als andere", antwortete die sonst so stolze Emy mit so schlichter Demuth, daß ihr dadurch ein neuer Reiz verliehen ward; „nein, in meiner Brust schlägt ein schwaches, leidenschaftliches Herz; wenn ich aber in meinen Handlungen und meiner Denkweise eine gewisse Veredlung zu erreichen suche, so kommt dies daher, daß die Erinnerung an meine Mutter vor meiner Seele steht wie das Bild des Ideals, dem ich gleichen möchte. Besitze ich einige Tugenden, Helene, so haben sie ihren Ursprung in den Lehren und dem Beispiele meiner Mutter. O, ich möchte nicht den Tag erleben, wo ich nicht ihre Liebe und ihren Beifall verdiente; denn für mich ist sie nicht todt, sondern sie lebt — sie lebt und umschwebt mich mit ihrem Geist."

„Emy, du bist das lange geträumte Ideal, nach welchem meine Seele sich gesehnt, welches sie aber niemals zu finden geglaubt."

Helene schmiegte sich dichter an die Freundin.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Täglich waren Helene und Emy beisammen, und letztere war der erstern so unentbehrlich geworden, daß diese der Gattin des Lieutenants den Vorschlag machte, sich und ihre Tochter auf Lundagard in Pension zu geben. Auf Clara's eifrige Verwendung willigten Beckers ein, und es ward beschlossen, daß Helene im Herbst zu ihnen ziehen sollte.

Während der zwei Monate, welche bis dahin vergingen, wuchs die gegenseitige Anhänglichkeit und gewann bei Helenen jenen hohen Grad von Exaltation, welcher überhaupt alle ihre Gefühle kennzeichnete.

Der nachfolgende Brief von Emy an Helenen kann besser als wir einen Begriff von der ungewöhnlichen Freundschaft und Anhänglichkeit geben, welche bei Emy sich auf Theilnahme und eine gewisse Sympathie, bei Helenen auf Bewunderung der wirklich moralischen Ueberlegenheit und das wahrhaft Reine und Erhabene in Emy's Charakter stützte.

„Geliebte Helene.

„Ach, daß ich so unüberlegt meinem Schmerze Luft machte, und durch Erzählung der Leiden, welche meine Liebe für mich zur Folge gehabt, auch Dir Schmerz

bereitete! Aber Du hast keine Ahnung, wie wonnig es ist, sein Herz vor einer Freundin ausschütten zu können. Kannst Du mir verzeihen, daß ich Dein schon vorher so betrübtes Gemüth durch eine neue Unruhe — durch Unruhe über mich — beschwert habe? Ich kann es mir selbst kaum verzeihen.

„Als ich von Hanskär zurückkehrte, war der Abend herrlich und sprach zum Herzen; der melancholische Mondschein erfüllte mich mit Wehmuth und ich dachte an Dich. Ach, Helene, ich betete so warm, so innig für Dich zu Gott; ich bat ihn, Deinen Kummer zu mildern und Dein Herz mit Trost und Hoffnung zu ihm zu kehren. Meine Gebete waren so innig, daß ich fühlte, er erhöre mich. Wiederum werden Dir die Rosen der Freude blühen und Du wirst im Bewußtsein, Deine Pflichten erfüllt zu haben, einen Trost für alles finden, was Du gelitten hast. Wenn ich Deiner Seele das feste kindlich fromme Vertrauen zu Gott einflößen könnte, welches in meinem Herzen wohnt, dann würde die Verzweiflung nicht länger in dem Deinigen weilen. Ich sende Dir einige Blumen. O, daß diese Dir alle jene Worte der Zärtlichkeit und des Trostes zuflüstern könnten, die ich Dir senden möchte. Bald bin ich wieder bei Dir. Deine Emy."

In einem andern Brief kam die Stelle vor:

„Sage nicht, es sei der Zufall, der uns zusammengeführt. Nein, geliebte Freundin, es ist eine höhere Macht, welche unsere Wege sich kreuzen ließ, gerade als wir beide eine der andern Freundschaft so sehr bedurften. Wie sich auch das Leben für uns gestalten mag, Helene, so weiß ich eins, nämlich, daß unsere Schicksale gemeinsam werden müssen. Gott, der Allgütige, hat es so gewollt, als er unsere Herzen für einander schuf, als er uns zusammenführte, damit wir einander stützten und trösteten — und innig dankbar bin ich gegen ihn, der seine Kinder niemals verläßt."

In einem Brief, welcher geschrieben ward, während Helene unwohl und in sehr niedergeschlagener Gemüthsstimmung war, standen folgende Worte treuer Anhänglichkeit:

„Meine Gedanken haben Tag und Nacht Dich umschwebt, und bald Unruhe, bald Hoffnung in ihrem Schoſe getragen. Ich habe aber die Vorsehung so aus der Tiefe meines Herzens angefleht, uns noch nicht zu trennen, Dich für Dein Kind und mich leben zu lassen, daß Gott, der so gut ist, mich sicherlich erhören wird, obschon Dir der Tod als ein willkommener Gast erscheint; Dir, für welche Unglück und Kummer die wenigen Rosen, welche das Leben bietet, entblättert und nur Dornen zurückgelassen haben. Zwischen diesen Dornen aber, meine Freundin, hat Gott eine Blume erblühen lassen, und diese ist — Dein Kind. Schlägt Dein Herz nicht laut bei dem Gedanken an dieses, und gibt es Dir nicht den geringen Muth zum Leben? Ach, lebe für mich und Deine Tochter; denn sie würde einsam stehen, wenn Du heimgingst, und mein Herz würde ewig bluten, wenn ich Dich verlöre. Verlaß Dich darauf, es gibt keinen so bittern Schmerz und kein so qualvolles Leiden, daß Gott es nicht heben könnte und wollte, wenn er uns geduldig und in seinen Willen ergeben findet. Deshalb müssen wir von ganzer Seele auf ihn vertrauen. Er wird dereinst unsern Kummer in Freude verkehren."

Der Geist, der aus diesen Zeilen athmet, ist der beste Dolmetscher der warmen Anhänglichkeit, des reinen und wahren Glaubens, welcher in Emy's Herzen wohnte und sie zum Weib in der edelsten und schönsten Bedeutung des Wortes machte. Ihr Glaube war fest und unerschütterlich, ihre Zärtlichkeit kannte keine Grenzen, und ihre Wünsche kehrten sich stets mit Hoffnung und Zuversicht zu Gott.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Während die Zeit Hildur dem Tage entgegenführte, wo sie Arvid's Gattin werden sollte — denn die Hochzeit war bis zum November aufgeschoben worden —, während Arvid theils auf Lundagard, theils auf Liljedal weilte, und sich, Gott allein weiß welchen Träumen überließ, die ihn ernster, zuweilen heftig und sehr oft unbeständig von Gemüth machten, während Helene und Emy sich immer fester aneinander anschlossen, und Clara sich mit ein wenig Eifersucht über der Freundschaft, welche Emy an Helenen verschwendete, vergessen sah, theilte Pastor Wenborg seine Zeit zwischen seinen Amtsgeschäften und Lundagard, wohin ein geheimer Magnet ihn zog.

Während dies und noch viel mehr sich auf Lundagard entwickelt, wollen wir uns unterrichten, wie das Leben sich für die reiche und allmächtige Gräfin Sappho Ruben gestaltet, welche wir ziemlich lange in Vergessenheit haben gerathen lassen.

Unsere kleine bezaubernde Gräfin war in den ersten Tagen des Juni von einer Reise im Ausland zurückgekehrt, welche ein ganzes Jahr gedauert hatte.

Bei ihrer Zurückkunft hatte sie einige Besuche bei

ihren nächsten Verwandten gemacht, welche auf dem Lande wohnten, in den ersten Tagen des August aber war sie ohne vorherige Meldung in Löda angekommen, und hatte durch ihr plötzliches und unerwartetes Erscheinen daselbst eine gewaltige Ueberraschung hervorgerufen.

Der Inspector, der Kassirer, der Hofmeister und der Buchhalter hatten bei dieser durchaus nicht willkommenen Ueberrumpelung beinahe den Verstand verloren. Man sah ein fortwährendes Hin- und Herrennen von dem Hauptgebäude die ganze Hüttenwerksgasse hinauf, bis in die Schmieden und Hammerwerke. Wenn die Russen das arme Löda überfallen hätten, so hätten sie keinen größern Wirrwarr verursachen können, als die Bewohner in ihrer Bestürzung selbst machten.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich auch die durchaus nicht erfreuliche Nachricht, daß die Gräfin hier den Winter zuzubringen und durch ihre hohe Anwesenheit den Notabilitäten von Löda einen durchaus nicht angenehmen Zwang aufzulegen gedachte. Ueberdies war die Alleinherrscherin über das zeitliche Wohl dieser Menschen auf keineswegs liebenswürdiger Laune, was durch das Gerücht ebenfalls auf das dienstfertigste überall verkündet ward.

Der Grund hiervon war, daß Sappho, welche auf Besuch bei Verwandten blos in der Hoffnung gereist, mit Arthur zusammenzutreffen, welcher nach dem, was sie bei ihrer Ankunft in Stockholm erfahren, auf einer Reise zu den Mitgliedern der Familie begriffen war, sich in dieser Erwartung getäuscht gesehen hatte. Auch war sie der Vergnügungen sowie der ewigen Huldigungen, die man an sie verschwendete, überdrüssig, sodaß sie mit allem, sowol in ihr als außer ihr, in vollkommene Disharmonie gerathen war und beschlossen hatte, den Herbst und Winter auf ihrem stattlichen Löda zuzubringen, und sich so weit zu demüthigen, daß sie Arthur schriftlich ersuchte, sie dort zu besuchen, und ihr in Bezug auf

einige von ihr beabsichtigte Reformen zum besten ihrer Untergebenen mit seinem Rath und seiner Einsicht zur Seite zu stehen.

Noch hatte Sappho keine Antwort hierauf erhalten, denn sie hatte allerdings nach Stockholm an den Grafen geschrieben, war aber in vollkommener Unkenntniß seines dermaligen Aufenthaltsorts.

Sie hatte schon vierzehn Tage auf Löda zugebracht, von Graf Arthur aber noch keine Antwort erhalten. Es war ein sehr warmer Augustabend. Die Glasthüren des Parterresalons waren geöffnet, und Sappho saß zurückgelehnt in einem der Thür gegenüberstehenden Pompadour. Steif und mit einem eigenthümlich schmachtenden, gesuchten Ausdruck saß eine jüngere Dame an einem der geöffneten Fenster.

Ist dir, lieber Leser, jemals eine Gestalt begegnet, welche dir wie der Typus einer Gouvernante oder Gesellschaftsdame vorgekommen ist, so hast du einen klaren Begriff von Fräulein Melusine B. Sie war lang, etwas schief und hielt ihre Arme, als ob dieselben mit den Elnbogen an die Seiten ihres Körpers gebunden wären. Ihre Hände waren schmal und weiß, sie bewegte dieselben aber als wenn sie sich die Finger naß gemacht hätte. Das Gesicht war mehr rund als oval, mit einem Paar recht hübschen blauen Augen, einer Nase, welcher das, was man Nasenbein nennt, gänzlich abging, und die mit ihrer kleinen Spitze gen Himmel strebte. Der Mund hatte weiße Zähne und ein studirtes, gesuchtes Lächeln, das stark an ein altes Sprichwort erinnert, welches sagt: «Koste nicht was zu süß ist, es gleicht oft Honig, ist aber bitter wie Galle.» Dunkelbraunes schönes Haar umrahmte eine Stirn, welche einen sehr mittelmäßigen Verstand verrieth. Der ganze Kopf war klein, und klein war sicherlich auch die Seele, die darin wohnte. Melusine bekleidete das Amt einer Gesellschaftsdame bei der Gräfin.

„Haben Sie, Frau Gräfin, schon von der schönen

anziehenden Frau Waldén, der Inspectorsfrau des Grafen Ruben gehört?" hob Melusine mit lispelnder Stimme an.

„Welche Frage! Wie soll ich denn von dergleichen Leuten hören?" antwortete Sappho stolz, zündete eine parfümirte Cigarette an, und begann zu rauchen.

„Es versteht sich von selbst, daß Sie, Frau Gräfin, sich weder für dergleichen Personen interessiren, noch etwas von denselben hören, dafern die Namen derselben nicht mit andern von Rang verknüpft sind. Ich bitte um Verzeihung, daß ich ein so triviales Thema aufgenommen", sagte die Gesellschaftsdame mit unterwürfigem Lächeln, und schwieg.

Sappho's leichtbewegliches Gesicht wechselte mehrmals die Farbe. Sie warf den Kopf zurück, sodaß die goldig glänzenden Locken das Gesicht freiließen, worauf sie, um ihre Gemüthsbewegung zu verbergen, zu lachen anfing, und sagte:

„Liebe Melusine, ich höre dir an, daß du nichts inniger wünschst, als die schöne Frau und meinen Cousin verleumden zu dürfen. Thue es immerhin, es dient vielleicht zur Zerstreuung in dieser erstickenden Hitze."

„Zu verleumden, Frau Gräfin!" rief Melusine, und sah im höchsten Grade beleidigt aus.

„Ach, liebe Melusine, es lohnt nicht der Mühe, mir gegenüber diese Miene anzunehmen. Ich nenne jedes Ding bei seinem rechten Namen, und ich will nun, daß du deine Entdeckungen erzählst."

Sappho's Gesicht hatte, indem sie dies sagte, wieder jenen hochmüthigen Ausdruck, in welchem stets eine Demüthigung für die Person lag, mit welcher sie sprach.

„Sie sind doch nicht ungehalten auf mich, Frau Gräfin?" bat Melusine mit gut gespielter Bestürzung.

„Ungehalten! Mein Gott, was du doch für ein Wesens von dir machen kannst", antwortete Sappho, die Achseln zuckend. „Erzähle jetzt; etwas anderes mag ich nicht hören."

Melusine kannte die Gräfin zu gut, als daß sie sich ein einziges Wort erlaubt hätte, welches nicht das wenige berührte, was sie mitzutheilen hatte.

„O es ist nichts von Bedeutung", hob sie an. „Ich hörte blos von der Inspectorin Lindal hier in Löda, daß Graf Ruben vergangenes Jahr, während seines Verweilens auf Holmvik an dieser Frau Waldén ein wenig zu viel Gefallen gefunden haben soll. Seine Aufmerksamkeit gegen sie hat Aufsehen, und bis zu einem gewissen Grade Aergerniß erregt. Dennoch ward er dieses Verhältnisses bald überdrüssig, und verliebte sich plötzlich in eine andere Person."

Das Gesellschaftsfräulein hielt hier inne, und schielte die Gräfin an.

Sappho's sämmtliche Gesichtsmuskeln schienen auf einmal ein tausendfaches Beben bekommen zu haben, und spiegelten den ganzen Sturm ihrer Seele wider. Das Blut stieg und fiel in den Wangen, und die Brust hob sich gewaltsam.

„Nun, warum sprichst du nicht weiter?" rief Sappho heftig.

Melusine fand ein heimliches Vergnügen daran, eine Person zu quälen, von der sie so oft gedemüthigt ward. Mit innerer Schadenfreude antwortete sie daher:

„Die Geschichte der neuen Liebe, welche, wie ich glaube, auch jetzt noch besteht, ist vor der Hand zu Ende."

„Die Person aber, die er liebt, hat doch einen Namen und lebt irgendwo."

„Allerdings; aber es ist vielleicht unrecht, Namen zu nennen."

„Höre, Melusine, ich glaube, du willst dir einen Scherz mit mir machen!" rief Sappho, indem sie mit funkelnden Augen aufsprang.

„Ach, mein Gott, Frau Gräfin, dies ist mir niemals eingefallen! Sie wissen ja, wie gern ich mein Leben für

Sie ließe", antwortete die etwas bestürzte Melusine mit sklavischer Furcht.

Sappho sah ein, daß ihre Heftigkeit nur den empfindlichen Punkt in ihrer Seele bloßstellte, und sagte deshalb, indem sie sich wieder in den Pompadour warf:

„So mach' doch nicht so viel Umschweife, sondern sprich mit deiner gewöhnlichen Plauderhaftigkeit."

„Die Sache", fuhr Melusine auf diese Weise aufgefordert fort, „ist ganz einfach die, daß der Lieutenant auf Lundagard eine Gouvernante, oder Gesellschaftsmamsell, oder Gott weiß, was sie sonst ist, hat. Sie heißt Kreuzer und soll sehr schön sein, obschon ich nicht dieser Meinung bin. Ich habe sie hier einmal ganz flüchtig bei Inspectors gesehen. Sie soll auch gut singen. Frau Lindal erzählte nun, der Graf habe sich so ganz verzweifelt in sie verliebt, daß er um ihretwillen Lustpartien veranstaltet hat, und vergangenen Sommer fortwährend auf Lundagard gewesen ist. Man behauptet, der Lieutenant habe sich endlich veranlaßt gesehen, den Grafen zu bitten, seine Besuche einzustellen, und er habe dann den Ort verlassen. Heuer ist er jedoch wiedergekommen, und hat seine eifrigen Besuche erneut, bis Beckers ihm wieder den Rath gegeben haben, sich zu entfernen. Frau Walden ist, nachdem er ihrer selbst überdrüssig geworden, die Vertraute des Grafen bei seiner neuen Liebe. Sie ist sogar die Vermittlerin seines Briefwechsels."

„Woher weiß man denn dies alles?" fragte Sappho, und zerbröckelte die Cigarre zwischen ihren zitternden Fingern.

„Nun, von den Dienstleuten", antwortete Melusine.

In diesem Augenblick trat ein Diener ein, und meldete, daß die Kammeräthin Scheller die Frau Gräfin zu sprechen wünsche. Sappho sprang mit einem Ausdruck wirklicher Freude auf, und begrüßte Clara bei ihrem Eintritt mit wahrer und wirklicher Herzlichkeit.

„Ach, Clara, wenn du wüßtest, wie ich mich nach dir gesehnt habe!“ rief Sappho.

„Sie belieben zu schmeicheln“, antwortete Clara mit ihrer etwas stolzen Miene und dem kalten Ausdruck in ihren Zügen.

Melusine erhielt Befehl, das Zimmer zu verlassen, worauf sie sich zu Inspectors begab, um hier ihrerseits die Vornehme zu spielen, und ein wenig Stoff zu fernerm Geklatsch zu sammeln.

Sappho fragte Clara nach einem und dem andern, wie es ihr auf dem Lande gefiel u. s. w., bis sie endlich auf Beckers kam.

„Nun, liebe Clara“, sagte sie, „jene wunderbare Sängerin, welche Arthur bewog, in das Wasser zu springen, ist ja auch ein Wunderwerk an Schönheit.“

Sappho hatte, indem sie dies sagte, ihre gleichgültigste Miene angenommen; aber ihr ewig unruhiges Blut übergoß ihr Stirn und Hals mit seinen Purpurflammen.

„Wie kommt es, daß die Gräfin Ruben sich für eine so unbedeutende Person interessirt?“ fragte Clara ironisch.

„Man hat mir viel von ihrer Schönheit gesagt“, entgegnete Sappho, indem sie Clara's Blick auswich.

„Ach ja, Mamsell Kreuzer ist wirklich recht schön“, antwortete Clara, und begann dann von Helenen zu sprechen.

„Wenn ich“, sagte sie, „Helenens Leiden überdenke, kann ich mich nicht des bittern Gedankens enthalten, daß ihr Unglück seinen ersten Entstehungsgrund in Ihnen hatte, Gräfin. Finden Sie ihr Los kummervoll und düster, so lassen Sie sich dies für die Zukunft zur Warnung dienen, um durch Ihren Stolz nicht noch mehr Unglückliche zu machen.“

„Ach, du sprichst zu Gunsten dieser Mamsell Kreuzer“, rief Sappho mit blitzenden Augen. „Ich weiß alles; ja, ich weiß, daß Arthur sie liebt. Aber ich will diese

Person sehen, welche ihre Blicke bis zu ihm zu erheben wagt, und ich werde, wenn es nöthig ist, sie zermalmen."

„Ohne dadurch selbst Gegenliebe zu erringen", antwortete Clara. „Lassen Sie dieses reine, hoch über Ihnen stehende Mädchen in ihrer Unschuld leben, und suchen Sie bessere Mittel, um das Herz des Grafen Arthur zu gewinnen, als solche, die nur dazu dienen könnten, Sie in seinen Augen verhaßt zu machen. Glauben Sie mir, durch Herzensgüte gewinnt das Weib seine größten Siege; dies ist eine Regel, welche auf die Fürstin ebenso Anwendung erleidet wie auf die Bettlerin."

Was Sappho dachte, wissen wir nicht; sie schwieg aber eine lange Weile, und brachte dann das Gespräch auf etwas anderes.

Schon denselben Tag verließ Clara die Besitzung der Gräfin wieder, und kehrte nach Ängsö zurück.

Es ist ein ganz eigenthümlicher Zug in dem Charakter des Weibes, daß es mit fieberhafter Heftigkeit danach trachtet, die Person zu sehen, welche ihm vorgezogen wird. So war es auch mit Sappho. Sie wollte diese neue Nebenbuhlerin in Augenschein nehmen; sie wollte wissen, was es war, was diese in Arthur's Augen schöner erscheinen ließ.

Mit diesen Gedanken erwachte sie am folgenden Morgen, und gab Befehl zum Anspannen ihrer Droschke.

Auf Lundagard war man eben mit dem Frühstück fertig, als der Wagen der Gräfin auf dem Hofe vorfuhr.

Etwas überrascht, aber keineswegs bestürzt, empfing der Lieutenant die Gutsherrin der Besitzung, welche er in Pacht hatte.

Sappho war die Liebenswürdigkeit selbst, und so blendend schön, daß Emy sie mit stechendem Schmerz betrachtete, und dachte:

„Dies ist die, welche sicherlich einmal Arthur's Weib

wird. Ach sie ist ja so schön, so anziehend, daß er nicht umhin können wird, sie zu lieben."

Während Sappho mit dem Lieutenant über das Gut und die auf demselben vielleicht vorzunehmenden Verbesserungen sprach, hielt sie ihre Augen auf Emy geheftet, und dachte:

„An Schönheit bin ich ihr überlegen, warum sollte er ihr daher mit ihrem kalten, stolzen Aeußern den Vorzug geben? Ich will, daß er diese Bildsäule vergesse, und ich werde ihn auch vermögen, es zu thun."

Neununddreißigstes Kapitel.

An einem schönen Tage, gegen Ende des Monats September, rollte ein offener Reisewagen auf der nach der Stadt X. führenden Straße dahin. In diesem Wagen saßen vier Damen.

Die Straße war von eigenthümlicher Beschaffenheit. Links lag ein hoher gigantischer Tannenwald, und rechts befand sich ein steiler Abhang, der gerade in die Wogen des Gebirgsstroms hinabführte, welcher sich durch diesen Theil der Landschaft schlängelte. Auf der andern Seite des Flusses lag ein Thal, in dem eine Anzahl kleiner Wohnhäuser oder Hütten standen.

„Siehe, Helene, das ist der Gebirgsstrom", sagte Emy, welche eine der in dem Wagen sitzenden vier Personen war; „hier aber zeigt er sich noch nicht in seiner ganzen wildromantischen Schönheit."

Kaum hatte Emy diese Worte ausgesprochen, so knallte ein Schuß im Wald. Die Pferde scheuten, bäumten sich, und gingen rückwärts.

„Um Gottes willen, Petter, versuche die Pferde festzuhalten, sonst sind wir unglücklich, sie drängen den

Wagen gegen den Abgrund!" rief Hildur, welche mit todtenbleichen Wangen auf dem Rücksitze saß.

„Mamsell, ich kann nicht dafür, die verwünschten Bestien gehorchen nicht", antwortete Petter, der alles, was in seinen Kräften stand, aufbot, um die Pferde vorwärts zu treiben, während sie hartnäckig fortfuhren, rückwärts zu gehen.

Ein abermals im Walde fallender Schuß schreckte die schon durch den ersten scheugemachten Pferde dermaßen, daß sie hoch aufbäumten und der Wagen heftig an den Rand des Abhanges geschleudert ward, hier aber zum Glück an eine hohe starke Tanne stieß, die ihn vor dem Hinabstürzen bewahrte.

Das eine Rad zerbrach, und Emy erhielt bei dem Sturz des Wagens gegen den Baumstamm einen heftigen Schlag an den Kopf.

„Petter, Petter! Wir sind verloren!" rief Selma, als die Pferde abermals bäumten und sich überschlagen und das ganze Fuhrwerk mit in den Abgrund hinabstürzen zu wollen schienen.

„Ich kann es nicht ändern!" schrie Petter.

Noch eine Bewegung und der Wagen wäre in Trümmer geschlagen, und die Insassen desselben in die reißenden Fluten des Gebirgsstroms geschleudert worden. Die erschrockenen Mädchen standen eben im Begriff, aus dem Wagen zu springen, als eine Stimme in ernstem und beinahe befehlendem Tone rief:

„Rühren Sie sich nicht! Bleiben Sie ruhig sitzen, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist!"

Gleichzeitig packte eine kräftige Hand die Pferde am Zügel.

„Fredrik, spann' den Wagen ab; gib die Zügel her, Kutscher, steig' vom Bock und hilf die Pferde losmachen!" befahl dieselbe Stimme.

Drei fremde Diener und Petter gehorchten dem Befehle sofort. Als die freigemachten Pferde auf der Land=

straße schnaubten, ward die Aufmerksamkeit auf den Wagen und die erschreckten jungen Damen gelenkt. Der, welcher die Befehle ertheilt, ging auf sie zu, und sagte:

„Nun, meine Damen, steht es Ihnen frei —“

Mehr konnte er nicht sagen. Seine Augen fielen auf Emy, und er unterbrach sich, indem er ausrief:

„Mein Gott, was sehe ich! Emy!“

Und mit zwei Sprüngen stand er neben dem Wagen.

Selma und Hildur waren schon herausgehüpft, und Helene stand eben im Begriff, dasselbe zu thun, als Graf Arthur Ruben herbeigestürzt kam. Er riß beinahe Helenen aus dem Wagen, faßte dann Emy in seine Arme und hob sie heraus. Sie war ohnmächtig, was ihre drei Begleiterinnen in diesen Augenblicken gewaltigen Schreckens nicht bemerkt hatten. Als der Graf aber ihr den Kopf emporhob, schrien Hildur und Helene:

„Gott im Himmel, Blut! Emy! Emy ist todt!“

Der Graf ward todtenbleich, als er das Blut von Emy's Schläfe herabrinnen sah. Er schob Helenen, welche Emy's Hände verzweiflungsvoll gefaßt, auf die Seite, und trug die Ohnmächtige die steile Anhöhe hinauf, indem er blos sagte:

„Wasser! Schaffen Sie Wasser!“

Im nächsten Augenblick hatte er seine Bürde am Rande des Waldes ins Gras niedergelegt. Und ihr Haupt ruhte an seiner Brust, während er die Wunde verband und das Blut abtrocknete. Er überließ sich der ganzen Stärke seines heftigen Schmerzes, während Emy immer noch ohnmächtig blieb, und Helene und Hildur kniend und weinend sie zur Besinnung zurückzubringen suchten, obschon ihre Bemühungen lange fruchtlos blieben.

„Emy, meine Braut, meine Gattin, mein Engel, erwache, erwache! Was soll aus deinem Arthur werden — jetzt, jetzt, wo er nicht mehr ohne dich leben kann! Sieh mich ein einziges mal an! O, laß mich von deinen Lippen

hören, daß du mich liebst, und ich werde mich dann glücklich preisen, mit dir sterben zu können."

Der Graf drückte Emy leidenschaftlich ans Herz, ohne sich an Helenens und Hildur's Gegenwart zu kehren. Er sah nichts, er fühlte nichts, er begriff nichts weiter als daß Emy leblos in seinen Armen lag. Hätte man in diesem Augenblick sein Vermögen, seinen Adel und seine Ehre gefordert, er hätte für dieses theure Leben alles hingegeben.

„Emy, Emy, ich komme um dir mein Leben zu bieten, und du — du — nein — nein — du mußt erwachen. O, ein einziger Blick, eine einzige Minute Leben, und dann will ich dir folgen!" rief er verzweifelt.

Langsam arbeitete sich ein Seufzer aus Emy's Brust und sie schlug die Augen auf. Ihr Blick war scheu und verworren, als sie ihn aber auf den Grafen heftete, ward er klarer, und sie flüsterte mit mattem, beseligendem Lächeln:

„Arthur! — O Gott! Ich danke dir!"

Mehr vermochten die bleichen Lippen nicht zu stammeln.

Einige Minuten darauf saß Emy im Wagen des Grafen von Helenens Armen umschlossen, und an ihrem Herzen ruhend. Der Graf hatte selbst ihr gegenüber Platz genommen, und hielt ihre Hände in die seinen geschlossen. Hildur und Selma saßen zusammengedrängt in stummem, stillem Schmerz auf dem vierten Platz. Der Wagen fuhr mit der Schnelligkeit des Blitzes, aber nicht nach X., sondern hatte umgelenkt, um womöglich Emy nach Lundagard zurückzubringen.

Das Schweigen im Wagen ward nur durch Emy's Stimme unterbrochen, welche dann und wann einige unzusammenhängende Worte stammelte.

„Nun komm ich zu dir, meine Mutter", flüsterte sie, „aber erst will ich ihn sehen; ich will von ihm in seiner glühenden Sprache hören, wie er mich liebt — Mutter! Mutter!"

Emy schwieg und der Graf drückte ihre Hände an seine Lippen, bog sich zu ihr herüber, und sagte in jenem leisen vibrirenden Tone, welcher starken Gemüthsbewegungen eigen zu sein pflegt:

„Arthur wird dir nach der Heimat deiner Mutter folgen. Er kann nicht leben, wenn Emy nicht mehr ist. O, sag', sag', daß du mich liebst."

„Mein Kopf!" stammelte Emy, welche in ihrer fieberhaften Betäubung Arthur's Worte nicht faßte. — „Er brennt! Er brennt!"

Endlich, nachdem man zwei qualvolle Stunden lang ununterbrochen und schnell gefahren, rollte man in den Hof von Lundagard hinein.

Der Graf hatte einen seiner Diener nach dem Arzte geschickt. Als der Wagen hielt, faßte er Emy in seine Arme und trug sie in das Haus hinein. Während sie an seinem Herzen ruhte, flüsterte sie immer noch bewußtlos:

„O, hier, hier laß mich sterben."

Die Lippen des Grafen berührten hastig die schneeweiße Stirn. In diesem Augenblick wäre er gern mit ihr gestorben.

Die Zeit verging, aber Emy fuhr immer noch fort, zu phantasiren. Der Graf schwamm in einem Meer von Unruhe und Qualen, und brachte die Tage, ja sogar einen Theil der Nächte in Lundagard zu.

Vergebens stellte Becker ihm vor, daß dies den Leuten Stoff zu allerhand tadelnden Bemerkungen geben würde. Er hörte nicht darauf, sondern antwortete:

„Stirbt sie, so sterbe ich mit. Lebt sie, dann ist mein Name ein sicherer Schutz gegen jede Verleumdung. Verlangen Sie nicht, daß ich leben soll, ohne wenigstens mit ihr unter einem und demselben Dache zu sein, wenn ich sie nicht sehen darf."

An Emy's Bett wachten Helene und Hildur. Der Schmerz der erstern stand in ihrer ganzen äußern Er-

scheinung, und in der Verzweiflung zu lesen, die in ihrem Blicke lag. Hildur dagegen war ganz still, und kein Wort, keine Klage kam über die geschlossenen Lippen. In ihrem Auge aber lag ein Ausdruck von Theilnahme und Anhänglichkeit, welcher zu Thränen rührte. Es lag in diesem stummen Kummer etwas wirklich Sprechendes.

Selma ward durch alles dies gezwungen, den Personen, welche kamen, um sich nach Emy zu erkundigen, Gesellschaft zu leisten.

Arvid kam, um seine Braut zu begrüßen und einige Tage auf Lundagard zu verweilen.

Die durch den Unfall unterbrochene Reise hatte den Zweck gehabt, Einkäufe für Hildur's Hochzeit zu machen.

Hildur, welche selten von Emy's Lager wich, konnte Arvid nur auf kurze Augenblicke sehen. Während eines dieser Augenblicke, als Emy schlief, stahl Hildur sich in das große Wohnzimmer. Es war Abend. Die Dämmerung hatte schon begonnen ihren Flor über das Antlitz des Tages zu breiten. Arvid saß allein, wortkarg und gedankenvoll.

„Wie steht es mit Emy?" fragte er in einem Tone, welchem die frühere lebensfrische Herzlichkeit gänzlich abging.

„Das Fieber hat sich gelegt, und der Arzt erklärt, sie sei nun als außer Gefahr zu betrachten, dafern sie sich nur vollkommen ruhig verhält."

„Das wäre recht gut; denn so wie es jetzt hier ist, kann kein Sterblicher es aushalten", entgegnete Arvid, indem er sich erhob und auf und abzugehen begann, ohne sich Hildur zu nähern.

„Was meinst du, Arvid?"

Es war jetzt schon so dunkel, daß Arvid Hildur's Blick nicht sehen konnte; in seiner Stimme aber lag ein eigenthümliches schmerzliches Beben. Er ging auf Hildur zu, faßte ihre beiden Hände, und sagte mit einiger Bitterkeit:

„Hildur, du liebst so viele; deine Anhänglichkeit ist

so getheilt, daß, wenn es um und um kommt, ich in deinem Herzen den letzten Platz einnehme. Dennoch möchte ich gern eine Frau haben, welche nur mich liebt."

„Was du da sagst, ist nicht dein Ernst", entgegnete Hildur leise. „Ich verlasse ja alles, und folge dir."

„Nein, du verlässest mich, um Emy zu pflegen, die nicht einmal deine Schwester ist. Du wirst auch künftig einmal auf den ersten Ruf von ihr, die du liebst, dein Haus und deinen Gatten verlassen. Dieser Unglücksfall war ein schlimmer Vorbote, der für mich nichts Gutes bedeutet."

„Arvid!"

Mehr sagte Hildur nicht; aber er fühlte ein paar heiße Thränen auf seine Hände fallen, und ein Gefühl von Reue, welches durch eine innere anklagende Stimme erweckt ward, regte sich in seiner Brust.

„Verzeih, verzeih, ich bin egoistisch", flüsterte Arvid, und schlang seinen Arm um Hildur.

„Ein geringes Vergehen wird schnell verziehen", antwortete Hildur sanft.

Sie setzten sich beide auf das Sofa, und einige Augenblicke vergingen mit dem Austausch von Zärtlichkeitsbeweisen.

Selma trat mit Licht herein. Sie trug in jeder Hand eins, sodaß der Schein auf ihr Gesicht fiel, welches unbeschreiblich hübsch und anziehend war.

„Sieh nur, Hildur, wie liebenswürdig Selma aussieht!" sagte Arvid, und betrachtete seine junge Cousine mit freudestrahlenden Augen.

Hildur fühlte in ihrem Herzen eine unerklärliche Kälte, und eine eigenthümliche Beklommenheit bemächtigte sich ihrer Seele. Es war gleichsam eine dunkle Ahnung eines Leidens, eines bittern Schmerzes.

Hildur konnte sich von allen diesen ihr selbst nicht klaren Qualen nicht losreißen, aber lieber wäre sie gestorben, als daß sie jemand davon hätte etwas ahnen

lassen. Sie erhob sich deshalb, und Arvid, welcher mit Selma zu scherzen begonnen, schien nicht darauf zu achten, daß sie das Zimmer verließ.

„Höre, Selma", sagte Arvid, und faßte seine künftige Schwägerin mit beiden Händen um den schlanken Leib. „In diesem Dunst von Krankheit und Thränen könntest du einen armen Sünder durch ein wenig Gesang aufheitern."

„Wie du doch redest! Wie ginge das an, wenn Emy krank ist!" antwortete Selma und drängte ihn erröthend von sich.

„Ach, Selma, nur ein einziges kleines Liedchen. Ich bitte, ich flehe dich darum. Sieh mich hier zu deinen Füßen", setzte er lachend hinzu, indem er die Knie vor ihr beugte. „Bedenke, daß ich nahe daran bin, vor Langeweile zu sterben."

„Mein Gott, Arvid, wie kindisch du doch bist! Steh' auf!" antwortete Selma und bemühte sich zu scherzen, auf ihren Wangen aber brannten purpurrothe Rosen.

„Ich stehe nicht eher auf, als bis du mir versprochen hast zu singen, als bis du —"

Arvid stockte und sprang auf. Seine Augen fielen auf die Thür ihm gerade gegenüber, wo jetzt Hildur stand. Der Blick, den sie auf ihn heftete, hatte etwas so Bekümmertes, etwas so seelenvoll Leidendes, daß er sich vor sich selbst schämte.

„Liebe Selma, warum willst du nicht singen?" sagte Hildur in ihrem gewöhnlichen treuherzigen Ton, und dadurch ihre Gefühle vollständig verbergend. „Ich sollte meinen, daß du dich nicht so lange nöthigen zu lassen brauchtest. Singe, und danke Gott, daß dich jemand hören will."

„Na, so schön wie du, singe ich auch noch", meinte Selma lachend.

„Das kommt auf den Geschmack an. Dem einen gefällt Vogelgezwitscher, dem andern Sphärengesang."

Hildur ging quer durch das Zimmer, um sich zu Emy zu begeben.

Arvid, welcher Hildur's Blick gesehen, ließ sich durch ihren Scherz nicht so leicht täuschen, sondern faßte, als sie an ihm vorbeiging, ihre Hände, und sagte:

„Verläßest du mich schon wieder?"

„Ich lasse dich ja nicht allein. Selma wird singen, und da hast du gleich eine Zerstreuung."

„Bist du bös auf mich?"

„Ich bös auf dich!" entgegnete Hildur mit wehmüthigem Lächeln und kopfschüttelnd. „Nein, Arvid, dir kann mein Herz niemals zürnen."

Sie fuhr ihm mit der Hand schmeichelnd über die Stirn, und in ihrem Blick lag so unbeschreibliche Hingebung, daß darin die Verheißung einer Liebe lag, die ihren Ursprung in einer bessern Welt hatte.

„Nun, dann setze dich zu mir", bat er.

Hildur setzte sich, und Selma sang mit weicher zum Herzen sprechender Stimme:

„Wie traulich, wenn am eignen Herd
Ein lustig Feuer knistert u. s. w."

Der Eintritt des Grafen machte dem Gesange, ebenso wie Hildur's und Arvid's stillen Träumen, ein Ende.

Wenn in Hildur's Gefühlen etwas Ruhiges, dem Himmel Verwandtes und Leidenschaftsloses lag, so stammten die des Grafen Arthur dagegen nur aus dem Erdenleben und dessen glühenden Leidenschaften und Ausschreitungen. Auf seinem Gesicht las man alle die Stürme, welche in seiner Seele tobten, die Angst, die ihn quälte, die exaltirte Liebe, welche sein Herz barg.

Als er vernahm, daß es mit Emy besser ging, verriethen seine Züge die lebhafteste Freude, und er blieb, bis sie erwachte, um noch zu hören, wie sie sich jetzt befand.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schwartz, Marie Sophie,

Blätter aus dem Frauenleben eine Erzählung

Bd.: 1

Leipzig (1863)